

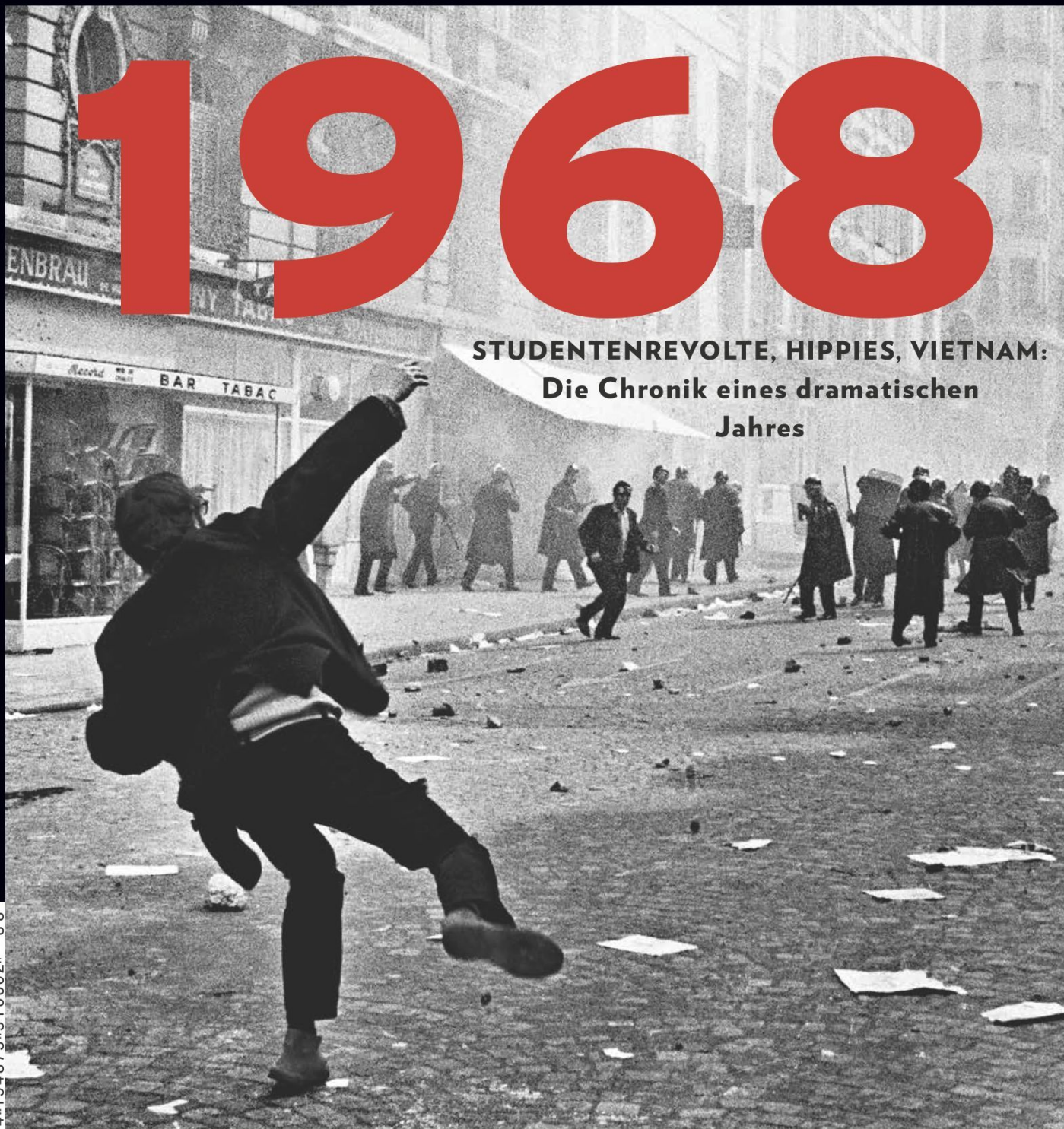
Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 88

1968

STUDENTENREVOLTE, HIPPIES, VIETNAM:
Die Chronik eines dramatischen
Jahres

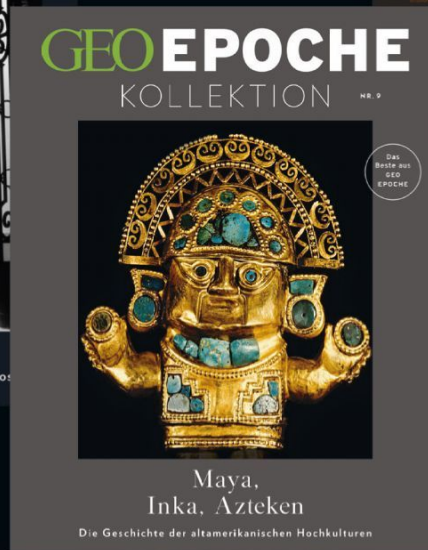


Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Dänemark dkr 110,- · Italien € 13,50



Berlin: Die Rebellion der Jungen / Vietnam: Supermacht in der Falle / Beatles: Zum Guru nach Indien
USA: Tod eines Träumers / Paris: Aufstand in den Straßen / China: Krieg der Kinder / Musik: Der Sound der Revolte
Biafra: Hunger als Waffe / Prag: Das Ende der Freiheit / Computer: Eine Maschine für die Zukunft

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Jahr 1968 war ein Jahr des Aufruhrs. In vielen westlichen Ländern erhoben sich junge Menschen, vor allem Studenten, und rebellierten gegen den Vietnamkrieg der USA, das kapitalistische System, eine in ihren Augen überholte Moralvorstellung, vermeintlich reaktionäre Eliten. Das Besondere an dieser Revolte: Sie war erstmals global. Zu den mächtigen, zum Teil über Tage, ja sogar Wochen anhaltenden Protesten kam es in Westberlin ebenso wie in Tokyo, in Rom wie in London, in Paris wie in New York.

In diesem Heft berichten wir von den wichtigsten Ereignissen jener zwölf Monate und rekonstruieren neben dem Aufstand der Studenten unter anderem Chinas bürgerkriegsartige Kulturrevolution, das kurze Aufblühen des „Prager Frühlings“, die Attentate auf Martin Luther King und Robert Kennedy – aber auch die Eskapaden der Hippiebewegung und den Siegeszug der Rockmusik.

In Deutschland flaute die Protestbewegung schon bald ab; manche ihrer Aktivisten entschieden sich für einen „Marsch durch die Institutionen“, um das Land nach und nach von innen heraus zu reformieren. Andere schlossen sich den sich nun bildenden maoistischen K-Gruppen an, und ein kleiner Teil radikalisierte sich und folgte der mörderischen „Roten Armee Fraktion“, die 1970 entstand.

Die Folgen jenes Jahres aber sind bis heute umstritten. Je nach politischem Standpunkt gelten die „Achtundsechziger“ vielen als Auslöser wichtiger Neuerungen sowie der längst überfälligen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit – oder als verantwortlich für Werteverfall und Terror.

Was also ist das Erbe von 1968?

Tatsächlich kam es in Deutschland schon bald zu weitgehenden Reformen. Überholte und diskriminierende Gesetze wurden geändert oder abgeschafft, etwa gegen Homosexuelle oder Abtreibungen. Im Oktober 1969 erklärte der neu gewählte SPD-Bundeskanzler Willy Brandt, sein Kabinett wolle „mehr Demokratie“ wagen. Und die Mordtaten des NS-Regimes wurden fortan so aufgearbeitet, wie es diesem Jahrtausendverbrechen angemessen ist. Zwar hatten manche dieser Entwicklungen bereits zuvor begonnen, doch die Erfahrungen von 1968 beschleunigten sie.

Mindestens ebenso wichtig aber war, dass die Protestkultur der Studenten allmählich unser Land durchdrang, wie auch drei ihrer großen Forderungen: Emanzipation, Partizipation, Transparenz – ob es nun um die Selbstbestimmung der Frauen ging, die Friedensbewegung, das wachsende ökologische Bewusstsein oder die Offenheit gegenüber Minderheiten und alternativen Lebensentwürfen.

Der Jenaer Historiker Norbert Frei, ein Experte für jene Zeit, schreibt dazu in



einer Art Fazit: „Binnen weniger Jahre [gab es] mehr Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern und mehr Rechte für gesellschaftliche Randgruppen; mehr Mitsprache an der ‚Basis‘ der Parteien, in Gewerkschaften, Kirchen, Verbänden; mehr Offenheit und Begründungspflicht [bei] Staat und Gemeinden; mehr Demokratie bei der Polizei.“ Und er fährt fort: „Wenn die Bundesrepublik ein Land der Bürgerinitiativen wurde, dann war dies auch ein Ergebnis von ‚68‘.“

Die Kritiker der Protestgeneration – und es gibt viele – verweisen dagegen auf ihre negativen Folgen. Sie werfen den 68ern unter anderem vor, nie ihre Haltung zur Gewalt geklärt – und so den Boden für die Morde der RAF bereitet zu haben. Das ist nicht ganz von der Hand zu weisen: In der Tat entstammten viele Terroristen dem Milieu des studentischen Protests.

Manche Konservative rügen zudem, die Studentenbewegung habe zu einem Verfall traditioneller Tugenden wie Fleiß, Disziplin, Leistungsbereitschaft geführt sowie zu einem Absinken von Standards, etwa in der Bildungspolitik. Linke Akademiker hätten Universitäten und Teile des Justizsystems unterwandert.

Diese Wahrnehmungen mögen in Einzelfällen zutreffen, sie verblässen aber, so sehen es heutzutage die meisten Fachleute, gegenüber dem Modernisierungsschub, der die Bundesrepublik nach diesem Epochenjahr erfasste.

Und wirklich: Heute gehen die meisten Deutschen mit ihrer besonderen Verantwortung vor der Geschichte, aber auch mit politischen und sozialen Veränderungen anders um als die Generation vor 1968.

Ehe für alle, Atomausstieg, Emanzipation, Bürgerbegehren: Unser Land ist offener geworden, ökologischer, gleichberechtigter, bunter und (zumeist) toleranter. Es hat sich eine Gesellschaft entwickelt, die auf Engagement und Teilhabe gründet. Und so gilt Deutschland – trotz seiner so unseligen Vergangenheit – heute vielen in aller Welt als Vorbild.

Das vor allem macht das Erbe von 1968 aus, und wir sollten es nicht vergessen.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



**Konzept
dieser Ausgabe:**

Joachim
Telgenbüscher



26

PROTEST

Der weltweite Aufstand der Jugend erfasst auch die Bundesrepublik. An der Spitze: der Studentenführer Rudi Dutschke.



70

PARIS IM MAI

Nirgendwo kommen die jungen Rebellen einem Umsturz näher als in Frankreich. Streiks und Krawalle lähmen das Land.



40

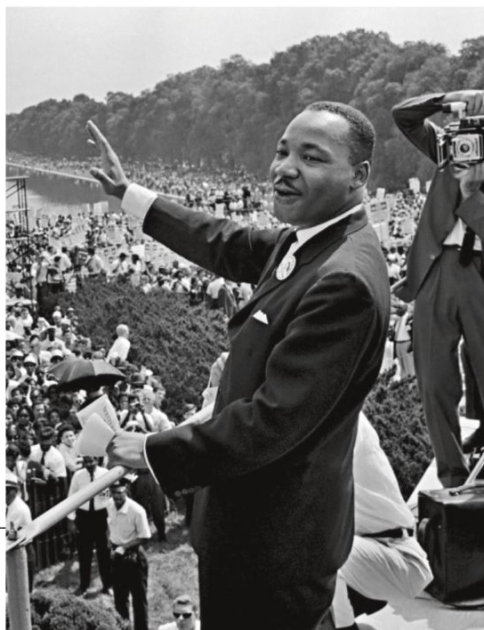
PILGERREISE NACH INDIEN

Auf dem Gipfel des Ruhms verspüren die Beatles eine innere Leere. Im Ashram eines Gurus sucht die berühmteste Band der Welt nach neuem Lebenssinn.

48

VIETNAM

In Khe Sanh hoffen die USA auf eine Entscheidung. Stattdessen müssen sie erkennen, dass sie den Krieg nicht gewinnen können.



58

ATTENTAT

Für viele Schwarze ist Martin Luther King ein moderner Heiliger – doch seine Feinde sind zahlreich. Im April wird der Prediger ermordet.





80 ROBERT KENNEDY
Der charismatische Politiker will die zerrissenen USA einen. Doch im Moment des Triumphs treffen ihn die Kugeln eines Attentäters.



134 PRAGER FRÜHLING
In der kommunistischen Tschechoslowakei blühen 1968 neue Freiheiten auf – bis die Sowjetarmee das Experiment brutal beendet.



150 HIPPIES
Um bürgerlichen Zwängen zu entfliehen, ziehen Aussteiger in die kalifornische Wildnis und gründen Kommunen.

PROLOG 1968 in Bildern Jahr des Zorns	6
WINTER Die Vorzeichen der Revolte Nachrichten aus drei unruhigen Monaten	18
HERZTRANSPLANTATION Pionier am Skalpell Das Meisterstück des Christiaan Barnard	20
STUDENTENBEWEGUNG Die Wut der Jungen Rudi Dutschke organisiert in Berlin den Protest	26
BEATLES Im Ashram des Maharishi Die Weltstars zu Gast bei einem indischen Guru	40
VIETNAMKRIEG In der Falle von Khe Sanh Wie 6000 Marines um ihr Überleben kämpfen	48
FRÜHLING Zeit der Tabubrüche Skandale aus April, Mai und Juni	56
MARTIN LUTHER KING JR. Tod eines Träumers Als der Prediger stirbt, eskaliert die Gewalt	58
PARIS Sturm auf die Sorbonne Zeitzeugen erinnern sich an den wilden Mai	70
ROBERT KENNEDY Ende eines Hoffnungsträgers Die Ermordung des Politikers schockiert die USA ...	80
DDR Protest gegen die Partei In Leipzig gelingt eine spektakuläre Aktion	90
SOMMER Monate des Wandels Meldungen aus prägenden Wochen	100
BIAFRA Hunger als Waffe Schreckensbilder aus Afrika entsetzen die Welt	102
NS-VERGANGENHEIT Deutschlands dunkles Erbe Ein Land stellt sich seiner Geschichte	110
KULTURREVOLUTION Die Armee der Kinder Mao Zedongs Anhänger terrorisieren China	120
FESTIVAL Der Sound der Revolte Beim Newport Pop erklingt die Musik einer neuen Ära	128
TSCHECHOSLOWAKEI Das Ende des Frühlings Russische Panzer stoppen die Reformen in Prag	134
HERBST Über das Jahr hinaus Ereignisse, die 1968 überdauern	148
AUSSTEIGER Die Sehnsucht der Blumenkinder Vom Alltag in den Hippie-Kommunen	150
COMPUTER Eine Maschine für die Zukunft Als die Revolution der Rechner beginnt	156
Bildquellen	127
Impressum	127
Die Welt von GEO	162
VORSCHAU »Die Inquisition«	162

JAHR DES ZORNS

JANUAR



Als 1968 beginnt, geht in China das Morden weiter. Die »Große Proletarische Kulturrevolution«, die der Diktator Mao Zedong zwei Jahre zuvor ausgerufen hat, um sich seiner Gegner in der Partei zu entledigen und die alten Traditionen zu zertrümmern, ist zu einem brutalen Bürgerkrieg eskaliert. Jugendbanden und radikale Milizen terrorisieren das Land – immer auf der Suche nach vermeintlichen Konterrevolutionären. Auch diese beiden Männer aus dem nordchinesischen Harbin fallen ihrem Wahn zum Opfer. Mit Plakaten um den Hals, auf denen ihre Namen und angeblichen Untaten stehen, werden sie zu ihrer Hinrichtung geführt

Es sind dramatische zwölf Monate, in denen die erste weltweite Revolte den Globus erschüttert. Eine Zeit blutiger Kriege, der Attentate, des Hasses, der gesellschaftlichen Spaltung. Und doch: Das Jahr 1968 macht vielen auch Hoffnung, löst Erstarrungen – und endet mit einem Triumph, der den Menschen etwas vor Augen führt, was sie noch nie zuvor gesehen haben ——— Texte: FRANK OTTO und JOACHIM TELGENBÜSCHER



FEBRUAR



Vor den Kameras westlicher Reporter erschießt der Polizeichef der südvietnamesischen Hauptstadt Saigon am 1. Februar 1968 einen Guerillakämpfer, der Zivilisten getötet haben soll. Das Foto entsteht am zweiten Tag der Tet-Offensive – eines Überraschungsangriffs des kommunistischen Nordvietnam auf den von den USA unterstützten Süden des geteilten Landes. Für die Menschen in Amerika ist das Foto ein Schock – wie auch die Attacke: Hatten sie zuvor geglaubt, den Vietnamkrieg zu gewinnen, schwindet nun aller Optimismus. Die Regierung stürzt in eine tiefe Krise, und die Gegner des Konflikts werden immer zahlreicher



Am 28. März 1968 reist der Prediger Martin Luther King, die mächtigste Stimme der schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA, nach Memphis im Staat Tennessee. Er will sich für streikende Müllwerker einsetzen, die gegen schlechte Bezahlung und harte Arbeitsbedingungen protestieren. Was King nicht weiß: Jemand plant seinen Tod. Sieben Tage nachdem dieses Bild aufgenommen worden ist, trifft die Kugel des Attentäters den Nobelpreisträger. Aus Wut und Empörung über den Mord legen Demonstranten anschließend in mehr als 125 Städten ganze Viertel in Schutt und Asche





Tatort Kurfürstendamm, 11. April 1968: Die Schuhe von Rudi Dutschke liegen noch dort, wo der Studentenführer kurz zuvor von einem jungen Rechtsradikalen niedergeschossen worden ist. Während das Opfer des Anschlags in einem Westberliner Krankenhaus um sein Leben kämpft, randalieren seine Mitstreiter vor dem Springer-Verlag, dessen Blätter immer wieder gegen Dutschke Stimmung gemacht hatten. Die Unruhen sind der Höhepunkt der Jugendrevolte in Westdeutschland – und zugleich der Anfang von ihrem Ende. Denn mit Dutschke, der Jahre braucht, um sich einigermaßen zu erholen, verlieren die Studenten ihren wichtigsten Kopf



In Paris, der Stadt der Barrikaden und der Revolutionen, entfaltet der weltweite Aufstand der Jugend seine größte Wucht. Aus Empörung über die Brutalität der Polizei, die Anfang Mai die besetzte Universität Sorbonne gewaltsam geräumt hat, gehen Tausende Studenten auf die Straße – und verwickeln die Sicherheitskräfte in erbitterte Kämpfe. Als sich auch die Gewerkschaften dem Protest anschließen und den Generalstreik ausrufen, scheint es so, als könnten die Rebellen tatsächlich Staatschef Charles de Gaulle stürzen. Doch dann gewinnt der Präsident die Fassung zurück. Schon im Juni ist der revolutionäre Augenblick vorüber

JUNI



Und wieder trifft es einen Kennedy:
Am 5. Juni 1968 wird der Präsidentschaftskandidat der Demokratischen Partei, Robert Kennedy, in einem Hotel in Los Angeles angeschossen. Nur wenige Minuten zuvor hat der jüngere Bruder des 1963 ermordeten Präsidenten den größten Triumph seiner Karriere gefeiert – den Sieg bei den Vorwahlen im Staat Kalifornien. Am 6. Juni erliegt der charismatische Politiker seinen Verletzungen, und eine ganze Nation trauert um ihn. Denn mit Bobby, wie ihn die Amerikaner nennen, stirbt auch die Hoffnung, das Land zu einen, den Vietnamkrieg zu beenden und Schwarze und Weiße zu versöhnen

1968 in Bildern



Im Sommer 1968 wird Kassel zum Mittelpunkt der Kunstwelt: Zu den Attraktionen der »documenta 4«, der größten Schau zeitgenössischer Werke, gehören auch die rätselhaften Installationen von Joseph Beuys. Der ehemalige Kampfpilot verwendet in seinen Arbeiten häufig ungewöhnliche Materialien wie Filz und Fett – oder, wie hier in Kassel, Kupfer. Die beiden mit Kupferblech verkleideten Tische seiner Installation »FOND II« sollen die Weiterleitung von Energie verkörpern. In seinen Ansichten ist Beuys ähnlich radikal wie viele der rebellierenden Studenten: Er will alle Menschen zu Künstlern machen und so die Gesellschaft verändern



AUGUST



1968 in Bildern

Auch durch die abgeschottete Welt des Ostblocks hallt 1968 der Ruf nach Freiheit. In der Tschechoslowakei wagt die Führung der KP tatsächlich erste demokratische Reformen, hebt etwa die Pressezensur auf und erlaubt Reisen in den Westen; rasant strebt das Land einer menschlicheren Form des Sozialismus entgegen. Dann aber, am 21. August, schickt Moskau Soldaten in die ČSSR, um dem »Prager Frühling« ein Ende zu setzen. Wie hier in der Hauptstadt stellen sich vielerorts Demonstranten den Panzern entgegen, doch unter dem Druck des Militärs muss die tschechoslowakische Regierung schließlich nachgeben und sich dem Willen des Kreml beugen



Der Mythos des Jahres 1968 wäre kaum denkbar ohne den Erfolg der Rockmusik, die oft getrieben von verzerrten elektrischen Gitarren, rebellischem Habitus und einer enormen Lautstärke zum Begleitgeräusch der Revolte wird. Die meisten Bands kommen aus Großbritannien oder den USA, während in Deutschlands Hitparaden noch Schlagersänger wie Heintje oder Peter Alexander regieren. Und so müssen die Redakteure einer TV-Sendung fürs junge Publikum die kalifornische Band The Doors buchen, um ihren Zuschauern etwas zu bieten. Deren Auftritt vor dem Frankfurter Römer, verfolgt von braven Bürgern, schwankt allerdings zwischen Komik und Surrealismus

OKTOBER



Der Augenblick ihres Triumphs ist zugleich Akt der stillen Rebellion: Die US-Sprinter Tommie Smith und John Carlos haben bei den Olympischen Spielen in Mexiko-Stadt die Gold- und Bronzemedaille im 200-Meter-Lauf erkämpft. Als bei der Siegerehrung am Abend des 16. Oktober ihre Nationalhymne gespielt wird, recken sie die behandschuhte Faust in den Himmel, den Kopf im Schweigen gesenkt – eine Demonstration gegen die Diskriminierung der Schwarzen in den USA. Das Foto davon löst in ihrer Heimat einen ungeheuren Skandal aus: Beide Sportler müssen das olympische Team verlassen und erhalten Morddrohungen

1968 in Bildern

NOVEMBER



»Bewaffnet euch. Dynamit! Nehmt das Gewehr. Tötet das Schwein, wo immer ihr könnt«: In rasendem Zorn hetzt George Murray (o.) gegen die verhasste Polizei. Radikale Bürgerrechtler wie der Englischdozent (hier bei einem Studentenstreik in San Francisco, November 1968) verachten den friedlichen Widerstand, wie ihn Martin Luther King gepredigt hat. Sie sehen die Zeit des bewaffneten Kampfes gekommen: in ihren Augen legitime Notwehr gegen einen mörderischen Rassismus. Die Aktivisten gründen die »Black Panther Party«, in der FBI-Chef J. Edgar Hoover schon bald die größte Bedrohung der Vereinigten Staaten sieht





Auf dem Weg in unerforschte Weiten: Am 21. Dezember 1968 begibt sich die Mannschaft von Apollo 8 zum Startplatz jener Rakete, die sie zum Mond bringen soll. Als erste Menschen überhaupt wollen die US-Astronauten Frank Borman, James Lovell und William Anders (v. r.) den Erdtrabanten erreichen und umrunden: eine wichtige Übung für die im folgenden Jahr geplante Landung. Drei Tage dauert die Reise, am Heiligabend schließlich kreisen sie in ihrem Raumschiff um den Mond und sehen zum ersten Mal dessen dunkle, erdabgewandte Seite. Und so endet das dramatische Jahr 1968 mit einer triumphalen Heldentat (siehe Seite 149) ●

DIE VORZEICHEN DER REVOLTE

In Hamburg stören unbotmäßige Kirchgänger einen Gottesdienst, in Rom verwickeln Demonstranten die Polizei in eine Straßenschlacht, auch im kommunistischen Polen begehren zahlreiche junge Leute auf. Und in den Kinos läuft der Film eines »Sex-Papstes« — Text: ROBERT PAUSCH

Bonn. Am 1. Januar 1968 tritt in der Bundesrepublik die Mehrwertsteuer in Kraft. Beim Kauf eines Produktes müssen fortan zehn Prozent des Preises zusätzlich an den Staat abgeführt werden, für Lebensmittel und andere Waren gilt ein Satz von fünf Prozent. Bei Unternehmern und Dienstleistern stiftet die Reform, die die bisherige Umsatzsteuer ersetzt, zunächst aber Verwirrung: Wirtschaftsverbände senden zahlreiche Berater aus, die in Handelskammern, Gaststätten und sogar Kinos Seminare über die Auswirkungen des Gesetzes abhalten.

Prag. Alexander Dubček steigt am 5. Januar zum Vorsitzenden der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei auf. Er löst den Stalinisten Antonín Novotný als mächtigsten Mann der ČSSR ab. Dubček ist für Reformen, will das Land wirtschaftlich und gesellschaftlich liberalisieren. Zu seiner Wahl versichert ihm der Sowjetführer Leonid Breschnew die aufrichtige brüderliche Freundschaft des sozialistischen Mutterlandes.

Fürth. Die Firma Quelle bietet als erstes Versandhaus Tiefkühlkost an. Nur gut zwei Kilo gefrorene Lebensmittel isst ein Westdeutscher im Durchschnitt jährlich – ein Amerikaner mehr als das Zehnfache. Doch auch in der Bundesrepublik wächst der Markt: In etwa jedem zehnten Haushalt steht eine Gefriertruhe, und allein 1967 sind im Land mehr als eine Million Kühlschränke mit Gefrierfach verkauft worden.

Hamburg. 300 Studenten kommen am 13. Januar zum Protest in die Kirche St. Michaelis – gegen die aus ihrer Sicht autoritäre und obrigkeitshörige evangelische Geistlichkeit. Organisiert hat die Aktion der linke Sozialistische Deutsche Studentenbund. Unter den Kirchenkritikern sind

auch Vikare und angehende Theologen. Auf den Flugblättern, die sie verteilen, steht: „Kapital unser, das du bist im Westen – Amortisiert werden deine Investitionen – Dein Profit komme ...“ Als sie den Pfarrer zur Rede stellen wollen, lässt der so lange die Orgel spielen, bis ihm die Flucht aus dem Gotteshaus gelingt.

Alsdorf. Einer der Firmeninhaber sowie acht leitende Angestellte der Grünenthal GmbH müssen sich vom 18. Januar an vor Gericht verantworten. Die Justiz versucht einen Medizinskandal aufzuklären: Weltweit sind 10 000 Kinder geboren, die an Missbildungen wie etwa fehlenden Gliedmaßen leiden – was auf das von Grünenthal produzierte Schlaf- und Beruhigungsmittel Contergan zurückzuführen ist, das die Mütter während der Schwangerschaft eingenommen haben. 1970 erklärt sich die Firma bereit, 100 Millionen Mark an eine Stiftung zu zahlen, wenn die Eltern der betroffenen Kinder auf weitere Forderungen verzichten. Das Strafverfahren wird daraufhin nach fast 300 Verhandlungstagen ohne Urteil eingestellt – auch wegen angeblich mangelnden öffentlichen Interesses an einer Weiterführung, so die Richter.

Grönland. Feuer bricht am 21. Januar im Cockpit einer US-Militärmaschine aus, die mit vier Wasserstoffbomben an Bord unweit einer US-Basis auf Grönland Patrouille fliegt (falls die UdSSR den Stützpunkt angreift, soll die B-52 zu einem atomaren Gegenschlag Moskau ansteuern können). Als es der Besatzung



Der Autor Oswalt Kolle löst eine Welle von angeblichen Aufklärungsfilmern aus und tritt darin zuweilen auch selbst auf (oben)

nicht gelingt, die Flammen zu löschen, lösen die Männer ihre Schleudersitze aus. Die Maschine stürzt mit ihrer hochgefährlichen Ladung in das Eis vor der Küste. Die US-Streitkräfte geben an, alle Sprengköpfe ausfindig gemacht zu haben – Medien werden allerdings über eine bis heute vermisste Bombe berichten.

Bochum. Ein Leserbrief an die „Einheit“, die Zeitung der Industriegewerkschaft Bergbau, erregt Aufsehen: „Bei der nächsten Wahl wähle ich wie so viele meiner Arbeitskameraden die NPD“, schreibt ein Bergmann. Weil immer mehr Kohlezechen schließen, fühlen sich viele Bergleute von der Politik verraten. 1957 arbeiteten im Ruhrgebiet fast 500 000 Menschen im Steinkohlebergbau, 1968 sind es nur noch die Hälfte. Bei der Bundestagswahl 1969 wird die rechtsextreme NPD ihren Stimmenanteil mehr als verdoppeln, aber dennoch an der Fünf-Prozent-Hürde scheitern.

Middletown. Nach drei Monaten bricht der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger eine Gastdozentur in den USA ab – aus Protest gegen die Außenpolitik des Landes und den Vietnamkrieg. „Ich glaube, dass die herrschende Klasse der Vereinigten Staaten von Amerika und die Regierung, die deren Politik ausführt, das gefährlichste Gremium von Männern auf der Welt ist“, schreibt Enzensberger am 31. Januar in einem Brief an den Präsidenten der Wesleyan-Universität in Connecticut. Stattdessen wolle er fortan in kommunistischen Kuba arbeiten.

Hamburg. Der Aufklärungsfilm „Das Wunder der Liebe – Sexualität in der Ehe“ feiert am 1. Februar Premiere. Rund sechs Millionen Zuschauer strömen in den folgenden Monaten in die deutschen Kinos. Selbst Schulen zeigen das Werk, das Themen wie frühzeitige Orgasmen, Vor- und Nachspiel beleuchtet – auch anhand freizügiger Spielszenen. Oswald Kolle, der Drehbuchautor des Films, wird

daraufhin als „Sex-Papst“ der Bundesrepublik berühmt.

Sasebo. In der japanischen Hafenstadt demonstrieren im Januar Zehntausende Studenten gegen die Ankunft der „USS Enterprise“ – eines amerikanischen Flugzeugträgers, der im Vietnamkrieg eingesetzt werden soll. Einige schwingen Holzplatten gegen Polizisten, die wiederum äußerst brutal auch gegen Unbeteiligte vorgehen. Japan ist ein Land im Umbruch, steigt 1968 zur zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt auf, während nach wie vor jener Kaiser im Amt ist, der sein Reich in den Zweiten Weltkrieg führte. Junge Leute besetzen Universitäten, begehren auf gegen die Konsumgesellschaft und den Vietnamkonflikt, für den ihr Land die USA beliefert. Als im Oktober Tausende einen Bahnhof in Tokyo angreifen, um einen Militärtransport zu blockieren, stehen jedoch die Demonstranten als Aggressoren da – und verlieren viel von der öffentlichen Unterstützung, die sie zuvor genossen haben.

Bonn. Eine Journalistin interviewt den FDP-Vorsitzenden Walter Scheel. Als sie über Migräne klagt, massiert ihr der Politiker und spätere Bundespräsident zehn Minuten lang den Nacken.

Rom. Mehr als 2000 Studenten stürmen am 1. März die Architekturfakultät der Sapienza-Universität. Um für mehr Mitbestimmung zu demonstrieren, hatten die Studenten das Gebäude im Februar besetzt, wurden dann aber von der Polizei vertrieben, die nun die Fakultät bewacht. Studenten werfen Steine, die Beamten setzen Schlagstöcke und Tränengas ein. Es kommt zu einer Straßenschlacht, rund 150 Polizisten und 480 Demonstranten werden verletzt.

Warschau. Im kommunistischen Polen fordern im März zahlreiche Studenten ein Ende der Zensur und mehr Freiheitsrechte. Doch der Staat schlägt die Pro-

teste nieder, verfolgt die Demonstranten und hebt dabei insbesondere die jüdische Herkunft einiger Wortführer hervor. Regierungsvertreter sprechen von einer „zionistischen Verschwörung“, es kommt zu einer antisemitischen Hetzjagd, zu



Zehn Prozent Aufschlag auf Waren und Dienstleistungen: Die Mehrwertsteuer verunsichert viele Konsumenten

Verhaftungen und Säuberungen. In den folgenden Jahren verlassen 13 000 Juden Polen, viele emigrieren nach Israel.

Köln. Der Schlagersänger Gerhard Hölzerich, der unter dem Künstlernamen Roy Black auftritt, erreicht am 15. März mit seiner Schallplatte „Roy Black 2“ die Spitze der bundesdeutschen Albumcharts. Kurz darauf verdrängt er Peter Alexanders „Schlager Rendezvous 1“ vom ersten Platz. ●



Pionier am SKALPELL

Das Jahr 1968 beginnt mit einer medizinischen Sensation: Am 2. Januar verpflanzt der Chirurg Christiaan Barnard in einer Klinik in Kapstadt erfolgreich ein menschliches Herz. Es ist eine hochumstrittene Operation – denn bislang hat sie noch keinem Patienten ein neues Leben schenken können — Text: RALF BERHORST



Mit einem heißen Sommertag beginnt in Kapstadt das Jahr 1968. Zu Tausenden fahren die Bewohner der südafrikanischen Metropole an die Strände. Unter ihnen sind auch der 24-jährige Maschinist Clive Haupt und seine Frau Dorothy. Vor Kurzem haben die beiden geheiratet.

Mit Freunden spielt der junge Mann Fußball im Sand, als er plötzlich zusammensackt und auf dem Bauch liegen bleibt. Als seine Frau Clives Körper auf den Rücken wälzt, sieht sie, dass an seinen Lippen Schaum klebt.

Es ist ungefähr zwölf Uhr. In wenigen Stunden wird Clive Haupts Name rund um den Globus bekannt sein.

Ein Auto bringt den Bewusstlosen in ein Krankenhaus, von dort geht es weiter in ein besser ausgestattetes Spital. Als er um 15.30 Uhr endlich untersucht wird, stellen die Ärzte eine massive Gehirnblutung fest. Es gibt kaum noch Hoffnung, zehn Minuten später setzt der Atem aus. Der Patient muss künstlich beatmet werden – daraufhin schlägt sein Herz wieder kräftig und regelmäßig.

Das heißt: Clive ist der Mann, nach dem Mediziner seit Wochen suchen.

Der diensthabende Notarzt ruft sofort beim nur wenige Kilometer entfernten Groote-Schuur-Krankenhaus an, einer Klinik, die führend auf dem Gebiet der Kardiologie ist. Er weiß, dass dort ein Team von Spezialisten auf ein geeignetes Spenderorgan für eine Herztrans-

plantation wartet. Von den Kollegen erhält er die Antwort: „Haltet den Mann am Leben, so lang wie möglich.“

Um 17.00 Uhr wird Clive Haupt dorthin überführt. Da er nach den Rassegesetzen des Apartheidstaates zu den „Farbigen“ zählt, die nicht in den gleichen Krankenhaus-Abteilungen wie Weiße behandelt werden dürfen, schieben ihn Pfleger in einen gesonderten Trakt.

Dort entnehmen Chirurgen seinem Körper sofort Blut- und Gewebeprobe. Zugleich alarmiert die Klinikleitung 50 Ärzte, Assistenten und OP-Schwestern, die seit Tagen auf Abruf bereitstehen, und beordert alle in die Klinik.

Um 18.15 Uhr trifft Christiaan Barnard im Groote Schuur ein. Der 45-jährige Herzchirurg ist erst am Mittag von einer strapaziösen USA-Reise zurückgekehrt. Barnard wird seit Kurzem mit Einladungen und Interviewanfragen aus aller Welt überschüttet. Am 3. Dezember 1967 ist ihm eine Operation gelungen, wie sie kein Arzt vor ihm gewagt hat: Er hat das Herz einer verunglückten jungen Frau in den Körper eines 54-jährigen Mannes verpflanzt. Seither ist Barnard weltberühmt. Das US-Magazin „Time“ hat ihm eine Titelgeschichte gewidmet und seine Tat mit der Besteigung des Mount Everest verglichen.

Einige Kritiker meinen jedoch, Barnard müsse eher wegen Mordes angeklagt werden, weil er ein noch „lebendes“ Herz aus dem Körper der Spenderin entfernt habe. Manche glauben, er habe voreilig gehandelt, das Transplantationsverfahren sei noch nicht ausgereift.

Härter als diese Vorwürfe trifft den Perfektionisten wohl etwas anderes: Sein Patient, der Gemüsegroßhändler Louis Washkansky, ist nach nur 18 Tagen an

einer Lungenentzündung gestorben. Barnard aber will kein Scheitern akzeptieren.

Er ist vielmehr entschlossen, eine noch größere Leistung zu vollbringen: Er will beweisen, dass der Empfänger eines Spenderherzens sein Leben genießen kann – mit allem, was dazu gehört.

Erst 14 Jahre ist es her, dass Chirurgen erstmals ein menschliches Organ verpflanzt haben: 1954 transplantiert ein Arzt in Boston erfolgreich eine Niere. Später wiederholen Mediziner die Operation mit Lungen, Bauchspeicheldrüsen und Lebern. Doch viele Patienten sterben bald darauf. Ursache dafür ist ein Schutzmechanismus des menschlichen Körpers: Er erkennt fremdes Gewebe – genauso wie etwa Bakterien oder Viren – und bekämpft es mit Antikörpern. Allerdings zerstört diese Abstoßungsreaktion auch eingepflanzte Organe.

Seit Anfang der 1960er Jahre verfügen Mediziner zwar über Medikamente, mit denen sie diese Reaktion unterdrücken können, aber der Fortschritt ist teuer erkaufte: Diese Immunsuppressiva blockieren die Abwehrkräfte des Körpers und machen ihn anfällig für Infektionen.

Trotzdem erproben bereits einige Ärzte, etwa der Amerikaner Norman Shumway, die Verpflanzung menschlicher Herzen an Tieren. Sein Kollege James Hardy setzt 1964 gar einem Mann das Herz eines Schimpansen ein – doch der Patient stirbt noch im OP.

Mit ihren Experimenten rühren die Mediziner an einem alten Tabu: Antiken Philosophen wie etwa Aristoteles galt das Herz als Sitz der menschlichen Empfindungen, als Schaltzentrale der Seele. Die Herztransplantation wirft aber

Der 45-jährige Barnard ist ebenso brillant wie draufgängerisch. Kritiker werfen dem Chirurgen vor, die Organtransplantation gewagt zu haben, ohne genau zu wissen, was er tat



auch juristische Fragen auf: Wo genau liegt die Schwelle zwischen Leben und Tod? Wann darf man das Organ aus der Brust eines Spenders entnehmen?

Im Dezember 1967 stehen weltweit mehr als ein Dutzend Ärzte-Teams kurz vor dem entscheidenden Schritt. Doch sie zögern. Noch fehlt ihnen ein geeignetes Spenderorgan. Möglicherweise hemmen sie auch ethische oder rechtliche Bedenken.

Solche Skrupel sind Barnard fremd. Der 1922 geborene Sohn eines Missionars hat in Kapstadt Medizin studiert und sich in den USA zum Herzchirurgen fortbilden lassen. Seit 1965 plant er die erste Verpflanzung eines Herzens. Mit seinem Team übt er die Operation immer wieder, insgesamt an knapp 50 Hunden.

Keines der Tiere überlebt länger als ein paar Tage. Doch das ist Barnard offenbar gleichgültig. Einmal näht er

einem Hund einen zweiten Kopf an – nur um zu beweisen, dass er es kann.

Er und seine Assistenten haben einen entscheidenden Vorteil gegenüber ihren Konkurrenten: In Südafrika erlaubt es das Gesetz, einen Patienten für hirntot zu erklären, sobald er drei Minuten nach Abschalten des Beatmungsgeräts nicht eigenständig atmet, bei Normaltemperatur keine Hirntätigkeit festzustellen ist und keine Gehirnströme mehr messbar sind. In Europa und in den USA ist dieses Konzept des „Hirntodes“ dagegen noch nicht akzeptiert.

Am 3. Dezember 1967 wagt der bis dahin völlig unbekannte Barnard zur Verblüffung der Fachwelt die erste Herztransplantation. Das Tabu ist gebrochen – ausgerechnet von einem Mediziner aus dem verfeimten Apartheidstaat.

Als sein Patient stirbt, beschließt Barnard, dennoch einen zweiten Ver-

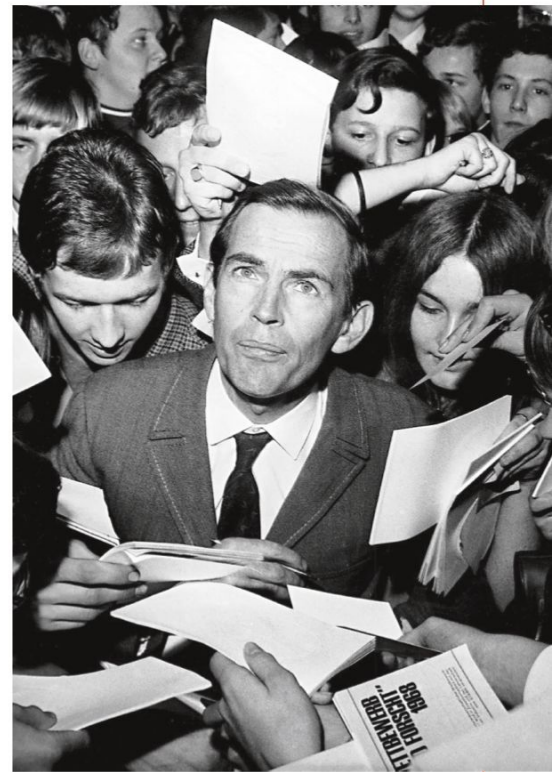
such zu riskieren. Und er hat auch schon einen bereitwilligen Probanden: Seit dem 14. Dezember 1967 liegt der pensionierte Zahnarzt Philip Blaiberg auf seiner Station und wartet auf ein neues Herz.

Der 58-Jährige leidet an einer Erkrankung der Herzkranzgefäße. Der Muskel ist so beeinträchtigt, dass er kaum noch ausreichend Blut durch den Körper pumpt. Aus eigener Kraft kann Blaiberg fast nicht mehr Arme und Beine anheben. Inzwischen ringt er unter einem Sauerstoffzelt nach Luft. Eine Transplantation ist seine letzte Chance.

2. Januar 1968, früher Morgen. Die Analysen haben ergeben, dass Haupt die gleiche Blutgruppe besitzt wie der pensionierte Zahnarzt (B positiv). Zudem lassen die Gewebeuntersuchungen das Risiko einer Abstoßung beherrschbar



Hermetisch von allen potenziellen Infektionsherden abgeschirmt, erholt sich der Patient Philip Blaiberg von der Herzverpflanzung, beobachtet von Barnard



Wie einen Popstar feiern die Menschen Barnard, hier bei einer Autogrammstunde. Sogar Papst Paul VI. lädt den Mediziner zur Audienz und gratuliert ihm

Der erste Versuch: Bereits am 3. Dezember 1967 hat Barnard in diesem Operationssaal eine Herztransplantation gewagt – doch der Patient starb 18 Tage später

erscheinen. Noch am Vorabend hat Haupts Frau unter Tränen der Operation zugestimmt: „Wenn sie dadurch einem anderen das Leben retten können.“

Auch Blaiberg ist einverstanden, selbst wenn er mit dem neuen Organ nur wenige Tage überleben sollte.

Kurz nach 10.00 Uhr. Auf einer Trage rollen Helfer Blaiberg in den Saal A des Operationstraktes und heben ihn auf den Tisch. Gleich nebenan in Saal B liegt Clive Haupt, ohne Bewusstsein.

Ein Anästhesist versetzt den Zahnarzt in tiefen Schlaf, Ärzte und Schwestern befestigen an seinem Körper Schläuche und Kanülen. In sein rechtes Nasenloch schieben sie ein Thermometer, dessen Sensor sie in der Speiseröhre direkt hinter dem Herz platzieren, um die Temperatur des Organs zu überwachen. Ein zweiter Temperaturfühler im Rektum misst die Körperwärme.

Während der Operation wollen die Ärzte Blaibergs Organismus auf 25 Grad Celsius abkühlen, damit er weniger Sauerstoff benötigt.

Ein Arzt und eine Schwester pinseln die Brust mit einer Jodlösung ein, dann decken sie den Körper mit einer Plastikfolie und grünen Tüchern ab.

11.23 Uhr. Barnards Assistent setzt eine elektrische Säge auf Blaibergs Brustbein. Rauch steigt auf, als sie sich durch den Knochen frisst.

Erst jetzt betritt Barnard wieder den Saal und nimmt seinen Platz an der rechten Seite des OP-Tisches ein. Er ist angespannt und übermüdet von der USA-Reise. Auf einer Galerie drängen sich Zuschauer: Chefarzte aus anderen Abteilungen sind herbeigeeilt, um Zeuge der historischen Operation zu werden.

Blaibergs der Länge nach aufgesägte Brust hat der Assistent mit einem

Spreizer geöffnet. Barnard sieht darin das Herz pulsieren, das seinen Patienten 58 Jahre lang am Leben erhalten hat.

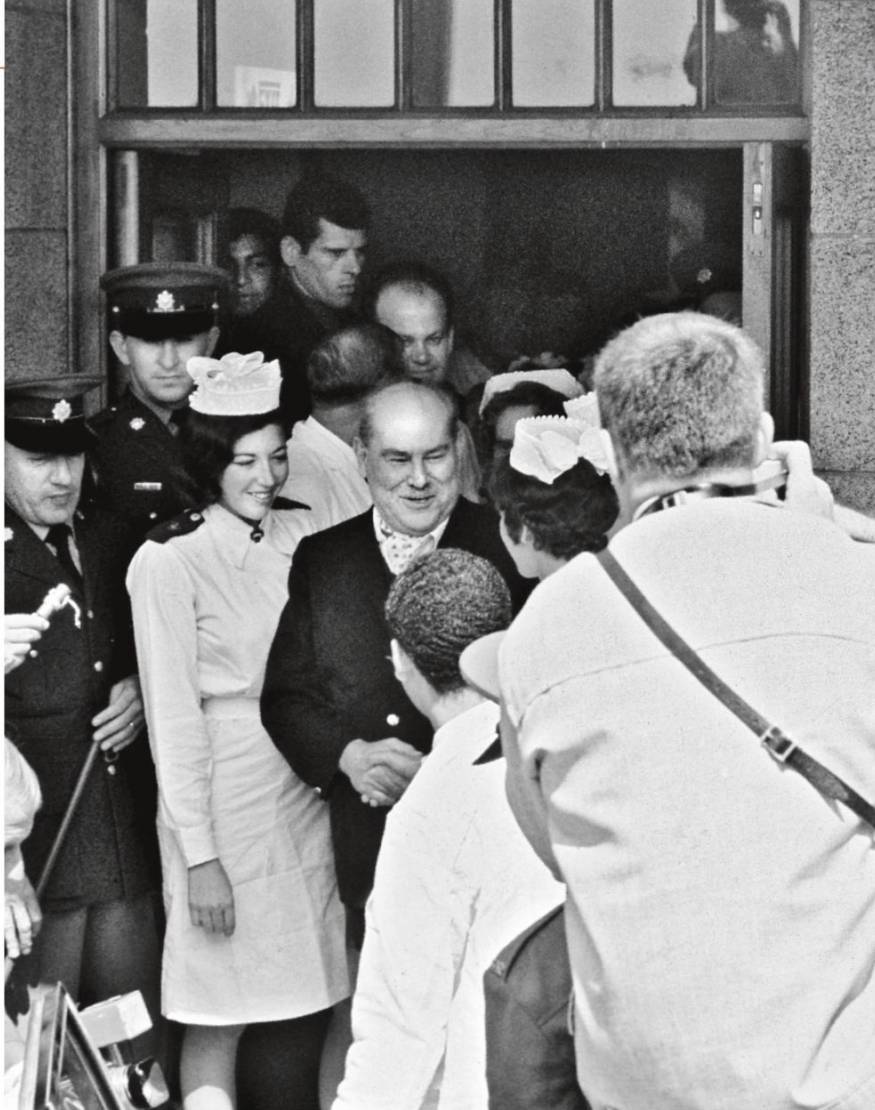
Das Organ ist faustgroß. Ein etwa 300 Gramm schwerer Muskel, der vier Hohlräume umkleidet: die beiden Vorhöfe und zwei Herzkammern. Sie bilden zwei getrennte Pumpsysteme: Die rechte Herzkammer treibt das Blut der Lunge zu, wo es Kohlendioxid abgibt und frischen Sauerstoff aufnimmt. Von dort gelangt es über die Lungenvenen und den linken Vorhof in die linke Herzkammer und wird über die Aorta bis in die letzte Kapillare des Körpers gepresst. Über die beiden Hohlvenen kehrt sauerstoffarmes Blut zum rechten Herz zurück – der Kreislauf beginnt von vorn.

Würde Barnard jetzt einfach das kranke Herz aus Blaibergs Brust schneiden, wäre sein Patient kurz darauf tot. Um das Organ austauschen zu können,



Das US-Magazin »Time« feiert Barnard als heldenhaften Pionier – und vergleicht seine erste Transplantation mit der Besteigung des Mount Everest

74 Tage nach der Operation verlässt Philip Blaiberg das Groote-Schuur-Krankenhaus. Anderthalb Jahre wird er mit seinem neuen Herz noch weiterleben



muss sein Team den Zahnarzt erst an die Herz-Lungen-Maschine anschließen.

Mithilfe dieses Apparates wird das Organ vorübergehend vom Kreislauf abgekoppelt und das Blut außerhalb des Körpers mit Sauerstoff angereichert.

Um die nötigen Umleitungen zu legen, führt Barnard zwei Katheter in die Hohlvenen ein und verbindet sie mit einem Y-förmigen Schlauch, der das sauerstoffarme Blut zur Herz-Lungen-Maschine transportieren soll. Sein Assistent hat bereits einen weiteren Katheter in der Aorta platziert; hier soll das sauerstoffreiche Blut aus dem Apparat wieder in Blaibergs Organismus zurückfließen.

Barnard greift mit seiner Rechten nach dem Katheter und mit seiner Linken zum Schlauchende, um beide übereinanderzuschieben. Seine Finger zittern vor Anstrengung. Seit Jahren leidet der Chirurg an Arthritis in den Händen. Vor

Schmerz entgleitet ihm das Verbindungsstück aus Metall. Als er sein Missgeschick korrigieren will, reißt er mit einer hastigen Bewegung den Katheter aus Blaibergs Aorta.

Ein lebensbedrohlicher Fehler. Denn das Herz des 58-Jährigen ist immer noch so kräftig, dass es im hohen Bogen Blut aus der nun freiliegenden Öffnung des Gefäßes pumpt. Rasch füllt sich Blaibergs Brusthöhle mit dem roten Körpersaft. Zugleich sackt der Blutdruck ab. Geistesgegenwärtig presst Barnard einen Finger auf die Öffnung der Aorta und stoppt so die Blutung. Dann schiebt er den Katheter vorsichtig zurück.

Eine halbe Stunde ist seit dem Beginn der Operation vergangen. Das Team kann nun die Herz-Lungen-Maschine starten, das alte Herz ist funktionslos.

Mit raschen Schnitten trennt Barnard es von den umliegenden Gefäßen.

Dann greift er mit einer Hand in den Brustkorb und holt das Organ heraus.

Es ist für alle Anwesenden im Raum ein unheimlicher und unwirklicher Moment: Ein Loch klafft in Blaibergs Oberkörper. Es ist 12.04 Uhr.

Inzwischen hat nebenan in Saal B ein zweites Chirurgenteam Clive Haupts Herz entnommen und reicht es in einer Schale nach Saal A hinüber, eingelegt in eine eiskalte Infusionslösung, die das Gewebe vor Zellschäden bewahren soll. Das Organ ist schlaff und blassblau. Barnard schneidet einen kleinen Teil des linken und rechten Vorhofs weg, damit es besser zum Empfänger passt, und legt das Spenderherz um 12.16 Uhr in Blaibergs Brust.

Er näht die jeweiligen Vorhöfe mit den entsprechenden Gefäßen zusammen,

verbindet die Schnitten der Lungenarterien und Aorta mit den Herzkammern. Jetzt strömt Blut aus der Lunge ins neue Herz. Gleich ist das Team am Ziel.

Da erlöschen plötzlich alle Lichter im Saal. Stromausfall. Sogleich erstirbt das Pumpgeräusch der Herz-Lungen-Maschine, und das Notaggregat des Krankenhauses ist noch nicht eingeschaltet. Allen im Raum ist klar, was dies bedeutet: Sollte Blaibergs Gehirn mehr als zwei Minuten unversorgt bleiben, drohen irreparable Schäden. Barnard aber bleibt ruhig und weist einen Arzt an, die Arterienpumpe der Maschine von Hand zu betätigen. Vorsichtig lässt er zugleich die Klemme an Blaibergs Aorta öffnen, damit das Blut von selbst in das Herz strömen kann.

Zudem hilft den Medizinern das kräftige, junge Herz Clive Haupts: Als sauerstoffreiches Blut den Muskel füllt, strafft sich das transplantierte Organ, verfärbt sich zu einem gesunden Rosa und beginnt ohne jede elektrische Stimulation von selbst zu pumpen. „Es schlägt“, jubelt ein Mitarbeiter an Barnards Seite.

Im gleichen Moment flackert auch das OP-Licht auf, der Strom fließt wieder. Zwar hat der Ausfall insgesamt etwas länger als zwei Minuten gedauert, aber die künstlich herabgesetzte Körpertemperatur hat Blaibergs Gehirn vor der Zellschädigung bewahrt.

Um 15.25 Uhr lässt Barnard die Herz-Lungen-Maschine ausschalten: der alles entscheidende Moment. Das neue Herz übernimmt sofort die volle Pumpleistung. Auch Blaibergs Blutdruck ist stabil. Über einen Katheter in seiner Blase scheidet er große Mengen Urin aus, ein gutes Zeichen. Zwei Assistenten nähern Blaibergs Brust zu. Es ist geschafft.

Kurz vor 18.00 Uhr verlässt Barnard erschöpft das Groote Schuur. Beifall brandet in der Menge auf, die sich vor dem Krankenhaus zusammengefunden hat. Sein Patient sei schon bei vollem Bewusstsein, erklärt er vor Journalisten,

die Operation sei besser verlaufen als beim letzten Mal. Sein Missgeschick und den Stromausfall lässt er unerwähnt.

Pfleger schieben Blaiberg zu einer Isolierstation. Für den Zahnarzt beginnt nun ein zweiter Kampf: gegen die Abstoßungsreaktion seines eigenen Körpers sowie gegen Viren und Bakterien.

Polizisten bewachen den Trakt. Wer zu Blaiberg darf, muss vorher vier Schleusen passieren, seine Straßenkleidung ablegen, einen sterilen Kittel, Papierhaube, Maske, Gummihandschuhe und Überschuhe anziehen. Die Fenster sämtlicher Räume sind hermetisch verschlossen, jedes Möbelstück gründlich sterilisiert. Ein Bakterienfilter siebt Erreger aus der Luft der Klimaanlage. In Blaibergs Zimmer waschen Schwestern alle vier Stunden Fußboden, Bett und Wände mit einer antiseptischen Lösung ab.

Schon einen Tag nach der Operation kann der Zahnarzt wieder aus eigener Kraft atmen. Am fünften Tag besucht ihn seine Frau und winkt ihm durch eine Glasscheibe zu. Nach zehn Tagen kann Blaiberg aufstehen. Mit dem neuen Herz in seiner Brust fühlt er sich, wie er später berichtet, als derselbe Mensch, der er immer war – nur dankbarer.

Barnard bricht zu einer Reise nach Europa auf, erneut haben ihn Hunderte Einladungen und Interviewanfragen erreicht. Der Chirurg genießt seinen Ruhm – in Rom gratuliert ihm der Papst persönlich zu seiner „großartigen Leistung“.

Unterdessen macht sein Patient in Kapstadt weitere Fortschritte: Am 27. Januar kann sich Blaiberg erstmals wieder selbst waschen und rasieren. Bald lässt er sich bei der Morgentoilette im Pyjama durch die Glaswand fotografieren und singt abends ein Brahms-Gutenachtlied. Den Schaulustigen vor dem Krankenhaus zeigt er das Victory-Zeichen.

74 Tage nach der Operation, am 16. März,

verlässt Blaiberg das Groote Schuur – auf eigenen Beinen. Er kehrt in seine Wohnung in einem Vorort zurück, schreibt sechs Stunden täglich an seiner Autobiografie und geht am Strand spazieren. Am 5. April feiert er mit seiner Frau den 32. Hochzeitstag und nimmt – nach Rücksprache mit Barnard – seine „ehelichen Beziehungen“ wieder auf, wie er stolz vermerkt. Sechs Wochen nach seiner Heimkehr steuert Blaiberg zum ersten Mal den eigenen Wagen durch den Verkehr Kapstadts, bald fährt er auch zu seinen Nachsorgeuntersuchungen im Groote Schuur selbst.

Erst gut ein Jahr später, am 17. August 1969, hört auch Blaibergs neues Herz auf zu schlagen. Die Koronararterien sind erkrankt – wie bei seinem alten. Die Abstoßungsmechanismen des Körpers haben sie schneller verhärtet lassen.

Zum Zeitpunkt seines Todes haben Ärzte in aller Welt bereits mehr als 100 Herzen verpflanzt. Doch auf die Euphorie folgt bald Ernüchterung. Die meisten Patienten sterben nach wenigen Tagen oder Wochen, weil die Mediziner die Abstoßungsreaktion noch immer nicht beherrschen. Einige Jahre lang geben Chirurgen die Operationen fast völlig auf. Erst nach der Entwicklung eines neuen Medikaments, das die Abwehrreaktion des Immunsystems unterdrückt, nehmen sie die Herzverpflanzungen Anfang der 1980er Jahre wieder auf.

Christiaan Barnard wagt noch acht weitere Transplantationen. 1983 zieht er sich wegen seiner Arthritis als Chirurg zurück und führt fortan ein Jetset-Leben. Die höchsten Ehrungen, etwa der Nobelpreis für Medizin, bleiben dem Arzt aus dem Apartheidstaat Südafrika verwehrt; 2001 stirbt er mit 78 Jahren an einer Asthmaattacke.

Heute ist die Herztransplantation, die er als Erster wagte, fast eine Standardoperation. 2016 wurden weltweit rund 4000 Spenderorgane verpflanzt – und schenkten ihren Empfängern neue Lebenszeit. ●

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, gehört zum Autorenteam von GEOEPOCHE.

LITERATURTIPPS

Christiaan Barnard

»Das zweite Leben«

Erinnerungen des südafrikanischen Chirurgen (Piper).

Philip Blaiberg

»Mein zweites Herz«

Rückblick des Patienten auf die ersten Monate nach der Transplantation (Albert Müller Verlag).

DIE WUT DER JUNGEN

In vielen Ländern des Westens rebellieren junge Menschen 1968 gegen ein System, das sie als ungerecht empfinden – auch in der Bundesrepublik. Im Februar kommt es in Berlin zu einem Studentenkongress, der diesen Streit dramatisch zuspitzt

Text: MATHIAS MESENHÖLLER



Als ungerecht und unterdrückend verurteilen viele junge Deutsche die Weltpolitik. Den um dagegen zu protestieren – und um das eigene Land zu verändern. Die Bühne ist mit



Krieg der USA in Vietnam sehen sie als Ausdruck dieser Missstände. Und so laden Studentenführer zu einem Kongress über den Konflikt ein: der blau-roten Fahne der kommunistischen Vietcong-Kämpfer geschmückt; auf dem Banner steht eine Losung des Guerilleros Che Guevara



Westberlin, Mitte Februar 1968. Leicht schweflicher Brandgeruch liegt in der kalten Winterluft, er stammt von den Kohleöfen in den Wohnungen. Vor dem schmucklosen Mietshaus Cosimaplatz 2 stehen einige kahle Bäume. Die Hauswand zeigt helle Flecken, dort, wo der Putz abgeplatzt ist. In einem möblierten Zimmer – Metallbett, Schrank, Tisch, ein paar Stühle – wohnt hier der Studentenführer Rudi Dutschke mit seiner amerikanischen Frau Gretchen und dem einen Monat alten Sohn Hosea-Che, dessen Namen auf einen alttestamentarischen Propheten der Liebe und auf den kurz zuvor in Bolivien getöteten Guerillero Che Guevara zurückgehen.

Es klingelt an der Tür. Dutschke geht öffnen. Gretchen hört Rufe.

„Rudi!“

„Giangiacomo!“

Dann kommt ihr Mann in Begleitung eines eleganten Herrn mit einem dicken Schnurrbart zurück in das schäbige Zimmer: Ihr Besucher ist Giangiacomo Feltrinelli aus Mailand, Verleger, Spross einer Unternehmerdynastie – und linksradikaler Vertrauter des kubanischen Revolutionsführers Fidel Castro sowie Sympathisant und Sponsor etlicher Rebellenbewegungen in aller Welt. Eben ist er in Berlin eingetroffen, um an einem Internationalen Kongress zum Krieg in Vietnam teilzunehmen.

„Kommt mit“, sagt Feltrinelli. Er wolle den beiden etwas zeigen.

Auf der Straße führt er das Paar zu seinem geparkten Auto, öffnet eine Tür und klappt die Rückbank hoch. Darunter liegen: Dynamitstangen. Der ganze Boden ist mit Dynamit gefüllt.

Munition für Bomben. Für Anschläge. Die Revolution.



Tausende reisen zu dem antiamerikanischen Kongress – ausgerechnet in jene Stadt, die von den USA 1948/49 per Luftbrücke am Leben erhalten worden ist (Schlafende im Hof des Tagungsgebäudes)

Gretchen Dutschke, die später die Begebenheit schildern wird, spürt ihren Magen flau werden. Was ist, stößt sie hervor, wenn das alles in die Luft geht?

Feltrinelli lacht nur.

Nach Einbruch der Dunkelheit schaffen die Männer den Sprengstoff ins Haus. Gretchen Dutschke indes besteht auf einer anderen Unterbringung. Und so macht sich ihr Mann – ohne Dynamit – auf die Suche nach einem Versteck bei Freunden und Genossen.

Schließlich kehrt er zurück und schichtet die Stangen gemeinsam mit Feltrinelli in Hosea-Ches Kinderwagen, um die Munition aus der Wohnung wieder nach unten zu Feltrinellis Wagen zu bringen. „Leg das Baby drauf“, sagt Feltrinelli zu Gretchen – dann sehe es bei einer möglichen Begegnung mit Nachbarn oder Passanten auf dem Weg zum Auto weniger verdächtig aus.

Und tatsächlich: Gretchen legt den Säugling auf das Dynamit. So getarnt, bringen sie die Fracht erneut auf die Straße und laden sie in Feltrinellis Auto.



Speerspitze der linken Bewegung ist der Sozialistische Deutsche Studentenbund. Als dessen Vordenker gilt Rudi Dutschke (o. r.)



Berliner Vietnamkongress

Dutschke lehnt den Kapitalismus strikt ab – verurteilt aber ebenso, wie die Diktaturen Osteuropas den Sozialismus vereinnahmen. Er fordert eine »Weltrevolution« für wahre Gerechtigkeit



Tumult: Als ein Gegendemonstrant die Bühne stürmt und den Kongress für beendet erklärt, zerren Studenten ihn aus dem Saal

Dann machen sie sich auf den Weg durch das nächtliche Berlin.

Über der Stadt, durch die sie fahren, liegt eine gewaltige, diffuse Spannung. Eine Mischung aus Hoffnung und Angst, Aufbruch und Enge, die aufgestaute Wut verfeindeter politischer Lager.

Seit Monaten erschüttern Proteste, vorwiegend von Studenten getragen, Westberlin und die Bundesrepublik: gegen den Krieg der USA in Vietnam; gegen die von der Bundesregierung geplanten Notstandsgesetze – Vorkehrungen für den Fall einer Staatskrise. Gegen die Macht des Springer-Verlags. Gegen Gewaltherrscher in aller Welt und deren Verbündete in den kapitalistischen Ländern. Für eine Reform der Hochschulen. Für internationale Solidarität. Für eine freiere Gesellschaft.

Die Wortführer fordern Revolution und Sozialismus. Ihre Radikalität, ihr aufsässiges Gebaren, auch ihre Arroganz wecken bei vielen Deutschen Angst und Hass. Längst herrscht auf beiden Seiten ein unversöhnlicher, kriegerischer Ton.

Der verwegen auftretende, ideologisch versierte Dutschke gilt als das Gesicht und die Stimme der Revolte, als ihr Vordenker. Und so mag er mehr als andere in diesen Tagen ahnen, dass er sich entscheiden muss: zwischen zivilem Ungehorsam und offenem Aufruhr. Für oder gegen Gewalt – den Übergang von „der Waffe der Kritik“ zur „Kritik der Waffe“, wie es sein Idol Karl Marx formuliert hat. Für Feltrinellis Dynamit oder ein Leben mit Gretchen und Hosea-Che.

Zunächst jedoch steht der große Vietnam-Kongress bevor, den er mitorganisiert hat. Er soll ein Höhepunkt der linken Mobilisierung in ganz Europa werden. Des Aufbegehrens gegen die verkrustete Nachkriegswelt, das seit einigen Jahren anschwillt. Und von dem Männer wie Feltrinelli und Dutschke hoffen, dass es in eine Revolution mündet. Vielleicht schon bald.

Zu Beginn der 1960er Jahre ist in den meisten der vom Zweiten Weltkrieg verheerten Länder die unmittelbare Not überwunden, die Wirtschaft teils kräftig gewachsen. Die UdSSR hat ihre Macht über den Osten Europas stabilisiert;



Dutschke will den Protest auf die Straße tragen, so die sozialistische Revolution befeuern. Ob er dafür auch Gewalt als legitim ansieht, dazu äußert er sich nie eindeutig

Westeuropäer und Amerikaner haben sich damit arrangiert. 1961 stoppt die Berliner Mauer die massenhafte Flucht aus der DDR und friert so den letzten schwelenden Krisenherd in Europa ein. Eine Ordnung auf der Grundlage nuklearer Abschreckung ist entstanden.

Umso schärfer fechten die Großmächte ihre Rivalität nun in den früheren oder um ihre Unabhängigkeit kämpfenden europäischen Kolonien aus, die zunächst keinem der beiden Blöcke zuzuordnen sind. Lateinamerika, Afrika und Asien leiden unter Revolutions- und Stellvertreterkriegen: in Vietnam, dem Nahen Osten; in Algerien, Angola, dem Kongo; in Guatemala, auf Kuba.

Im Vergleich dazu herrscht in der Bundesrepublik eine fast gespenstische Ruhe. Die Jahrgänge, die den neuen

Staat aufgebaut haben und nun verwalten, sind von der gescheiterten Weimarer Republik geprägt, von NS-Diktatur, totalem Krieg und totaler Niederlage. Sie misstrauen heroischen Idealen.

Ihre glanz- und machtarme, nüchtern funktionierende Bundesrepublik ist ein Gemeinwesen der noch einmal Davongekommenen. Der Illusionslosen. Der Besinnung aufs materielle Wohlergehen.

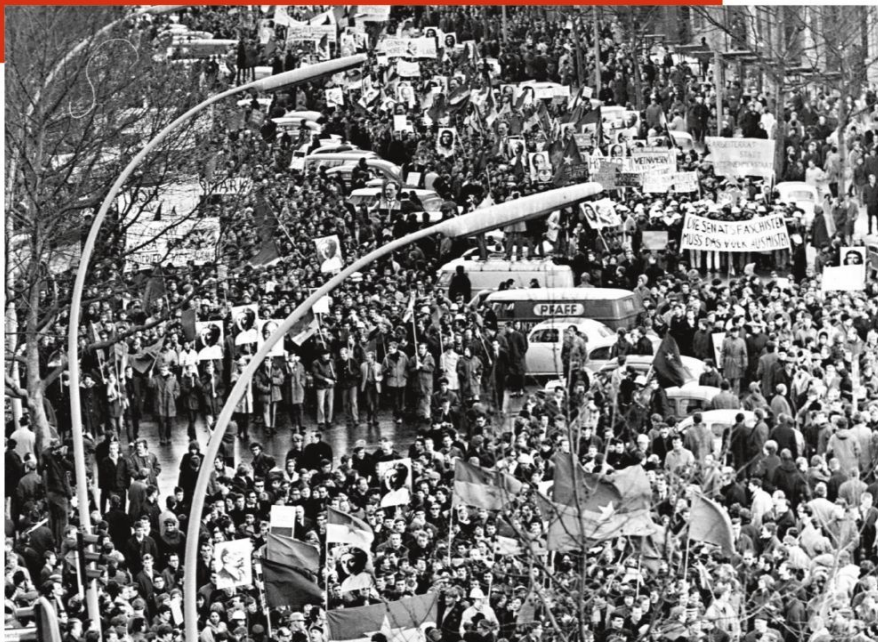
Zwar gibt es inmitten des Wirtschaftswunders bittere Armut, müssen zumal einfache Arbeiter ihr Auskommen weiterhin unter harten Bedingungen erschuften. Zwischen den neuen Fassaden liegen immer noch Trümmergrundstücke. Jede zweite Wohnung verfügt weder über Bad noch Dusche, der private Telefonanschluss bleibt ein Privileg, eine Tiefkühltruhe kaum bekannter Luxus.

DAS ISOLIERTE WESTBERLIN WIRD ZUM **VERSUCHSLABOR** DER NEUEN LINKEN



Die Demonstranten zeigen Plakate des vietnamesischen Führers Ho Chi Minh. Mit ihm sehen sie sich vereint im Kampf gegen den Imperialismus – und für eine sozialistische Gesellschaft

Berliner Vietnamkongress



Viele der 15 000 Demonstranten, die zu dieser Kundgebung während des Kongresses kommen, protestieren auch gegen geplante Bonner Gesetze, die bei einem Staatsnotstand die Grundrechte einschränken sollen

Doch der Hunger ist vorbei; mancher Deutsche hat sich während der „Fresswelle“ der 1950er Jahre sogar einen Wohlstandsbauch angefüllt. Auch ein TV-Gerät besitzen bereits viele. Der VW Käfer entwickelt sich zum wahrhaftigen Volks-Wagen (und Exporterfolg). Sommer für Sommer fahren einige Millionen Deutsche zum Urlaub nach Italien.

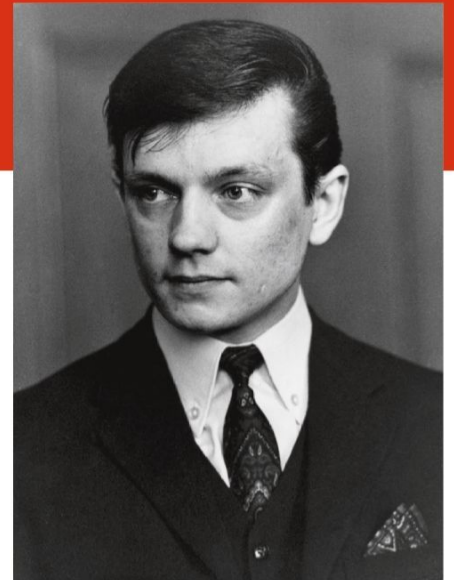
Vielen Jüngeren aber reicht das nicht. Sie sind unbelastet, zukunftsfröh, neugierig; in ihren Augen ist die Gründergeneration verbraucht, fett, korrupt.

Die hastig wiedererrichteten Städte sind unwirtlich, die Wohnungen eng und voller Plüsch. Aus den Musiktuben duddeln Schlager über Heimat und Liebe, in den Kinos laufen sentimentale Schnulzen. Die Eltern horten Anstands- und Benimmbücher, reagieren auf Rock 'n' Roll und Beatmusik mit Verboten und Verachtung (ein Journalist vergleicht tanzende Halbwüchsige mit „besessenen



Als Galionsfigur der Linken wird Dutschke für viele Konservative zum Hassobjekt. Am 11. April 1968 verletzt ihn ein Attentäter mit drei Schüssen schwer

Die Kugeln treffen Dutschke in Kopf und Schulter. Bald machen Gerüchte die Runde, er sei tot – dann wieder, er habe eine 50:50-Chance zu überleben



»Du dreckiges Kommunistenschwein«, ruft der 23-jährige Hilfsarbeiter Josef Bachmann, ehe er auf Dutschke feuert

Medizin Männern eines Urwald-Stammes“). Homosexuelle Handlungen sind ein Verbrechen; die Polizei verhaftet Männer, die einander geküsst haben.

Mütter unehelicher Kinder werden auf den Ämtern schikaniert. Ledige unterschiedlichen Geschlechts dürfen sich nach 22 Uhr nicht mehr gegenseitig besuchen; erlauben es Eltern oder der Vermieter dennoch, können sie wegen „Kuppelei“ belangt werden.

Ein aggressiver Antikommunismus dominiert das politische Klima – und kann jeden treffen, der Regierung oder Verfassung von links kritisiert.

Das aber geschieht immer häufiger. Aus London und Paris, Italien und den USA wehen frische Ideen in die Bundesrepublik herüber. Ihren Kern bildet ein entstaubter, von den Dogmen der alten Linksparteien befreiter Marxismus, ergänzt um die Psychoanalyse Sigmund

Freuds sowie Gedanken existenzialistischer Philosophen wie Jean-Paul Sartre und Albert Camus: dass die Welt keinen erkennbaren Sinn habe – der Einzelne gleichwohl die Freiheit und Verantwortung, nach einer würdigen Existenz für sich und seine Mitmenschen zu streben.

Der Kapitalismus hingegen beute den Menschen aus und „entfremde“ ihn von sich selbst. Mit seinen Normen und Zwängen mache das System sogar bei wachsender Wohlfahrt ein seelisch, sozial, sexuell erfülltes Leben sowie wahre Selbstverwirklichung unmöglich.

Ein Ende der Misere erhoffen sich die Intellektuellen dieser Neuen Linken nicht von einer straff organisierten Umsturzpartei wie der (in Deutschland seit 1956 verbotenen) KPD. Sondern von einer vielstimmigen Bewegung aus junger Intelligenz, aufgeklärtem Arbeiternachwuchs, Minderheiten und Randgruppen aller Art. Ihre Mittel sind klassischer Protest, subkulturelle Provokationen, experimentelle Lebensweisen.

Den stärksten Widerhall in Deutschland finden solche Ideen in Westberlin. Auch 20 Jahre nach Kriegsende ist die freie Hälfte der vormaligen Reichshauptstadt ein geschundener Rest. Als ihr Wahrzeichen gilt die Turmruine der ausgebombten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nahe dem Bahnhof Zoo. Viele Häuser sind zernarbt von Einschusslöchern, Grundstücke liegen brach, Straßen enden im Nichts. An dem einst vibrierenden Kurfürstendamm stehen schäbige Behelfsbauten, von prächtigen Bürgerpalästen oft nur noch einstöckige Reste.

Die Wirtschaft stagniert, zumal seit dem Mauerbau. All jene, die Ambitionen haben, gehen in den Westen: Unternehmer, junge Facharbeiter, Hausbesitzer, die ihre Immobilien unter Wert abstoßen.

Es bleiben die NS-Beamtenwitwen. Die Trägen und Fantasielosen. Die Subventionsritter und sturen Frontstadt-Verteidiger. Aber auch die Außenseiter: Jungs, die mit dem Kajal-Stift spielen, Künstler, Bohemiens. Hinzu ziehen westdeutsche Studenten, denen Göttingen, Heidelberg oder München zu eng sind, zu sauber. Zu langweilig.

In Westberlin gelten weder Wehrpflicht noch Sperrstunde; die Vielfalt der Kneipen und Bars ist konkurrenzlos. Es gibt große, günstige Wohnungen; die Eltern sind fern, andere Kontrollinstanzen rar. Um die Halbstadt am Leben zu halten, wird sie von der Bundesrepublik massiv subventioniert – irgendeine Vergünstigung steht beinahe jedem zu. Bis hin zu den Kneipiers und ihren Kunden.

Zudem gilt die 1948 gegründete Freie Universität in Dahlem als führend in der noch jungen Politikwissenschaft und in Soziologie. Und sie gewährt den Studenten ein Parlament und Mitsprache in allen Gremien. Zu dieser einmalig liberalen Verfassung haben auch die US-Besatzer beigetragen, die nach dem Kriegsende jeden Versuch unterstützten, Deutschland zu demokratisieren.

Seither genießen die Amerikaner – die Westberlin zudem 1948/49 durch eine Luftbrücke vor der sowjetischen Blockade gerettet haben – in der Stadt besonderes Ansehen: als Schutzmacht angesichts der kommunistischen Umklammerung, als Vorbild an Modernität, als großmütiger Sieger.

Mitte der 1960er Jahre aber sind die USA ein gespaltenes Land, erschüttert von Rassenunruhen und Bürgerrechtskämpfen. Und verwickelt in einen Krieg gegen kommunistische Aufständische in Südvietnam und deren Helfer im Norden des geteilten Landes. Einen Krieg, den viele Amerikaner ablehnen. Und viele der studierenden Neu-Berliner auch.

Bereits im Februar 1965 findet im Henry-Ford-Bau, dem modernen, von der amerikanischen Ford Foundation gestifteten Hörsaal- und Bibliothekszentrum der FU, eine kritische „Informationsveranstaltung Vietnam“ statt.

Im Mai des gleichen Jahres aber untersagt der FU-Rektor eine Podiumsdiskussion mit einem angeblich DDR-freundlichen Gast. Daraufhin rufen Studenten des politikwissenschaftlichen Instituts einen Vorlesungsstreik aus, den ersten in der Geschichte der Universität.

Etwa zur gleichen Zeit diskutiert der Bundestag einen verfassungsändernden Gesetzentwurf zum Notstandsrecht: Für den Fall, dass der Staat eines Tages von innen oder außen bedroht ist, etwa durch Krieg oder Aufruhr, sollen durch

„Notstandsgesetze“ eine Zeit lang Grundrechte eingeschränkt werden dürfen, etwa die Pressefreiheit, das Postgeheimnis, das Streikrecht. Zudem soll die Regierung sich auf ein Rumpfparlament stützen können. Gewerkschafter, Publizisten, Professoren, Pfarrer und Studentenvertreter sehen darin die Möglichkeit zu einem „Staatsstreich von oben“ und warnen vor der Gefahr eines Missbrauchs.

Es gärt, vor allem in Westberlin. Und meist tut sich da der Sozialistische Deutsche Studentenbund hervor, der am weitesten links stehende hochschulpolitische Verband der Bundesrepublik.

Seit Januar 1965 gehört seinem Westberliner Ableger auch ein 24-jähriger Soziologiestudent an, klein, durchtrainiert und auf verwegene Weise gut aussehend: dichter, dunkler, etwas länger fallender Scheitel; Kinn und Wangen gern stopplig. Stechende Augen, starke Nase. Sein Name: Alfred Willi Rudolf Dutschke, genannt Rudi.

Dutschke stammt aus dem brandenburgischen Luckenwalde und ist kurz vor dem Mauerbau nach Westberlin gekommen. Er ist ein überzeugter Christ, der in Jesus vor allem einen Revolutionär sieht. Ein Sozialist, den der autoritäre Missbrauch seiner Utopie in Osteuropa abstößt. Ein ernsthafter junger Mann, der leidenschaftlich mit Kommilitonen in Studentencafés debattiert. Er kann charmant sein, schallend loslachen. Aber zuweilen wirkt er eigentümlich fremd.

Rudi Dutschke trinkt nicht, raucht nicht, hat stets ein Buch unter dem Arm, eine Aktentasche voll Literatur dabei. Von der er systematisch Auszüge anfertigt oder sie mit einem fünffarbigen Kugelschreiber durcharbeitet – in seiner Ausgabe von Karl Marx’ „Das Kapital“ ist schließlich jede einzelne Zeile in einer der fünf Farben unterstrichen.

Arbeitet er zu Hause, hört er stündlich Nachrichten. Sinn für Ironie, der verspielte, coole Zynismus vieler Altersgenossen gehen ihm ab. Ein enger Gefährte spricht von Dutschkes „Keuschheit“. Dafür kann er reden. Nicht unbedingt mitreißend, aber bezwingend.

Rasch wird er zu einem Wortführer der „Antiautoritären“ im SDS, die den orthodoxen Marxisten die Macht streitig machen. Ein Antreiber.

Als für den 5. Februar 1966 linke und liberale Hochschulgruppen eine gemeinsame Kundgebung gegen den Vietnamkrieg der USA planen, sammelt Dutschke zwei Nächte zuvor eine Anzahl Gesinnungsgenossen. Sie rühren Kleister an, greifen sich vorbereitete Plakate, ziehen durch die Stadt und kleben die Drucke auf Litfaßsäulen, Pissoirwände, Mauern, Verteilerkästen.

Ihre Parolen: Bundeskanzler Ludwig Erhard und die „Bonner Parteien“ leisteten Beihilfe zu massenhaftem Mord in Asien. Mord durch Napalm, Mord durch Giftgas, bald durch Atombomben?

In aller Welt sei dies so: „Die ehemaligen Sklaven wollen Menschen werden – die Antwort der Kapitalisten ist Krieg.“ Also: „Amis raus aus Vietnam!“ Gezeichnet: „Internationale Befreiungsfront“. Das ist ein neuer, aggressiver Ton.

Neu (und aus den USA übernommen) ist auch das *sit-in* vor dem US-Kulturzentrum – eine Sitzblockade, zu der sich Dutschke und einige Hundert Entschlossene niederlassen.

Polizei marschiert auf. Irgendwer hat eine Handvoll Eier dabei und wirft sie gegen die Fassade, Gelächter.

Dann der Befehl „Knüppel frei!“ Unter den Schlägen der Beamten laufen die Demonstranten auseinander.

„Narren!“, schimpft am nächsten Tag die „Berliner Morgenpost“ über die Demonstranten, „Schandel!“, schreibt die „B.Z.“. „Beschämend!“, titelt die „Bild“-Zeitung am Tag darauf. Alle drei Blätter erscheinen im Verlag Axel Springer.

Der konservative Pressekonzern ist eine Macht: Fast jede dritte in der Bundesrepublik gedruckte Tageszeitung kommt von Springer; in Westberlin besitzt der Verlag nahezu ein Monopol. Und kein Medium übt einen solchen Einfluss aus wie das Massenblatt „Bild“.

Für viele Linke ist Springer daher der böse Geist der Republik, sind seine Blätter eine große Manipulationsmaschine – der Grund, weshalb die Erkenntnisse von Marx und Freud nicht zum Volk durchdringen, die Leute CDU wählen.

Wenige Aktivisten erkennen, dass Springers Zeitungen mit ihren aufgeregten Schlagzeilen und empörten Kommentaren den Protest überhaupt erst laut machen – gerade *weil* sie über jede noch

so alberne Provokation mit Schaum vorm Mund berichten. Zu denen, die dies begreifen, zählt der Polit-Aktionskünstler Dieter Kunzelmann.

Während Dutschke im März 1966 die Theologiestudentin Gretchen Klotz aus Chicago heiratet, in einer Bierkneipe mit belegten Brötchen und halben Hähnchen, aber an weiß gedeckten Tischen unter Kerzenlicht, zieht Kunzelmann ein Jahr später mit einigen Männern und Frauen in die Berliner Atelierwohnung des in New York lebenden (und nichts ahnenden) Schriftstellers Uwe Johnson und gründet eine Wohngemeinschaft. Die „Kommune I“.

Kunzelmanns skandalträchtige Botschaft: Traditionelle Erziehung, bürgerliche Ehe und Sexualmoral, die Unfreiheit der Konventionen – das alles soll verschwinden. „Ihr müsst euch entwurzeln!“, fordert er. Weg mit den Stipendien, raus aus den „Zweierbeziehungen“, hinein in die „Revolutionierung des Alltags“. Kampf der bürgerlichen Privatsphäre – fort mit den Klotüren.

Anfang April 1967 erzielt die Kommune I einen Medienerfolg: Die Mitglieder werden unter dem Verdacht festgenommen, während des Berlin-Besuchs des US-Vizepräsidenten Hubert Humphrey einen Anschlag auf ihn zu planen. Der Verdacht bestätigt sich – nur enthalten die vermeintlichen Bomben nichts als Mehl, Pudding und Farbe.

Die Kommunarden verteilen absurd unverschämte Flugblätter, tanzen in Frauenkleidern auf der Straße, werfen vor Gericht Knallfrösche und Räucherkerzen. Sie versuchen, die Staatsgewalt zu provozieren, damit sie überreagiert und so lächerlich wirkt. Bis zu einem gewissen Grade ist dies Kunst, Happening. Oder schlicht anarchische Clownerei.

In jedem Fall sichert diese Kombination aus Faxen und vermeintlich losem Sex Aufmerksamkeit. Wenn Kunzelmann sich zitieren lässt mit dem Spruch „Was geht mich Vietnam an, ich habe Orgasmusschwierigkeiten“ (der in Wahrheit wohl von seinem Kumpel Rainer Langhans stammt) – dann bringt das die antiimperialistischen Kämpfer vom SDS

ebenso in Rage wie sittenstrenge Bürger. Und regt allgemein die Fantasien an.

Die Realität der Kommune besteht zwar anfangs mehr aus Psycho- und Theoriedebatten, Tränen, Türenknallen und der Frage, wer den Abwasch macht. Dennoch: Sie verkörpert einen Aufbruch, nach dem sich viele sehnen, eine wilde, romantische Träumerei.

Derweil verschärft sich das politische Klima. In Bonn ist das Regierungsbündnis von FDP und CDU über Haushaltsfragen zerfallen, und so regiert seit Dezember 1966 eine Große Koalition aus Union und SPD. Weil damit eine Opposition im Bundestag praktisch nicht mehr existiert, betrachten sich linke Studenten sowie andere Kritiker der Notstandsgesetze und die Aktivisten der um 1960 entstandenen Abrüstungsbewegung zunehmend als deren Ersatz: als außerparlamentarische Opposition. Sie eint die Furcht vor einem übermächtigen Staat. Vor dem Niedergang der Demokratie.

Da erschießt am 2. Juni 1967 der Kriminalobermeister Karl-Heinz Kurras den Studenten Benno Ohnesorg am Rande einer Demonstration gegen den autoritär regierenden Schah von Persien. Ein Unfall? Fahrlässige Tötung? Willkürlicher Mord? Oder gar eine Provokation durch Kurras (der später als Mitarbeiter der ostdeutschen Stasi enttarnt wird)? Das bleibt letztlich Spekulation.

Für die demonstrierenden Studenten jedoch ist klar: Die Obrigkeit hat ihr wahres, rücksichtsloses Gesicht gezeigt. Besonders, weil die Polizei den Protest überhaupt brutal niedergeknüppelt hat.

Der 2. Juni wird zum Wendepunkt. Nun erfassen die Proteste immer mehr Universitäten – und werden immer radikaler. Ein grundsätzlicher Vorbehalt gegen das Parlament und andere Institutionen der Republik breitet sich unter den Studenten aus. Und Rudi Dutschke, geheimnisvoll radikal, cool im Look und längst ein Liebling der Journale, wird vollends zur Leitfigur der Bewegung.

Dabei ist Dutschkes Charisma schwer zu fassen. Er spricht leicht näselnd, betont die Konsonanten und zieht Vokale in die Länge: „Iiich deenckee“. Am Satzende senkt er die Stimme nicht, sondern



»Beschämend« hatte die »Bild«-Zeitung den Protest der Studenten genannt. Deren Wut richtet sich nach dem Mordanschlag auf Dutschke gegen das reaktionäre Blatt



STRASSENSCHLACHTEN WIE IN DER WEIMARER REPUBLIK

Am Berliner Hauptsitz des Springer-Verlags, in dem die »Bild«-Zeitung erscheint, fliegen in der Nacht nach dem Attentat Molotow-Cocktails. Sechs Lieferwagen gehen in Flammen auf

signalisiert, dass seine Ausführungen noch weitergehen – immer weiter. Wobei er zuweilen fast Unverständliches von sich gibt. Etwa: „Die Ökonomisierung des Überbaus ermöglicht tendenziell einen Bewusstseinsprozess für agierende Minderheiten innerhalb der passiven und leidenden Massen, denen durch sichtbar irreguläre Aktionen die abstrakte Gewalt des Systems zur sinnlichen Gewissheit werden kann.“ Folglich: „Der städtische Guerillero ist der Organisator schlechthiniger Irregularität als Destruktion des Systems der repressiven Institutionen.“

Er sei kein Demagoge, denn „ich würde meine Ideen verraten, wenn ich den Versuch unternähme, durch funktional eingesetzte Emotionalisierungseffekte eine triebmäßige psychische Verbindung jenseits des Dialogs kritischer Rationalität mit Ihnen herzustellen.“

Dutschke vermag eine scheinbar unbegrenzte Zahl von Nebensätzen ineinander zu verschachteln und findet am Ende doch aus seinem selbst gebauten Labyrinth heraus. Das Ergebnis wirkt eher wie ein Sound als wie eine Argumentation – ein Ton, der die Zuhörer in eine Art revolutionäre Trance versetzt.

Zwei Themen dominieren: die Notstandsgesetze und der Krieg in Vietnam. Denn im fernen Südostasien schlägt keine abgehalfterte europäische Kolonialmacht ein Rückzugsgefecht, sondern die Vormacht der Freiheit. Die USA, selbst einstige Kolonie, führen vor laufenden Kameras einen brachialen, sinnlosen Unterwerfungskrieg – so zumindest sehen es die Demonstranten in Deutschland.

Am 3. Januar 1968 ruft der SDS daher „alle, die sich entschlossen haben, gegen den Imperialismus zu kämpfen“, für den 17. und 18. Februar zu einem internationalen Vietnam-Kongress nach Westberlin. Die Versammlung, organisiert ausgerechnet im loyalsten Vorposten der USA in Europa, soll ein Fanal werden. Nach der rasanten Ausweitung der Proteste über den Herbst und Winter betrachten sich viele SDS-Aktivisten nicht etwa als chancenlose Minderheit, sondern als Avantgarde einer Weltrevolution – zu deren Zentrum nun Westberlin werden könnte.

Noch einmal Auftrieb erhalten sie, als die kommunistischen Kämpfer in

Zwei Menschen sterben bei Protesten nach den Schüssen auf Dutschke, mehr als 400 werden verletzt. Es sind die schwersten Krawalle seit Gründung der Bundesrepublik



Vietnam zum Tet-Fest, dem vietnamesischen Neujahr, Ende Januar völlig überraschend eine Großoffensive beginnen. Zwar schlagen die GIs den Angriff blutig zurück. Doch der Glaube an ein absehbares Ende der verlustreichen Kämpfe ist in den USA dahin.

Anfang Februar 1968 werfen Studenten die Scheiben mehrerer Springer-Filialen ein; einige Steine sind in Flugblätter gewickelt mit der Aufschrift: „Enteignet Springer!“ Die „Bild“-Redaktion antwortet mit der Schlagzeile: „Stoppt den Terror der Jungroten jetzt!“

Der politische Druck steigt. Dennoch weigert sich Rektor Kurt Weichselberger von der Technischen Universität in Charlottenburg, seine Bewilligung von Räumen für den Vietnam-Kongress zurückzunehmen. Er hat sie erteilt, nachdem die FU dazu nicht bereit war.

Dann der Dämpfer: Am 13. Februar, vier Tage vor Kongressbeginn, weist der Westberliner Senat den Antrag für eine Abschlussdemonstration zurück.

Rudi Dutschke erklärt daraufhin, die Demonstration werde stattfinden, genehmigt oder nicht, und sie werde wie geplant zu den amerikanischen Wohnvierteln und dem US-Hauptquartier in Dahlem und Lichterfelde führen. Während die Teilnehmer eintreffen, nehmen Bernd Rabehl vom SDS und Kurt Scharf, der evangelische Bischof von Berlin, Kontakt zueinander auf. Beide suchen Vermittlung – denn sie fürchten ein Blutbad.

Zu den ausländischen Referenten gehört auch Giangiacomo Feltrinelli, der Verleger, den Dutschke auf einer Recherchereise nach Mailand kennengelernt hat und der nun als Gastgeschenk stangenweise Dynamit mitbringt.

Inzwischen hat Bischof Scharf die Studenten bewogen, eine andere Route für ihre Demonstration vorzuschlagen. Doch der Regierende Bürgermeister Klaus Schütz will von einem Kompromiss nichts wissen. Das Verbot bleibt.

Einige Stunden darauf schiebt Gretchen Dutschke den Kinderwagen mit Hosea-Che und dem Sprengstoff in einer Villengegend von Feltrinellis Auto zu einer konspirativen Wohnung und lädt das Dynamit dort aus. Später treffen sich Rudi Dutschke und Feltrinelli mit weiteren Genossen, um über die Verwendung des Sprengstoffs zu beraten.

Sie diskutieren Anschläge auf US-Schiffe mit Nachschub für Vietnam in deutschen Häfen, auf Überlandleitungen oder Gleise, die militärisch genutzt werden. Dutschke wird im Nachhinein erklären, es sei ausschließlich um Gewalt

gegen Sachen gegangen. Allerdings hat er bereits im Herbst erklärt, neben die von Che Guevara verkündete „Propaganda der Schüsse“ in der Dritten Welt müsse eine „Propaganda der Tat“ in westlichen Ländern treten: der Weg zur bewaffneten Revolte einer „Stadt-Guerilla“.

Vermutlich wird das Dynamit später ohne endgültige Bestimmung heimlich nach Westdeutschland geschafft, aber wohl aus Scheu, Menschen zu Schaden zu bringen, nie eingesetzt (einer anderen Überlieferung zufolge wird es in der Spree versenkt).

Und das Verhältnis Dutschkes zur praktischen Gewaltanwendung bleibt dunkel – vielleicht auch ihm selbst.

Samstag, 17. Februar, Hauptgebäude der TU. Aus dem großen Hörsaal donnert es immer wieder gleich einem Kriegsschrei durch die lichte, moderne Architektur – der im Stakkato von Hunderten gerufene, von rhythmischem Klatschen begleitete Name des vietnamesischen Revolutionsführers: „Ho! Ho! Ho-Chi-Minh!“

Mehr als 5000 Teilnehmer haben sich versammelt, viele tragen Mäntel und Jacketts, manche wie Dutschke karierte Hemden. Süd- und Nordamerikaner sind gekommen, Franzosen, Italiener, Briten, Westdeutsche natürlich. Viele einflussreiche Führer der Neuen Linken begegnen sich hier und in den umliegenden Cafés zum ersten Mal.

Sie sitzen auf den Gängen, drängen um Büchertische, Flugblattauslagen, den Kaffeeausschank im Foyer. Manche singen, Verliebte halten Händchen, im überdachten Innenhof ruhen die Reisemüden aus. Andere essen mitgebrachte Stullen oder tauschen Tipps: wie mit Zitronensaft beträufelte Taschentücher die Wirkung von Tränengas lindern; wo Wattlepster vor Polizeiknüppeln schützen.

Sogar ein Kindergarten ist eingerichtet. Dutschke hat Sinn für solche Sachen: Er war bei Hoseas Geburt im Kreißaal (nachdem er sich an einem Film vergewissert hat, dass er den Anblick erträgt), er wickelt den Sohn, teilt sich mit Gretchen die Hausarbeit – auch wenn Genossen den Kopf schütteln: als hätte ein Revolutionär Zeit für Abwasch!

Der Hörsaal ist völlig überfüllt, die ansteigenden Stuhlreihen ebenso wie die große Empore. Oft ist in der lauten Menge das eigene Wort nicht zu verstehen; binnen Kurzem ist die Luft stickig, durchzogen von dichtem Tabakrauch.

An der Stirnseite hängt eine riesige blau-rote Fahne mit gelbem Stern der kommunistischen Vietcong-Kämpfer, darauf prangt in großen Lettern die Che Guevara zugeschriebene Losung „Die Pflicht jedes Revolutionärs ist es die Revolution zu machen“.

Darunter ein Rednerpult, ein Sprechertisch mit Mikrofonen. Eine dichte Abfolge von Rednern trägt Grußworte vor, politische Reden, theoretische Referate, auf Deutsch, Englisch, Französisch.

Derweil berät einige Hundert Meter entfernt die Bereitschaftskammer des Verwaltungsgerichts über einen Antrag des SDS, das Demonstrationsverbot per einstweilige Verfügung aufzuheben. Dem Schriftsatz beigelegt ist eine persönliche Bürgschaft des Bischofs von Berlin-Brandenburg, dass der Zug nicht von der neuen Route abweichen werde.

Am Nachmittag kommt es in der TU zu einem Eklat: Der 39-jährige Rechtsanwalt Diether Prelinger, CDU-Mitglied und Anti-Revolutionär aus demokratischer Überzeugung, stürmt aufs Podium, schiebt den Redner, der eben ein Grußtelegramm des Vietcong verliest, auf die Seite und ruft ins Mikrofon: „Wir protestieren gegen diese Konferenz! Der Kongress ist beendet!“

Viel weiter kommt er nicht, Rufe und Pfiffe gellen, eine Handvoll Studenten stoßen und zerren den sich heftig Wehrenden zurück. Spontan donnern erneut die „Ho! Ho! Ho-Chi-Minh!“-Chöre über das Gerangel.

Abends spricht der Schriftsteller Erich Fried über den möglichen Beitrag der Opposition in den westlichen Metropolen zum Kampf in Vietnam. Da tritt um 19.40 Uhr jemand ans Podium und spricht mit den am Sprechertisch Sitzen-

den. Einer von ihnen unterbricht Fried: Die Verwaltungsrichter haben die Demonstration erlaubt. Einzige Bedingung: Der Protestzug darf die US-Viertel nicht streifen. Applaus, begeisterte Rufe. „Das war die schönste Unterbrechung meines Lebens“, sagt Fried.

Tags darauf formieren sich 15000 Teilnehmer zum Demonstrationszug. Sie tragen Porträts Ho Chi Minhs, der deutschen Kommunisten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, von Fidel Castro, Mao Zedong und Che Guevara. Sie schwenken rote Fahnen, teils mit Hammer und Sichel, und die des Vietcong.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Ho-Chi-Minh-Rufe. Und, spöttisch gemeint, im Vollgefühl der vermeintlichen

DER **HASS** WÄCHST
AUF BEIDEN SEITEN.
»VERGAST DUTSCHKE«,
SCHREIBT EINER

eigenen Stärke, rhythmisch skandiert: „Wir! sind! eine-kleine-radikale-Minderheit!“ Dazu fallen die untergehakten Reihen immer wieder in den Laufschrift.

Schließlich erreichen sie den Ortsteil Halensee. Geradeaus geht es zu den US-Kasernen. Dort wartet ein großes Polizeiaufgebot. Dahinter die US Army.

Diszipliniert schwenkt die Spitze des Zuges mit Dutschke nach rechts ab. Gegen 15.45 Uhr endet der Demonstrationszug mit einer Kundgebung am vereinbarten Ziel, vor der Deutschen Oper.

Rudi und Gretchen Dutschke kehren zurück nach Hause, wo sie Hosea-Che allein gelassen haben.

Drei Tage später kommt es nach einem gemeinsamen Aufruf von Bürgermeister Klaus Schütz, dem Senat, Sozial- und Christdemokraten, Gewerkschaften und Arbeitgebern zu einer Gegenkundgebung, um die „Feinde der Demokratie“,

wie Bürgermeister Schütz sie nennt, in die Schranken zu weisen.

Rund 60 000 Westberliner versammeln sich vor dem Schöneberger Rathaus. Auf Plakaten wird ein „harter Kurs“ gegen den SDS gefordert, „Raus mit den Roten“ und „Politische Feinde ins KZ“.

Von „Volksfeinden“ ist die Rede. Ein Redner fordert, das „gefährliche Rüpelspiel der Randalierer“ zu beenden.

Da gellt ein Ruf: „Hier ist Dutschke!“ Hälse drehen sich nach einem jungen Mann mit dunklen Haaren und kräftiger Nase. Der wehrt ab, doch die Ersten dringen auf ihn ein, als er stolpert, treten sie ihm ins Gesicht, prügeln ihn, ein Angreifer schlägt mit einer Flasche zu. „Hängt ihn auf!“, wird gebrüllt, „schlägt ihn tot!“

Der Mann kann sich aufrappeln, zu einem Polizisten fliehen. Auch der wird niedergestoßen und geschlagen. „Dutschke ins KZ!“, tönt es. „Kastriert das Judenschwein!“ Irgendwie retten die beiden sich zu einem Mannschaftsbus der Polizei. Die Menge umringt den Wagen, hämmert gegen die Scheiben, droht ihn umzustürzen. Polizisten mit Schlagstöcken drängen die Menschen ab.

Das Opfer, ein 27-jähriger Angestellter, kommt verletzt, aber lebend davon. Seine Ähnlichkeit mit Dutschke ist nicht einmal besonders ausgeprägt.

Der Hass ist es umso mehr. „Vergast Dutschke“, steht eines Tages im Treppenhaus am Cosimaplatz; ein anderes Mal ist dort Kot verschmiert. Ein Bundestagsabgeordneter schimpft Dutschke eine „verdreckte und verlauste Kreatur“.

Als der „Schwarzwälder Bote“ die demonstrierenden Studenten eine „linke SA“ nennt, verwahrt sich ein ehemaliger SA-Mann in einem Leserbrief empört dagegen, mit diesen „verkommenen LSD-Schluckern“ verglichen zu werden.

In Interviews gibt Dutschke sich abgeklärt: Die Menschen müssten halt Tag für Tag einer langen, langweiligen Arbeit nachgehen, sie seien aufgebracht, da sei es normal, dass sie „mal sauer“ würden, sich „pogromartig“ austoben wollten. Das ist mitfühlend gemeint, als Kapitalismuskritik – und klingt doch elitär und abgehoben.

Der Spruch von der kleinen, radikalen Minderheit, den die Studenten

skandieren und ironisch meinen, trifft da viel besser zu: Die meisten Bürger und Arbeiter reagieren auf die Ho-Chi-Minh-Rufe mit Unverständnis, nicht Sympathie. Die Revolution hat zu keinem Zeitpunkt eine Mehrheit.

Das begreift auch eine schlanke, blonde Frau, klug, eigensinnig, die von der Schwäbischen Alb nach Westberlin gekommen ist. Und sie zieht daraus jene militante Konsequenz, vor der Rudi Dutschke und die anderen noch zurückschrecken. Dem „faschistischen“ Staat sei



nur mit Gewalt beizukommen, meint Gudrun Ensslin: „Dies ist die Generation von Auschwitz, mit denen kann man nicht argumentieren.“

Anfang April reisen Gudrun Ensslin und ihr Liebhaber Andreas Baader nach Frankfurt am Main. Mit Komplizen deponieren sie in zwei Kaufhäusern Brandsätze – stellen die Zeitzünder aber auf Mitternacht ein, um möglichst wenig Menschen zu gefährden.

Die Feuerwehr kann die Brände rasch löschen. Und bereits am übernächsten Tag setzen Fahnder Ensslin und Baader fest, nachdem sie allzu prahlerisch Andeutungen über ihren „politischen Racheakt“ gegen Vietnam und „Konsumterror“ gemacht haben.

Zwei Jahre später wird das Paar mit Ulrike Meinhof und anderen die „Rote Armee Fraktion“ gründen, deren Terror Dutzende das Leben kostet.

Gründonnerstag, der 11. April. Ostern steht bevor. Josef Bachmann blickt gegen 16.30 Uhr auf das Haus Kurfürstendamm

140. Seit mehr als sieben Stunden wandert der Hilfsarbeiter durch Westberlin – seit er mit dem Zug aus München am Bahnhof Zoo angekommen ist. Taxifahrer hat er gefragt, die Kommune I aufgesucht, das Einwohnermeldeamt: alles, um Rudi Dutschke zu finden. In einer privaten Angelegenheit, wie er sagt.

Nun steht Bachmann auf dem Mittelstreifen vor einem Altbau, in dessen zweitem Stock der SDS sein Büro hat. Der schwächliche, glatt rasierte und sauber gescheitelte 23-Jährige trägt eine braune Wildlederjacke, die unterhalb der linken Schulter eine Wölbung zeigt.

Gegen 16.35 Uhr schiebt Dutschke sein Fahrrad aus dem Gebäude. Am Lenker hängt eine braune Aktentasche voller Bücher. Bachmann geht in seine Richtung. Dutschke bleibt am Straßenrand stehen, wartet wohl auf etwas.

Bachmann erreicht ihn und fragt: „Sind Sie Rudi Dutschke?“ Der bejaht.

„Du dreckiges Kommunistenschwein“, stößt Bachmann daraufhin aus, greift in das Schulterholster unter seiner Jacke, zieht einen Trommelrevolver und drückt ab. Er trifft Dutschke in die rechte Wange. Der stürzt oder wirft sich dem Angreifer entgegen, geht zu Boden.

Bachmann tritt heran, feuert zweimal in Kopf und Schulter. Läuft dann fort. Dutschke kann sich aufrichten, einige Meter taumeln, ruft nach seiner Mutter. Dann bricht er zusammen.

Wenig später wird Josef Bachmann von der Polizei auf einer Baustelle gestellt, bei einem Schusswechsel schwer verwundet und festgenommen.

Am frühen Abend heißt es, Rudi Dutschke sei tot. Dann wieder, die Ärzte im Westend-Krankenhaus gäben ihm eine 50:50-Chance zu überleben.

In den SDS-Räumen Aufregung und Verzweiflung. Einige weinen, viele sind ratlos, hilflos. Schließlich wird beschlossen, bei einer für 20 Uhr geplanten Versammlung im großen Hörsaal der TU das weitere Vorgehen zu beraten.

2000 Menschen kommen. Schweigen, rote Fahnen, Flugblätter. Dutschkes langjähriger Freund Bernd Rabehl spricht: In der Presse habe eine „Pogromhetze“ gegen die Studenten stattgefunden – dort seien die eigentlich Schuldigen zu suchen, die wahren Mörder!

Wütender Beifall. Gegen 21.15 Uhr, wohl nach einer Abstimmung, drängen die Versammelten hinaus und ziehen in Richtung Kreuzberg. Zum Springer-Hochhaus an der Berliner Mauer.

Bereits unterwegs, am US-Kulturzentrum, fliegen die ersten Steine; Scheiben klirren. Manche Teilnehmer haben den Eindruck, die Polizei halte sich zurück, als hätte sie Verständnis für die Empörten. Vermutlich aber sind die Beamten einfach nur überrascht.

Der Zug erreicht das hell erleuchtete, 19 Stockwerke hohe Verlagsgebäude. Sprechchöre: „Springer – Mörder!“

„Bild‘ hat mitgeschossen!“

„Springer raus aus Westberlin!“

Nur eine dünne Polizeikette schützt den Eingang. Ein Stoßtrupp stürmt vor, durchbricht den Kordon vor dem Verlagsgebäude und gelangt bis zum gläsernen Windfang der Eingangshalle – muss sich aber wieder zurückziehen: Denn die Masse der 2000 bis 3000 Demonstranten zögert zu folgen.

Ohnehin erwarten drinnen einige Dutzend Drucker den Angriff mit langen Hartgummistangen, die sie aus den Rotationsmaschinen montiert haben.

Sie bekommen einen der Eindringlinge zu fassen, wollen ihn durch einen Hinterausgang zur Berliner Mauer schleppen und in die DDR werfen. Vorgesetzte halten die Arbeiter auf.

Bald prasseln Pflastersteine gegen die Fassade, zerschlagen das Glas, verletzen Polizisten. Mehr Polizei rückt an, Wasserwerfer. Immer noch decken die meisten Demonstranten die Steinewerfer, machen aber nicht mit.

Gegen 23.00 Uhr trifft Peter Urbach ein, einer der wenigen Arbeiter im Umfeld der Kommune I. Er kommt mit dem Auto. Im Kofferraum hat er einen großen Weidenkorb – voll mit zündfertigen Molotow-Cocktails. Urbach findet begeisterte Abnehmer, und kurz darauf stehen sechs Zeitungs-

Lieferwagen in Flammen; 16 weitere werden umgeworfen und beschädigt.

Urbach wird später als Spitzel des Westberliner Verfassungsschutzes enttarnt. Ob er auch ein Agent Provocateur war, der gezielt eine Eskalation herbeiführen sollte, bleibt ungeklärt.

Die Straßenschlacht tobt bis in den frühen Morgen.

Etwa zur gleichen Zeit wird in München die Redaktion der „Bild“-Zeitung gestürmt und verwüstet. Über die folgenden Tage erfassen Proteste weitere Städte, verbinden sich mit den Märschen der Friedensbewegung. Es kommt zu den schwersten Krawallen seit Gründung der Bundesrepublik; ein Fotograf und ein Student werden von geworfenen Steinen erschlagen, mehr als 350 Menschen verletzt.

Und doch ist unter aller Wut und Empörung eine allmähliche Verzweiflung zu spüren. Auch nach dem Anschlag auf Dutschke bleibt ein Bündnis mit der Arbeiterschaft, ein allgemeiner Aufstand bloße Fantasie.

Zwar marschieren am 1. Mai, dem traditionellen Kundgebungstag der Arbeiterbewegung, Zehntausende Teilnehmer mit dem SDS durch Neukölln und Kreuzberg. Doch eine wohl doppelt so große Menschenmenge folgt Gewerkschaften und Parteien auf den Platz der Republik am Fuß des Reichstagsgebäudes.

Dort fordert der sozialdemokratische Vizekanzler Willy Brandt von allen Seiten Toleranz und Gewaltlosigkeit. Der Jugend ruft er zu: „Reißen wir die Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen. Aber die Fensterscheiben müssen heil bleiben.“ Enthusiastischer Beifall.

Einen Monat später, am 30. Mai, verabschiedet der Bundestag allem Widerstand zum Trotz die Notstandsverfassung. Sie enthält erhebliche Kon-

zessionen an ihre Kritiker; gleichwohl ist es ein Sieg des Staates.

Anschließend ebbten die Demonstrationen ab. Die Außerparlamentarische Opposition fällt in sich zusammen – bis auf einen harten Kern, aus dem sich zum einen die Rote Armee Fraktion bildet, zum anderen unzählige kommunistische Splittergruppen, die aber eher Sekten ähneln als kampfstarken Kaderparteien. Die Revolution ist ausgeblieben.

Im Herbst 1969 wird die Große Koalition von einem sozialliberalen Bündnis unter Willy Brandt abgelöst, der weitgehende Reformen ankündigt und die Parole ausgibt: „Mehr Demokratie wagen!“ Hunderttausende vor allem junge Leute treten in die SPD ein. Es ist ein Triumph der nüchternen, pragmatischen Bonner Republik: Indem sie sich wandlungsfähiger zeigt, als ihre Verächter wahrhaben wollten, gewinnt sie das enttäuschte Fußvolk der APO für den parlamentarischen Weg des Reformierens, des zähen Aushandelns und alltäglichen Umgestaltens.

Giangiacomo Feltrinelli will von solchen Wegen nichts wissen. Der Millionär schließt sich in Italien dem illegalen Untergrund an. Am 14. März 1972 wird er bei dem Versuch, in der Nähe von Mailand einen Hochspannungsmast zu sprengen, von einer Explosion getötet. Seine Munition bestand aus 15 Stangen Dynamit – und einem Zünder, der möglicherweise von Geheimdienstlern manipuliert wurde. Das wird nie geklärt.

Josef Bachmann, der offenbar Verbindungen zu rechtsradikalen Kreisen hatte, wird wegen versuchten Mordes zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Er tötet sich im Februar 1970, indem er eine Plastiktüte über seinen Kopf stülpt.

Rudi Dutschke überlebt das Attentat vom Gründonnerstag. Doch er braucht lange, um Gedächtnis und Sprache wiederzugewinnen. Gut elf Jahre danach, am Heiligabend 1979, erleidet er in der Badewanne seiner Wohnung einen epileptischen Anfall, eine Spätfolge des Kopfschusses. Er ertrinkt, ehe Gretchen ihn findet. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATURTIPPS

Gretchen Dutschke
»Rudi Dutschke. Wir hatten
ein barbarisches, schönes
Leben. Eine Biographie«
*Zuweilen erklärend,
aber lebendig und nah dran
(Kiepenheuer & Witsch).*

Tilman Fichter,
Siegward Lönnendonker
»Geschichte des SDS. Der
Sozialistische Deutsche
Studentenbund 1946–1970«
*Kompaktes Standardwerk; beide
Autoren waren als Beteiligte
dabei (Aisthesis).*



Fünf Jahre nach ihrem Aufstieg zu Popstars sind Ringo Starr, John Lennon, Paul McCartney und George Harrison (v. l.) Anfang 1968 des Rummels um sie müde. Zudem beginnt der Zusammenhalt innerhalb der Band zu bröckeln



Im Ashram des MAHARISHI

Sie sind die größten Stars ihrer Zeit, die Welt liegt ihnen zu Füßen. Und doch verspüren die Beatles Anfang 1968 eine innere Leere, sind die vier jungen Männer auf der Suche nach einem tieferen Sinn für ihr Leben. Eine Antwort auf ihre Fragen verspricht der Guru Maharishi Mahesh Yogi. Und so besucht ihn die Liverpooler Band kurzerhand in Indien — Text: REYMER KLÜVER

John Lennon ist so müde. Erst der endlose Flug über fünf Zeitzonen von London nach Delhi. Und nun weiter in diesen engen, zerbeulten indischen Taxis.

Immerhin: Mal Evans, der als eine Art Manager für alles dient, ist vorausgefliegen und hat drei dieser uralten

Vehikel organisiert. Und so müssen sie sich nur auf die durchgeessenen Rückbänke fallen lassen: John und George Harrison, zwei der vier Mitglieder der Beatles, sowie ihre beiden Ehefrauen.

Und Mia Farrow: die kleine, blonde Schauspielerin aus Amerika, die sich gerade von Frank Sinatra scheiden lässt. Sie hat sich den Musikern in Delhi angeschlossen. Auch sie will mit nach Rishikesh. Dorthin, wo sich die Beatles, die größten Popstars der Welt, selber finden wollen. Es ist der 16. Februar 1968.

Auf staubigen Straßen geht es vorbei an Weizenfeldern und Zuckerrohrplantagen, durch die heiße Ebene Richtung Himalaya, auf der Rückbank spüren sie jedes Schlagloch. Am Straßenrand sehen sie dürre, halb nackte Männer sitzen, tief in Gedanken versunken.

Kühe stehen mitten auf der Fahrbahn. Alles ist bunt und neu und aufregend. Doch immer wieder dösen die Reisenden ein vom Motorengeräusch, dem Gerüttel und Geschüttel der Straße, fallen in traumerfüllten Halbschlaf.

Lennon weiß, dass sie unter Beobachtung stehen, gleichgültig wo, Tag und Nacht. Zu wem sie gehen, wo sie gerade sind, mit wem sie reden, wird genau registriert. Alles, alles ist von Interesse. Sie sind die Beatles. Sie sind Mega-Stars, keine Band ist so erfolgreich wie sie. Nie-

mand versetzt so viele Menschen ihrer Generation in Aufregung. Weltweit.

Die Fab Four haben eine Begeisterung ausgelöst, die alles zuvor Bekannte in den Schatten stellt, Teenager, vor allem Mädchen, kreischen ekstatisch auf, wo immer die vier jungen Männer erscheinen. Sogar ein eigenes Wort ist für diese nicht zuletzt sexuell aufgeheizte Massenhysterie entstanden: Beatlemania.

Und der Name der Band wird zum Synonym für die neue Art der Musik, die sie populär machen: *beat music*. Die Songs, mit denen ihr Erfolg einige Jahre zuvor begonnen hat, waren eingängige Pop-Titel wie „She Loves You“ oder „I Want to Hold Your Hand“. Mit ihnen fingen sie das zuversichtliche Lebensgefühl ihrer Generation ein.

Das alles geschah in halsbrecherischem Tempo. Um 1960 spielten die vier Burschen noch in Musikklubs in Liverpool und Hamburg – bis Ende 1964 hatten sie allein in den britischen Charts bereits sieben Nummer-eins-Hits.

Und der Erfolg ist seither keinesfalls geschwunden. Noch immer übt keine Band so großen Einfluss wie sie auf Altersgenossen aus. Das betrifft Modisches, die Länge ihrer Haare, die Kleidung, die sie tragen – aber auch jede noch so beiläufige Äußerung. Wofür sie sich interessieren, dafür begeistern sich Millionen junger Leute. Das wissen sie.

Und deshalb sitzen sie nun in diesen Rütteltaxis. „Man hat uns doch immer Vorbilder der Jugend genannt“, hat John Lennon einige Tage zuvor in London gesagt, als sie ihren großen Trip nach Indien ankündigten, „und wir glauben, dass dies ein guter Weg ist, ein Vorbild abzugeben.“ Sie sind auf dem Weg zu Maharishi Mahesh Yogi, einem indischen Guru, auf der Suche nach Ruhe und innerer Einkehr in wilden Zeiten.

Denn die Beatles sind zwar berühmt und reich. Aber wie viele ihrer Altersgenossen suchen sie einen Schlüssel, der ihnen eröffnet, wie alles zusammenpasst in dieser immer komplizierter werdenden Welt und welchen Platz sie selbst darin einnehmen. Sie suchen nach innerem Frieden, nach Erleuchtung, kurz: nach dem Sinn des Lebens. Und das in einer Zeit, da alles um sie zu explodieren scheint: Vietnam, die Studentenproteste, das beginnende demokratische Aufbegehren in Prag.

Inmitten von Aufruhr und Tumult, von Krieg und Revolte entdecken sie die spirituellen Lehren Asiens – und



werden so schon bald zum Vorbild einer ganzen Generation, von der nicht wenige ihr Seelenheil in Indien zu finden glauben.

Kennengelernt haben die Beatles den Guru in London. Auf Drängen von Harrisons Frau Pattie besuchten drei von

Jeder Beatle
erhält
ein eigenes
MANTRA



Die Beatles in Indien

Der Ashram, das Zentrum des Maharishi Mahesh Yogi (o. M.) in Nordindien, ist für die Beatles und ihre Frauen eine exotische Umgebung. Die vier verbringen ihre Zeit mit Meditationen und Schulungen, aber auch dem Schreiben neuer Songs

ihnen dort einen seiner Vorträge über die „Transzendente Meditation“, wie Maharishi Mahesh Yogi seine Form der inneren Versenkung nennt. Der Inder saß dabei im Lotussitz, die Beine gekreuzt. Mit seiner Zottelmähne, dem wuchernenden Vollbart und seinen dunklen Augen sah er aus, wie sich viele im Westen einen Weisen aus dem Osten vorstellten.

Maharishi bedeutet „großer Seher“. Die Medien nennen ihn, weniger respektvoll, den „kichernden Guru“. Denn in der Öffentlichkeit giggelt er lang und anhaltend – vielleicht ein Zeichen seiner inneren Heiterkeit und Unabhängigkeit von den irdischen Dingen.

Seine Jünger titulieren den Maharishi dagegen voller Respekt „Seine Heiligkeit“. Bei Auftritten wirbt er in englischer Sprache für seine Meditations-

technik. Mit geschlossenen Augen sollen die Menschen sich ganz ihren Gedanken überlassen und nach und nach auf ein einzelnes Wort konzentrieren, das ihnen ihr Meditationslehrer zugewiesen hat.

Auf diese Weise, so verspricht der Meister, falle allmählich aller Stress ab, und sie könnten ein höheres Stadium der Bewusstheit und Erfüllung erlangen.



Als die Beatles nach London zurückkehren, haben sie etwa 40 im Ashram geschriebene Songs im Gepäck. Aus ihnen entsteht bald darauf eine der berühmtesten Schallplatten der Popgeschichte, das »White Album«

Gleich am Tag nach dem Londoner Vortrag führen alle vier Beatles per Zug nach Wales, wo der Maharishi ein Meditationsseminar abhielt. Als sie zu ihm vorgelassen wurden, zogen sie sich artig ihre Schuhe aus und traten barfüßig, die Handflächen ehrfurchtsvoll zusammengelegt, vor den Meister. Seine Gestalt wurde von einem weißen Gewand um-

hüllt, bunte Sommerblumen waren auf weiße Sitzkissen gestreut. Der Duft von Räucherstäbchen erfüllte die Luft.

Die Beatles beugten ihre Köpfe hinab, und der Guru aus dem fernen Indien hauchte ihnen ein Wort ins Ohr.

Ein einziges nur. Ein Wort speziell für sie. Ihr Mantra. Heilige Silben waren es, die sie nie wieder vergessen sollen, ebenso wenig wie die zentrale Botschaft des Gurus: Schaut, mithilfe von Medita-

tion, tief in euch selbst hinein – und ihr werdet Glückseligkeit erlangen.

Nun, ein knappes halbes Jahr später, sind die Beatles auf dem Weg nach Rishikesh, in seinen Ashram, sein Meditationszentrum, wo der Guru residiert und seine Schüler unterweist. Rishikesh liegt am Rande des Himalaya. Die Region ist ein Sammelpunkt für Gurus, die hier als Einsiedler in Höhlen hausen oder eben eigene Meditationszentren unterhalten.

Die Fahrt zieht sich hin. Sechs Stunden sind John und George unterwegs. Das letzte Stück des Weges führt über den Ganges. Der Ashram des Maharishi liegt auf einer Felsenanhöhe am jenseitigen Ufer: eine Ansammlung von sechs weißen Bungalows, mit Maschendraht umzäunt und einem kleinen Wachgebäude als Eingangstor.

Vier Tage nach George und John treffen Paul McCartney und Ringo Starr ein, die anderen Mitglieder der Band. Für die Beatles ist es der Beginn einer ungemein produktiven Zeit, an deren Ende die Veröffentlichung eines der bedeutendsten Plattenalben der Popgeschichte stehen, sich allerdings der innere Frieden, den die vier Jungs suchen, nicht einstellen wird. Ganz im Gegenteil.

Rishikesh ist für die Briten eine fremde, exotische Umgebung. Tagsüber brennt die Sonne, nachts ist es sternklar. Süßer Jasminduft erfüllt die Luft. Wilde Pfauen rufen, Affen schnattern im Dickicht des Dschungels, der gleich hinter dem Ashram beginnt. Bunte Papageien sitzen in den Bäumen.

Morgens frühstücken die Musiker und ihre Begleiterinnen in einem Pavillon auf einem Felsvorsprung hoch über dem Ganges. Fast alle genießen sie das fleischlose indische Essen mit den vielen bunten Gewürzen, das ihnen das Küchenpersonal des Maharishi serviert.

George und John sind Vegetarier. Nur Ringo hat Konserven mit *baked beans* aus der Heimat mitgebracht. Manager Mal Evans wird losgeschickt, ihm dazu Eier fürs Frühstück zu besorgen.

Alle lassen sich im Ort indische Kleidung aus farbenprächtigen Seidenstoffen schneiden, tragen bestickte Hemden und Überwürfe. George spielt

auf der Sitar, einem indischen Saiteninstrument, das er für sich entdeckt hat. Paul begleitet ihn auf der Tanpura, einer Art indischem Bass.

Seit fast zwei Jahren ist es das erste Mal, dass sie wieder über Wochen zusammen sind. Und fast ist es so wie früher auf ihren Tourneen, als sie Tag und Nacht unzertrennlich waren. Wie eine Bruderschaft wirkten sie da, nicht einmal ihre Freundinnen oder Ehefrauen hatten Zugang ins Innerste dieser Truppe.

Aber das ist nun schon eine Weile her. Im August 1966 haben sie ihr letztes Konzert gegeben, in San Francisco.

Seither haben sich die Beatles zur reinen Studioband gewandelt. Und ihr ungemein ambitioniertes Album „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“ von 1967 wird zur Sensation. Die Beatles sind so erfolgreich wie nie. Sie wissen, dass sie Musikgeschichte schreiben. Aber inzwischen sind sie, unmerklich zunächst, in eine Krise geraten.

„Magical Mystery Tour“, ein surrealer Film über eine Busreise durch England, lief an Weihnachten 1967 im TV – und war ein Desaster. Erstmals erhielten sie einhellig negative Kritiken. Und auch die Musik zum Film war eher schwach. Der Druck wuchs, dass etwas Neues, Grandioses kommen muss.

Und dann war da noch der überraschende Tod ihres Managers Brian Epstein im August 1967. Er hatte ihnen die Richtung gewiesen auf ihrem Weg in den Ruhm von Liverpool hinaus in die Welt. Vor allem John leidet unter dem Verlust; Epstein war für ihn eine Vaterfigur.

John ist auf der Suche. Alle vier konsumieren Alkohol, Marihuana und LSD, haben Affären und feiern wilde Partys – aber Lennon übertrifft die Bandkollegen in allem. Er scheint zu taumeln. Und alle verspüren, wie Paul McCartney später sagen wird, in dieser schwindelerregend schnelllebigen Zeit „eine gewisse Leere in unserem Inneren“.

Nun aber bietet sich Gelegenheit, sich aus dem Strudel zu befreien – in diesem Ashram, in dem es keine Clubs und Drogen gibt, keine durchzechten Nächte und umnebelten Tage. Ihre akustischen Gitarren haben die Beatles dabei,

sonst nicht viel. Untergebracht sind sie in den weißen Bungalows, ihre Zimmer sind einfach eingerichtet, zwei Himmelbetten, ein paar Stühle, eine Kommode.

Zu jedem Raum gibt es Badezimmer nach westlichem Standard. Das ist komfortabel im Vergleich zu anderen Ashrams, spartanisch aber für die jungen Kerle, die seit Jahren an Luxushotels gewöhnt sind. Ringo fühlt sich an Sommerlager in seiner Heimat erinnert.

Der Maharishi kennt die westliche Lebensweise – und die Ansprüche an Komfort. Seit dem Ende der 1950er Jahre schon reist er durch die USA und Europa, um seine Lehre von innerer Einkehr und Glückseligkeit zu propagieren.

Der Guru aus Indien hat die Mechanismen der westlichen Mediengesellschaft schnell durchschaut. Er lässt für



Die Beatles in Indien

Die gemeinsame Zeit in Indien kann nicht die zunehmende Entfremdung der vier Beatles voneinander aufhalten. Gut zwei Jahre nach der Rückkehr aus Indien löst sich die bekannteste Popband aller Zeiten auf

seine Schriften großflächig Werbung in der Londoner U-Bahn machen und bemüht sich darum, im TV aufzutreten, heiter und kichernd.

Und er entwickelt Geschäftssinn, lädt zu Seminaren in teure Hotels, findet zahlungskräftige Anhänger. Als die Beatles ihn entdecken, leitet er von seinem Ashram aus Zentren in mehr als 50 Ländern, in denen seine Meditationstechnik gelehrt wird, der stille Weg zur angeblichen Glückseligkeit. Es ist ein global operierendes Unternehmen.

Bei anderen Hindulehrern stößt diese Umtriebigkeit auf Kritik: Der Pfad zum Seelenheil wird in ihren Ashrams kostenlos gewiesen – und nicht, wie beim Maharishi, gegen Bezahlung. Doch um zum „Ozean der Glückseligkeit im Inneren“ zu gelangen, den der Guru verspricht, sind viele junge Menschen aus Europa oder Amerika bereit, Geld zu geben.

Selbst konservative Medien im Westen nehmen den Maharishi zur Kenntnis. Seine Meditationslehre halten sie zwar für reinen Hokusfokus, doch beifällig greifen sie die Botschaften des Gurus auf, in denen er jungen rebellischen Menschen rät, die Finger von Drogen zu lassen und, statt zu demonstrieren, das zu tun, was ihnen gesagt wird – etwa als Soldaten in Vietnam zu kämpfen.

Den Beatles imponiert der 50 Jahre alte Maharishi. Zwar erklären sie, dass sie beim Vietnamkrieg ganz anderer Auffassung sind, aber das übergeht er wie immer kichernd.

Knapp 60 meist Jüngere leben und meditieren mit den Beatles in dem Ashram. Einfache Burschen sind darunter, wie der Kanadier Paul Saltzman der mit Rucksack und Kamera im Zug dritter Klasse nach Rishikesh gereist ist. Aber auch Prominente wie das New Yorker Fotomodel Marisa Berenson oder Mia Farrow. Auch der Sänger Mike Love von den Beach Boys ist da. Der Folk-Barde Donovan trifft wenig später ein.

Für den Maharishi sind die Beatles ein Geschenk: Mehr Publicity kann es gar nicht geben. Schon 1967, kurz nach ihrer ersten Begegnung, hat er öffentlich damit geworben, der „spirituelle Lehrer der Beatles“ zu sein.

Nun gibt er den in Rishikesh ausstehenden Medienleuten Pressekonferenzen im Empfangshaus des Ashrams. Er berichtet von der Kunst des Meditierens – und von seinen prominenten Gästen.

Er glaubt wohl tatsächlich, dass die Beatles, wie sie es ihm versprochen haben, drei Monate bleiben und sich von ihm zu Botschaftern seiner Lehre ausbilden lassen; mit abschließender Prüfung in einem Seminar in Kaschmir.

Durchaus ernsthaft ist er der Überzeugung, mit ihrer Hilfe die Jugend der Welt zu erreichen und seine Botschaft von friedlicher Einkehr zu verbreiten.

Und die Beatles lassen sich mit ebenso großer Ernsthaftigkeit vom Guru unterweisen. In seinem Bungalow im Ashram erteilt er ihnen Einzelunterricht.

EUPHORIE weicht Ernüchterung

20 Minuten Meditation vormittags und nachmittags sind Pflicht, wenn möglich mehr. John Lennon, der sich einen Bart wachsen lässt, bringt es an manchen Tagen auf acht Stunden innerer Versenkung.

Nachmittags und abends nehmen sie an Gruppensitzungen teil. In ihnen berichten alle Schüler von ihren Meditationsübungen, und der Maharishi erläutert in Vorträgen, warum sie alle Gotteskinder seien, genährt von Mutter Natur.

Die spirituelle Erfahrung in der Abgeschiedenheit des Ashrams wirkt wie ein Zauber: „Ich fühlte mich wie eine Feder über einem Heißluftrohr“, berichtet Paul McCartney.

George Harrison, der schon länger und vielleicht am ernsthaftesten von ihnen allen die Tiefen indischer Weisheit zu ergründen sucht, sagt seinem kanadischen Mitschüler Saltzman eines Nachmittags: „Die Meditation ist genau meine Art, mit Gott in Verbindung zu treten. Ich erfahre Hochgefühle, wie ich sie nicht einmal unter Drogen erlebt habe. Es ist ein unglaublicher Rausch.“

Selbst der bodenständige Ringo, der nicht zur Selbsterkundung neigt, findet die Erfahrung „ziemlich aufregend“.

Mitunter genießen die vier auch nur, was sie im Tournee- und Aufnahme-stress lange nicht mehr hatten: unbeschwerter, gemeinsame freie Zeit.

Hat jemand Geburtstag, singen sie vereint „Happy Birthday“ und hängen dem Glückskind Blumengirlanden um den Hals. Und George Harrison spielt auf der Sitar „God Save the Queen“.

Manchmal sind sie wie kleine Jungs; werfen schnell ihre Zigaretten weg, wenn der Maharishi naht, denn Rauchen ist verboten im Ashram. Oder sie stehlen sich abends heimlich davon, um in Rishikesh essen zu gehen. Mit Billigung des Gurus unternehmen sie einen Fackelzug zum Ganges. Als ein fahrbares Dorfokino vorbeikommt, machen sie einen Gruppenausflug dorthin – eine kleine Prozession über einen staubigen Dschungelpfad, die lauthals scheinbar sinnlose Silben singt: „Ob-La-Di, Ob-La-Da“.

Ein paar Tage lang sind die vier wie aus der Zeit gefallen. Sie meditieren und philosophieren, lachen und musizieren. Es scheint, als hätten die Popstars endlich gefunden, wonach sie sich – wie so viele ihrer Generationengenossen – sehnen: eine Welt voll Liebe und Frieden, Harmonie und Miteinander.

Doch das Idyll kann nicht bestehen. Da ist die Unruhe von außen: all die Reporter und Fotografen, die den Ashram ständig belagern und versuchen, durchs kurz offen stehende Tor Schnappschüsse zu ergattern. Die „Hindustan Times“ hat einen Korrespondenten geschickt, ebenso die „New York Times“. Ein Reporter vom US-Magazin „Saturday Evening Post“ erhält nach tagelangem Bitten gar Zugang zum Ashram.

Und schließlich brechen zwischen den vier Beatles all jene Spannungen auf, die sich im Jahr zuvor aufgebaut haben. „Wir sind nicht hier, um unser nächstes Album zu planen“, herrscht Harrison McCartney an, als der beginnt, Ordnung in all die vielen Song-Ideen zu bringen, die ihnen hier zuzufliegen scheinen.

Die Euphorie kippt um in Ernüchterung. Die Hochstimmung weicht der

Banalität des Alltags. Ringo, dem das Essen ja ohnehin nicht so schmeckt wie den anderen, hat Heimweh nach seinen Kindern. Seine Frau Maureen und er reisen bereits am 1. März wieder ab, nach nur zwei Wochen.

Auch Paul beschleichen Zweifel. Der Umstand etwa, dass sie den Maharishi um Erlaubnis bitten müssen, wenn sie das Camp verlassen wollen, beginnt ihn zu stören. Das hat er nicht nötig.

Am 26. März bricht auch er auf. „Wenn ich ehrlich bin, möchte ich nicht Mönch werden“, sagt er hinterher. „Unterm Strich“ aber habe sich der Trip gelohnt. Spricht so einer, der sich in innerer Versenkung selbst gefunden hat?

Am längsten bleiben Harrison und Lennon. George erkundet tatsächlich die indische Philosophie. John aber will das finden, was ihm zuvor die Drogen geboten haben: ein konstantes High, die innere Erfüllung. Als sich die nicht einstellt, wächst auch bei ihm der Argwohn.

Seine Skepsis gegenüber dem Guru schlägt schließlich um in nackte Empörung. Ein alter Bekannter aus London hat sich zu ihrer Gruppe gesellt und streut das Gerücht, der Maharishi habe eine junge blonde Amerikanerin unter seinen Schülern verführt – eine grundlose Anschuldigung, wie sich später herausstellt. Aber Lennon ist entsetzt.

„Der Kerl ist eben auch nur so ein geiler alter Bock“, sagt er später zu Paul. „Für einen Guru gehört sich so was einfach nicht.“ Gemeinsam mit Harrison reist Lennon am 11. April ab.

Für den Lehrer der Transzendentalen Meditation ist der Ausstieg der Beatles eine PR-Katastrophe. „So wartet doch“, fleht er die beiden jungen Männer an, als sie in die Taxis steigen, die sie zurück zum Flughafen in Delhi bringen sollen: „Sprecht mit mir!“

Doch John Lennon hat mit ihm abgeschlossen: „Wenn du wirklich mit dem Kosmos im Einklang stehen würdest, wie du

vorgibst“, ruft er dem Guru zum Abschied zu, „dann solltest du schon wissen, warum wir gehen.“

Es ist das Ende der letzten gemeinsamen Reise der Beatles. Und es ist der Anfang vom Ende einer Ära.

Noch im Taxi nach Delhi schreibt John den Song „Sexy Sadie“, seine Abrechnung mit dem Guru. „Was hast du getan?“, heißt es in dem Lied, „du hast jeden zum Narren gehalten.“

Zurück in London beginnen die Musiker am 30. Mai 1968 die Aufnahmesessions für ihre neue Schallplatte, die später wegen ihres komplett weißen Covers „White Album“ genannt wird.

Rund 40 Lieder haben sie in Rishikesh geschrieben, etwa die Hälfte davon erscheint auf der Doppel-LP. „Sexy Sadie“ gehört dazu – aber auch „Back in the U.S.S.R.“, das die Harmoniegesänge der Beach Boys parodiert. Es ist am Frühstückstisch in Rishikesh entstanden, als Paul mit Mike Love herumalberte, dem Sänger der kalifornischen Band.

Oder das wilde „Why Don't We Do It in the Road“ – angeregt durch ungeordneten Affensex, den Paul McCartney im Dschungel beobachtete.

„Ob-La-Di, Ob-La-Da“ hat er in Rishikesh gesungen, weil ihm in den Sinn gekommen war, dass ein befreundeter Conga-Spieler aus Nigeria die sinnfreie Redewendung immer dann benutzte, wenn etwas mal nicht so funktionierte wie geplant.

Ein Ständchen für Mia Farrow's jüngere Schwester Prudence, die auch in Rishikesh war, gehört ebenso zu dem Album wie „I'm So Tired“, Lennons Song über den Jetlag nach seiner Ankunft in Indien, oder McCartneys Lied „Mother Nature's Son“, in dem sich die Naturphilosophie des Maharishi niederschlägt.

Auch Ringo Starrs in Rishikesh vollendeter Countrysong „Don't Pass Me By“ kommt auf das Doppelalbum.

Doch die Aufnahmen sind eine Tortur. Vom Gemeinschaftsgeist, der in Rishikesh kurz auflebte, ist wenig übrig. John Lennon

lädt die japanische Performancekünstlerin Yoko Ono, die er kurz vor dem Indien-Trip in London näher kennengelernt hatte, ins Studio ein und bringt damit die anderen drei gegen sich auf – denn dies ist ein Verstoß gegen das eherne Gesetz der Band, zumindest bei Musikaufnahmen unter sich zu bleiben.

Ringo Starr, dem die Kollegen vorwerfen, er finde nicht den richtigen Beat, fühlt sich derart gemobbt, dass er für ein paar Tage ganz aus der Band aussteigt.

Doch Ende Oktober 1968 sind die Aufnahmesessions endlich abgeschlossen. Wenige Wochen später ist die neue Schallplatte gepresst und in den Läden. Es ist eines der ersten Doppelalben der Popgeschichte.

Die Kritiken sind ambivalent. „Überall Können und Perfektion“, schwärmt das US-Nachrichtenmagazin „Newsweek“, während der „New Musical Express“ aus London seine Skepsis schon in der Überschrift kundtut: „Das Brillante, das Schlechte und das Hässliche“. Dennoch wird das „White Album“ ein enormer Erfolg; es ist die bis dahin meistverkaufte Schallplatte der Beatles.

Das Zerwürfnis in der Band aber ist nun nicht mehr zu übersehen. Der Rishikesh-Trip bleibt ihr letztes Gemeinschaftsunternehmen. Die vier quälen sich zwar noch durch zwei Studioalben, aber gedanklich hat sich die Band schon Ende 1968 aufgelöst.

Ab 1970 gehen alle dann auch offiziell ihrer eigenen Wege. John Lennon spielt mit Yoko Ono in der „Plastic Ono Band“. Paul McCartney gründet mit seiner Frau Linda die „Wings“. George Harrison erkundet weiterhin die indische Innerlichkeit und hat mit „My Sweet Lord“ seinen größten Hit. Auch Ringo Starr macht weiter unverdrossen Musik und spielt als Einziger immer mal wieder mit allen ehemaligen Bandkollegen.

Alle vier treffen danach aber nie wieder zusammen, und sie reden auch nicht immer gut übereinander.

Nur über eines verliert keiner je ein schlechtes Wort: über die Stimmung während ihrer Zeit im Ashram eines Gurus am Fuße des Himalaya. ■

Reymer Klüver, Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.

LITERATURTIPPS

Paul Saltzman

»Die Beatles in Indien«

Großformatiger Band mit Fotos und Erinnerungen des Kanadiers. (Schwarzkopf & Schwarzkopf).

Mark Lewisohn

»The Complete Beatles Chronicle«

Datensammlung zur Karriere der Fab Four, verfasst vom weltweit führenden Beatles-Spezialisten (Harmony Books).



In der Falle von KHE SANH

Seit Jahren schon führen die USA in Vietnam einen Krieg, und noch immer ist ein Sieg nicht absehbar. Als sich Anfang 1968 der Kampf um die amerikanische Militärbasis Khe Sanh abzeichnet, hoffen US-Generäle auf eine Entscheidungsschlacht. Aber sie werden vom Feind getäuscht – und ihre Soldaten geraten in ein Inferno

Text: RALF BERHORST, INSA BETHKE und OLAF MISCHER

Ein US-Hubschrauber lädt
Versorgungsgüter über dem
Lager von Khe Sanh ab. Der
Stützpunkt mit 6000 Marines
wird von 20 000 feindlichen
Soldaten belagert





Das US-Camp erstreckt sich auf etwa einem Quadratkilometer in einem abgelegenen Hochtal nahe der Grenze zu Nordvietnam

A

An diesem nebligen Morgen beginnt das Inferno bald nach dem Frühstück. Die Soldaten sind bei der Arbeit, bessern Gebäude aus und laufen Patrouille, als plötzlich Raketen und Mörsergeschosse durch die Luft sirren. Sekunden später die ersten Einschläge. Die US-Militärbasis Khe Sanh in Südvietnam erbebt, der rote Boden spritzt auf, verwandelt die Luft in alles erstickenden Staub.

Es ist Freitag, der 23. Februar 1968. Ein weiterer Tag unter Dauerbeschuss. Soldaten rennen geduckt in Deckung, um den Einschlägen von Granaten und Schrapnells zu entgehen sowie den Kugeln der Scharfschützen. Die Männer werfen sich in Gräben und Erdlöcher, kauern hinter Wällen aus Sandsäcken.

Das Feuer ist den in Khe Sanh und auf den umliegenden Außenposten stationierten 6000 US-Marines schon fast zur Routine geworden. Die riesige Basis erstreckt sich, umzäunt von Stacheldraht und durch Minenfelder gesichert, auf einer Hochebene nahe den Grenzen zu Nordvietnam und Laos. Von hier sollen die Männer Bewegungen ihres Feindes und dessen Nachschub über den Ho-Chi-Minh-Pfad stören – über jenes im

Dschungel verborgene Wegenetz, auf dem bereits Abertausende Kämpfer aus dem kommunistischen Norden in den Süden des geteilten Landes eingedrungen sind, um die mit den USA verbündete Regierung in Saigon zu bekämpfen.

Seit 33 Tagen belagern 20 000 Soldaten Khe Sanh und nehmen das Lager von Anhöhen und aus getarnten Stellungen im Elefantengras unter Beschuss.

Die Umgebung des US-Camps ist von Kratern zernarbt und mit Trümmerteilen übersät. Mannschaftsgebäude und Baracken sind zerschossen, Zelte zerfetzt. Die GIs haben sich in Bunkern und Unterständen eingegraben.

An diesem Tag tost das Feuer so heftig wie nie zuvor. Stunde um Stunde donnern die Geschosse. Denn das Wetter hilft dem Feind: Immer wieder hüllen tief hängende Wolken die Basis ein, steigt aus dem Dschungel Nebel empor und nimmt den GIs die Sicht. Viele Männer sind starr vor Todesangst, zittern bei jedem Einschlag am ganzen Körper, pressen sich auf den Boden. Manche murmeln Gebete, greifen zur Bibel.



Nordvietnamesische Truppen haben einen Ring um das Lager gezogen und nehmen es unter Dauerbeschuss. Marines versuchen Munitionskisten zu schützen



Die einzige Verbindungslinie zur Außenwelt besteht über die Luft. Nahrung und Munition werden herangebracht, Verwundete und Tote ausgeflogen

Die Soldaten in Khe Sanh ahnen an diesem Februartag, dass sie in der Falle sitzen – so wie dieser ganze Krieg für ihr Land zur Falle geworden ist.

Anfang 1965 haben die USA erstmals offiziell Kampftruppen in den Bürgerkrieg in Vietnam entsandt. Ein Jahrzehnt zuvor ist das einst zum französischen Kolonialreich in Indochina gehörende Vietnam entlang des 17. Breitengrades provisorisch geteilt worden. Im Norden herrscht die Kommunistische Partei, deren Funktionäre um Staatsoberhaupt Ho Chi Minh die Wiedervereinigung des Landes anstreben – notfalls mit Gewalt.

Südlich der Demarkationslinie hat die Republik Vietnam die alte französische Kolonialverwaltung abgelöst. Die korrupte Regierung macht sich jedoch schnell in der eigenen Bevölkerung unbeliebt und kann sich bald nur noch durch die finanzielle und militärische Hilfe der USA an der Macht halten.

Die Vereinigten Staaten unterstützen das Regime in Saigon, weil ihre

Führung befürchtet, dass sich der Kommunismus nach einem Sturz der südvietnamesischen Regierung in ganz Südostasien ausbreiten könnte.

Tatsächlich treiben vor allem südvietnamesische Kommunisten die Gründung einer schlagkräftigen Untergrundorganisation voran. 1960 schließen sich kommunistische Milizen mit anderen oppositionellen Gruppen zur „Nationalen Front für die Befreiung Südvietnams“ zusammen, um die Regierung in Saigon zu stürzen. Mit Hilfe nordvietnamesischer Kämpfer erobert die bald als „Vietcong“ bekannte Rebellenarmee Dorf um Dorf – bis das Regime im Süden nur noch die Großstädte und einen Küstenstreifen im Osten hält.

Die USA entsenden Tausende Militärberater in die Region, um Südvietnams Armee zu unterstützen. Im August 1964 dann ordnet US-Präsident Lyndon B. Johnson massive Luftangriffe auf Ziele in Nordvietnam an und schickt im folgenden Jahr reguläre Bodentruppen in den Süden, mehr als 180 000 Mann.

Die Amerikaner führen in Vietnam einen Abnutzungskampf: Langstreckenbomber und Kampffjets werfen Millionen

Tonnen Bomben ab sowie Hunderttausende Tonnen Napalm, das bereits in winzigen Mengen schlimme Hautverbrennungen verursacht. Vor allem im Süden lässt die Supermacht auch das giftige Entlaubungsmittel „Agent Orange“ vom Himmel regnen, um dem Vietcong Rückzugsgebiete im Dschungel zu entziehen.

US-Truppen durchkämmen und verwüsten gemeinsam mit vietnamesischen Soldaten die umkämpften Landstriche Südvietnams, ebnen mit Bulldozern Dörfer ein und spüren Feinde auf. Die meisten werden sofort getötet: Ihre militärische Leistung ermessen die Einheiten beim *body count*, dem Zählen der Leichen getöteter Gegner.

Auch zahllose Zivilisten sterben bei solchen Aktionen. Als etwa GIs im Frühjahr 1968 in zwei Dörfern nach Vietcong suchen sollen, vergewaltigen, verstümmeln und töten sie in einer Art Blutausch die Bewohner: 400 Frauen, Kinder und Greise fallen dem Massaker von My Lai zum Opfer.

„Die Lösung in Vietnam sind mehr Bomben, mehr Granaten, mehr Napalm“,

Für Nordvietnams Verteidigungsminister Vo Nguyen Giap ist der Angriff auf Khe Sanh wohl nur ein Ablenkungsmanöver für eine noch größere Attacke



erklärt ein US-General, „bis der Gegner zusammenbricht und aufgibt.“

Doch obwohl Ende 1967 fast eine halbe Million GIs in dem Land stehen, können die USA den Vietcong nicht entscheidend schwächen. Über den Ho-Chi-Minh-Pfad gelangen Waffen und Ausrüstung sowie Zehntausende Soldaten aus dem Norden nach Südvietnam, wo sie den Guerillakampf unterstützen.

Als in den USA erste Proteste gegen den Krieg aufflammen, wird General William Westmoreland, der die US-Truppen in Vietnam befehligt, nach Washington zitiert. Vor der Presse erklärt er im November 1967, die Kommunisten seien bald geschlagen. Das ist mehr als ein PR-Trick: Der General glaubt tatsächlich, dem Vietcong in Kürze die entscheidende Niederlage beibringen zu können.

Und zwar in Khe Sanh.

Bereits im August 1962 haben US-Spezialeinheiten gemeinsam mit südvietnamesischen Soldaten nahe der Stadt Khe Sanh ein Camp errichtet. Von dort aus drangen Späheinheiten über die nahe laotische Grenze vor, um vor allem Truppenbewegungen auf dem dort verlaufenden Ho-Chi-Minh-Pfad zu observieren.

Da es in der Region immer wieder zu Kämpfen kam, wuchs das auf einem Plateau gelegene Lager allmählich zu einer großen Militärbasis heran, die sich nun auf 1800 mal 800 Meter ausdehnt.

Ende 1967 gleicht die Anlage einer Stadt – mit staubigen Straßen, flachen Gebäuden, Zelten und Baracken, davor selbst gebaute Basketballkörbe und aus

Ölfässern gebaute Grills. Das Herz der Basis ist die 1200 Meter lange Start- und Landebahn.

Zur gleichen Zeit registrieren Spähtrupps ungewöhnlich viel Verkehr hinter der laotischen Grenze: Auf dem Ho-Chi-Minh-Pfad sind zwölfmal so viele Lastwagen unterwegs wie in den Monaten zuvor. Experten vermuten, dass sie Waffen transportieren. Zudem werden Patrouillen nun immer wieder von Scharfschützen attackiert.

Oberbefehlshaber Westmoreland glaubt, dass General Vo Nguyen Giap, der nordvietnamesische Verteidigungsminister, einen massiven Angriff auf Khe Sanh plant. Mehr noch: dass er den Amerikanern dort womöglich den entscheidenden Schlag versetzen will – wie einst den Franzosen bei Dien Bien Phu.

Nahe dieser nordvietnamesischen Stadt hatten Giaps Truppen im Jahr 1956 gut 10 000 französische Soldaten umzingelt und zur Aufgabe gezwungen. Danach zog sich die Kolonialmacht für immer aus Indochina zurück.

Westmoreland aber sieht in Giaps Plänen die große Chance, seinerseits die Nordvietnamesen endgültig zu besiegen.

Denn anders als damals die Franzosen verfügen die Amerikaner in Vietnam über eine schlagkräftige Luftwaffe. Und so lässt Westmoreland nun feindliche Ziele auskundschaften, verstärkt die Luftaufklärung, lässt Karten analysieren und hochmoderne Sensoren abwerfen, die etwa Vibrationen vorbeifahrender Lkw registrieren und die Daten an Aufklärungsflugzeuge übermitteln.

Gleichzeitig plant der General die „Operation Niagara“: Mit Kaskaden von Bomben will er Giaps vermutlich schon

bald bei Khe Sanh versammelte Truppen vernichten und den Krieg so endlich gewinnen. Heimlich stellt er 2000 Kampflugzeuge auf mehreren Airports bereit, darunter riesige B-52-Bomber.

M

Mitte Januar 1968 lässt Giap tatsächlich mehr als 20 000 Mann nordwestlich von Khe Sanh aufmarschieren, und so beschließt Westmoreland folgerichtig, die Belagerung der Militärbasis zuzulassen, um Giap in die Falle zu locken. Die Marines will er aus der Luft versorgen.

Am 21. Januar eröffnen die Nordvietnamesen das Feuer auf Khe Sanh. Zehn GIs kommen an diesem Tag ums Leben. Die Einschläge zerstören Gebäude und Baracken, beschädigen das Flugfeld und bringen das Hauptmunitionslager der Basis zur Explosion.

Die Nachrichten über das zerstörte Munitionsdepot lösen in Washington Besorgnis aus, die nach weiteren feindlichen Attacken an den folgenden Tagen sogar zu Panik wird. „Ich will kein verdammtes Dien Bien Phu“, herrscht Präsident Johnson seine Militärs an.

Doch Westmoreland ist siegesicher. Schließlich läuft die Operation



US-Präsident Lyndon B. Johnson (ganz links) braucht den Sieg in Vietnam, sein General William Westmoreland (rechts daneben) prüft für ihn sogar einen möglichen Atomschlag

Niagara rasch auf Hochtouren: Jagdbomber schützen das Lager rund um die Uhr, und alle 90 Minuten fliegen drei B-52-Maschinen tödliche Angriffe gegen Stellungen des Gegners. Die in fast zehn Kilometer Höhe dahinjagenden Bomber sind am Boden nicht zu hören.

Zudem lässt der General weitere Bataillone in der Region stationieren. Rund 50 000 GIs stehen nun bereit, um einen eventuellen Vorstoß von Bodeneinheiten zurückzuschlagen.

Westmoreland ahnt nicht, dass Giap wahrscheinlich genau darauf abgezielt hat: Der Nordvietnamese will mit der Attacke amerikanische Truppen binden – und von einem zweiten, weitaus größeren Angriffsplan ablenken.

Denn in den frühen Morgenstunden des 31. Januar, an dem die Vietnamesen das Neujahrsfest *Tet Nguyen Dan* feiern und alle Kriegsparteien wie gewöhnlich die Waffen ruhen lassen, stürmt ein kommunistisches Kommando das Gelände der US-Botschaft in Saigon.

Fast gleichzeitig greifen mehr als 80 000 Vietcong und nordvietnamesische Soldaten Ministerien und den Präsidentenpalast in der Hauptstadt an und attackieren Dutzende Städte in Südvietnam. Damit weitet Giap den Dschungelkrieg auf große Teile des Landes aus.

Zugleich beschießen die Nordvietnamesen weiterhin Khe Sanh. Tag für Tag bedeutet dies für die Eingeschlossenen zumeist drei, vier Stunden zwischen Todesangst und Langeweile, in denen viele GIs lesen, reden oder Karten spielen und dabei immer auf das Geräusch der abgefeuerten Geschütze lauschen: Bei

dem Volltreffer durch eine Rakete, das wissen sie, schützen auch Bunker nicht.

Ihre eigenen Waffen taugen kaum zur Verteidigung gegen das Raketenfeuer: Die Reichweite der Mörser, Haubitzen und Panzer ist zu gering, um die feindlichen Geschütze zu treffen. Sie können nur helfen, angreifende Bodentruppen abzuwehren.

Nach den Attacken kriechen die GIs meist mittags aus ihren Bunkern und Unterständen hervor. Sie bessern den Stacheldrahtzaun aus, füllen Sandsäcke, verstärken Gräben und Unterstände, bauen Wälle aus Granatenhülsen und mit Erde gefüllten Tonnen. Andere durchkämmen die Umgebung, um Positionen der Angreifer aufzuspüren. Eine gefährliche Mission: Immer wieder werden Männer bei diesen Patrouillen getötet.

Und ständig müssen die Amerikaner die Landebahn von Khe Sanh ausbessern, denn die Piste ist die Lebensader der belagerten Basis. Jede Patrone, jede Essensration kommt von außen, jeder Schwerverletzte muss ausgeflogen werden. 180 Tonnen an Proviant, Munition und Medizin benötigt die Besatzung pro Tag – in den ersten vier Wochen der Belagerung schaffen die Transportmaschinen aber nur drei Viertel davon.

Oft nehmen nordvietnamesische Schützen die Flugzeuge unter Beschuss. Am 10. Februar 1968 etwa wird eine mit Treibstoff beladene Lockheed-C-130 beim Landeanflug von einer Maschinengewehrsalve getroffen. Dem Piloten gelingt es gerade noch, zu landen und die brennende Maschine von der Piste zu lenken, um nachfolgenden Flugzeugen die Landung zu ermöglichen. Doch acht Männer sterben in den Flammen.

Als zwei weitere Lockheeds getroffen werden, untersagt die US-Luftwaffe Anflüge von C-130-Maschinen auf Khe Sanh. Die Basis muss nun mit leichteren Flugzeugen versorgt werden; reichten bisher täglich 14 Flüge aus, sind nun mindestens 36 notwendig. Die Besatzungen entladen die miteinander vertäuten Frachtpaletten oft in waghalsigen Manövern, bei denen sie die Landebahn in nur einem Meter Höhe überfliegen.

Längst sind die eingeschlossenen Marines zermürbt. Auch das trübe Wetter macht ihnen zu schaffen, oft ist es nebelig. Viele Soldaten sind erkältet, manche haben Bisswunden von Ratten, die die Gräben und Bunker bevölkern. Ein Sieg scheint in weite Ferne gerückt.

Auch in Washington nimmt mit jedem Tag die Furcht vor einer Niederlage zu. Johnson lässt im Weißen Haus eine Art Feldherrentisch mit einer großen Geländekarte von Khe Sanh aufbauen, auf der die jeweilige Kampfsituation mit Fähnchen dargestellt ist. Und schon Anfang Februar hat der Präsident erwogen, taktische Atomwaffen einzusetzen, um ein Desaster abzuwenden. Doch Westmoreland sah „in der derzeitigen Situation“ keine Notwendigkeit für einen Nuklearschlag. Er glaubt, dass nach wie vor ein Angriff kommunistischer Bodentruppen auf Khe Sanh bevorsteht – und prophezeit einen „blutigen Kampf“.

Tatsächlich registrieren Sensoren der Amerikaner den Aufmarsch von rund 2000 nordvietnamesischen Soldaten in der Nähe eines Außenpostens. Die In-



Trotz massiver Luftangriffe auf die Belagerer schaffen die US-Militärs es lange nicht, die Lage zu wenden. Stattdessen werden etliche ihrer Flugzeuge abgeschossen

Für die Eingeschlossenen wird es zunehmend dramatisch: Sie leiden unter Panik und Todesangst, die teils per Fallschirm abgeworfenen Lebensmittel und Ausrüstungsgegenstände werden knapp

formation wird sofort an die Soldaten vor Ort weitergeleitet, die die Feinde gemeinsam mit der Luftwaffe zurückschlagen. Der erwartete Sturm auf die Militärbasis aber bleibt zunächst aus.

Doch dann, am 23. Februar, kommt es zu ungewöhnlich heftigem Beschuss auf Khe Sanh. Am Nachmittag nimmt das Geschützfeuer sogar noch weiter zu. So heftig sind die Angriffe, dass selbst erfahrene Offiziere von Todesfurcht geschüttelt werden. „Wir *wussten*, dies war Dien Bien Phu“, so ein Gefreiter.

Zwölf Marines sterben an diesem Freitag – zerfetzt von Einschlägen, erschlagen von Trümmerteilen.

„Da waren Teile von Armen und Beinen. Einem Toten fehlte der Kopf; wir konnten ihn nicht finden. Überall waren kleine Stücke menschlichen Fleisches verteilt“, notiert ein Leutnant.

Bis zum Abend gehen insgesamt 1307 Geschosse auf die US-Basis nieder; die letzten Granaten schlagen noch weit nach Sonnenuntergang ein.

Doch am folgenden Tag wendet sich die Situation plötzlich: General Giap bricht die Tet-Offensive ab.

Wochenlang haben seine kommunistischen Kämpfer die Zivilbevölkerung terrorisiert, sind durch die Städte gezogen und haben alle Menschen, die sie für Kollaborateure des südvietnamesischen Regimes hielten, aus ihren Wohnungen gezerrt und ermordet: Beamte, Soldaten auf Urlaub, Sekretärinnen, Ärzte.

Allein in der ehemaligen Kaiserstadt Hue wurden bei einem Massaker mehr als 3000 Menschen abgeschlachtet und in Massengräbern verscharrt.

Dann aber haben amerikanische Truppen Stadt um Stadt zurückerobert. Und nun, nachdem wohl mehr als 50 000 Vietcong und nordvietnamesische Soldaten ums Leben gekommen sind, geben die Angreifer auf. Damit ist für Giap wohl auch der Kampf um Khe Sanh – der ja vermutlich ohnehin nur dazu diente, von der Tet-Offensive abzulenken – sinnlos geworden. Und so lässt er seine Männer nach und nach von dort abziehen.

Die Marines in Khe Sanh verzeichnen am 22. März den letzten schweren Beschuss. Kurz darauf beginnen US-Bo-

dentruppen mit ihrer Befreiung. Am 7. April nehmen sie nach dreitägigen Kämpfen ein feindliches Lager in unmittelbarer Nähe von Khe Sanh ein. Von dort aus ziehen Einheiten am folgenden Morgen zur Basis. Nach 77 Tagen ist die Belagerung vorbei.

Die blutige Bilanz: Wahrscheinlich sind mehr als 400 US-Soldaten in dem Camp und auf den umliegenden Hügeln ums Leben gekommen. Giap hat schätzungsweise 15 000 Männer verloren, von denen die meisten im Bombenhagel der Operation Niagara gefallen sind.

Für die Kommunisten ist das Frühjahr 1968 zwar ein militärisches Debakel, psychologisch aber ein gewaltiger Erfolg: Denn die amerikanische Öffentlichkeit hat schockiert auf die Angriffe mitten im Süden reagiert, zumal auf die US-Botschaft in Saigon, und erstmals begriffen, dass ihre Streitkräfte trotz modernster Ausrüstung nicht unbesiegt sind.

Die Zahl der Kriegsgegner in den USA wird nun, nach Khe Sanh und der Tet-Offensive, immer größer. Und der Schrecken der Bilder, die sie Abend für



Das Lager gleicht schließlich einer Ruine. Baracken sind zerstört, Munitionshülsen liegen herum. Erst nach zweieinhalb Monaten gelingt es amerikanischen Einheiten von außen, die Belagerung zu beenden

Abend in den Nachrichten gesehen haben, lässt die Amerikaner nicht wieder los. Der TV-Sender CBS etwa hat in den Wochen zuvor die Hälfte seiner Berichte über den Vietnamkrieg dem Ringen um Khe Sanh gewidmet.

Die Beteuerungen der Generäle, der Krieg verlaufe gut, erscheinen vielen Amerikanern jetzt als blanker Hohn. Selbst der Oberbefehlshaber ist inzwischen davon überzeugt, dass „ein klassischer Sieg in Vietnam unmöglich“ ist – und gilt in seiner Heimat nun als General *Waste-more-men* („Verschwende mehr Männer“).

Bereits Anfang März hat US-Präsident Lyndon B. Johnson verkündet, dass die USA ihre Bombenangriffe in Nordvietnam einstellen werden, und Hanoi Friedensverhandlungen angeboten.

Tatsächlich beginnen im Mai 1968 in Paris Friedensgespräche zwischen den USA und Nordvietnam, sie bleiben aber ohne Ergebnis. Im Juni wird Westmoreland abberufen und Khe Sanh bald darauf geräumt: Die dort stationierten Truppen sollen künftig flexibel eingesetzt werden. Soldaten reißen den kurz zuvor noch umkämpften Stützpunkt ein.

Die nordvietnamesische Propaganda feiert den Abzug der Amerikaner aus Khe Sanh als Sieg und Ergebnis ihrer „beweglichen Kriegführung“.

Es wird noch fünf Jahre dauern, ehe die USA und Südvietnam auf der einen sowie der Vietcong und Nordvietnam auf der anderen Seite ein Waffenstillstandsabkommen schließen und die letzten GIs das Land verlassen. Die Kämpfe aber werden auch dann noch nicht beendet sein, sondern sich

weiter hinziehen, nun aber allein von den Vietnamesen geführt.

Im Frühjahr 1975 erringen die Truppen Nordvietnams den endgültigen militärischen Sieg und marschieren in Saigon ein. Im Jahr darauf vereinigen die Kommunisten beide Landesteile zu einer sozialistischen Republik.

Der Krieg in Vietnam kostet 58 000 Amerikaner und zwei Millionen Einheimische das Leben. Er lässt Millionen verstümmelte und traumatisierte Soldaten und Zivilisten zurück, verwüstete Städte, zerstörte Dörfer und Landstriche, die durch Minen, Blindgänger und chemische Kampfstoffe auf Jahrzehnte unbrauchbar geworden sind.

Ein Krieg, der im Frühjahr 1968 seine entscheidende Wende genommen hat – unter anderem deshalb, weil die Mehrheit der Amerikaner in jenen Wochen den Glauben an seinen Sinn verloren. Und an ihre Politiker. ■

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, Insa Bethke, Jg. 1977, und Olaf Mischer, Jg. 1958, gehören zum Team von GEOEPOCHE.

LITERATURTIPPS

Eric Hammel

»Khe Sanh. Siege in the Clouds. An Oral History«

Die dramatische Belagerung – erzählt in den Worten der Eingeschlossenen (Crown Publisher).

Marc Frey

»Geschichte des Vietnamkrieges«

Souveräne Gesamtdarstellung des Krieges in Südostasien (Beck).

ZEIT DER TABUBRÜCHE

Im Frühjahr wird in Wien aus Kot, Urin sowie der österreichischen Nationalhymne ein Kunstwerk. Eine Bluse sorgt für Aufsehen in Paris, Baden-Württemberg wählt rechts, und der Künstler Andy Warhol überlebt ein Attentat, während ein Schlager Europa begeistert — Text: JUSTINE PRÜNE

Washington, D.C. Stanley Kubricks „2001: Odyssee im Weltraum“ feiert am 2. April Premiere. Der Science-Fiction-Film erzählt von der Entwicklung der menschlichen Intelligenz und blickt zugleich mehr als 30 Jahre in die Zukunft – in der die Künstliche Intelligenz der des Menschen

ebenbürtig ist. Das Meisterwerk wird sofort zu einem Klassiker seines Genres.

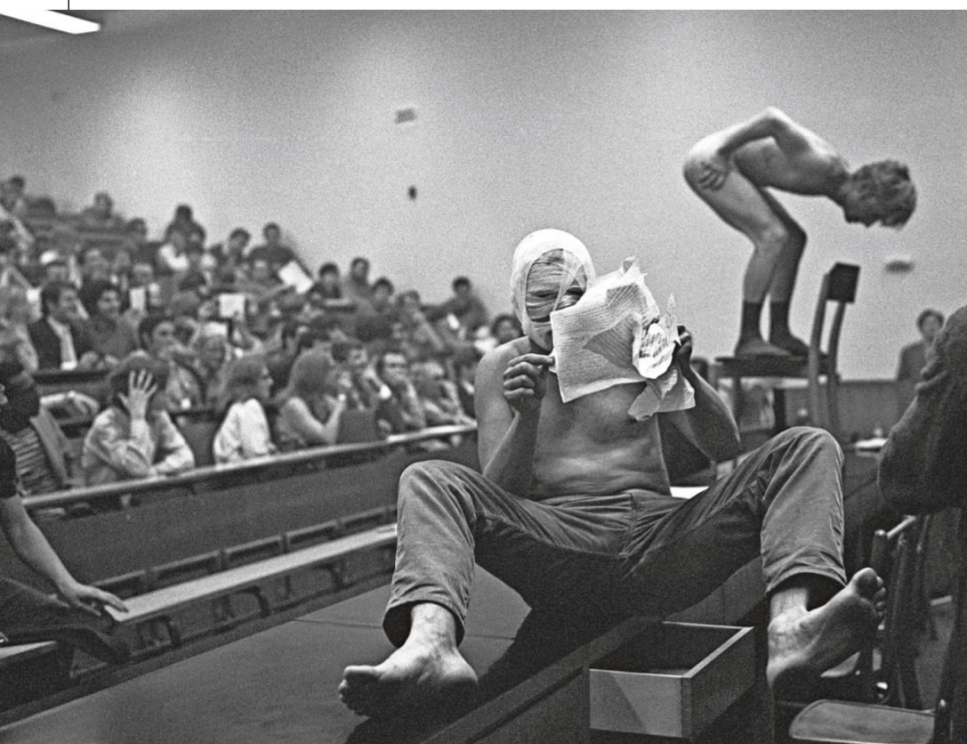
Birmingham. Nach Rassenunruhen in den USA hält der konservative britische Verteidigungsexperte Enoch Powell am 20. April eine Rede, in der er die bisherige Integration von Migranten in seinem Land für gescheitert erklärt und

unter anderem eine radikale Begrenzung der Einwanderung fordert. Es ist das Ende seiner Parteikarriere. Powell verliert sein Amt im Schattenkabinett und wird zum politischen Außenseiter.

München. Seit Christiaan Barnard erstmals das Herz eines Toten verpflanzt hat, reicht die alte Definition eines Todes – nämlich der Herzstillstand – nicht mehr aus. Daher bekennt sich eine Kommission deutscher Chirurgen im April zu einem neuen Todesbegriff: dem Hirntod. Fortan gilt ein Mensch den Ärzten in Deutschland als tot, wenn die Funktion seines Gehirns irreversibel erloschen ist.

Stuttgart. Bei der Landtagswahl in Baden-Württemberg erreicht die neonazistische NPD 9,8 Prozent, ihr bisher bestes Ergebnis auf Bundes- und Landesebene. Als Gründe für den Erfolg der erst 1964 gegründeten rechtsextremen Partei nennen Analytiker die Wirtschaftskrise in den Jahren zuvor sowie die Abwendung rechtskonservativer Wähler von der CDU, die in Bonn seit 1966 mit der SPD in einer Großen Koalition regiert.

New York City. Das Musical „Hair“, erstmals am Broadway aufgeführt, handelt von Hippies und deren Protest gegen Wehrpflicht und Vietnamkrieg. Nacktszenen sowie der offene Umgang mit Sexualität und Drogenkonsum erregen Aufsehen. Die eingängigen Melodien und tanzbare Rhythmen begründen ein neues Genre: das Rock-Musical.



Nackter Hintern zum Publikum: Die Wiener Aktionisten wollen mit ihrer Performance provozieren – etwa mit öffentlicher Masturbation, Ausscheidungen und einer Pornolesung

Frankfurt am Main. Nur fünf Jahre nach Gründung der Bundesliga droht vielen Profiklubs die Pleite. Zwei Drittel der Vereine sind verschuldet, denn oft besuchen nur wenige Tausend Zuschauer die Partien. Zugleich sind Kosten für Spieler, Trainer und Manager seit der Einführung der Profiligen sehr hoch. Zlatko Čajkovski, der Trainer des FC Bayern München, erhält 17500 Mark pro Monat; im Durchschnitt verdient ein Deutscher dagegen gut 10 000 Mark – im Jahr.

Wien. Am 7. Juni beginnt in der Universität eine Veranstaltung des Sozialistischen Österreichischen Studentenbundes mit dem Titel „Kunst und Revolution“. Die 500 Zuschauer erwarten einen Vortrag mit Diskussion. So steht es auf den Werbeplakaten. Doch schnell zeigt sich: Die teilnehmenden Künstler haben anderes im Sinn. Nach den ersten Wortmeldungen steigt der 29-jährige Günter Brus auf einen Tisch, schneidet sich mit einer Rasierklinge in die Brust, uriniert in seine Hand, trinkt die eigenen Ausscheidungen und erbricht sich. Danach singt er die österreichische Nationalhymne, geht in die Hocke und entleert seinen Darm. Den Kot schmiert er sich auf die Haut und onaniert. Dazu hält der Autor Oswald Wiener einen Vortrag über Sprache und Denken. Ein weiterer Künstler, Otto Muehl, peitscht einen verummten Mann aus, der daran offenbar großen Gefallen hat. Anschließend testen vier nackte Männer, wer von ihnen am weitesten pinkeln kann. Dann halten sie sich Bierflaschen vor ihr Gemächt und tun so, als masturbieren sie. Die Männer, die an diesem Abend ihr Publikum schockieren, gehören zu den Wiener Aktionisten – einer 1962 entstandenen Bewegung, für die Kunst vor allem eines ist:

Provokation. Ihre Arbeit verstehen die Künstler als Angriff auf die bürgerliche Gesellschaft, auf ihre Tabus und Moral. Sie lösen einen gewaltigen Skandal aus: Wenige Tage nach der „Uni-Ferkelei“, wie die Boulevardpresse ihre Aktion nennt, werden Brus, Muehl und Wiener verhaftet, sitzen mehrere Wochen im Arrest. Brus wird wegen „Herabwürdigung österreichischer Symbole“ und „Verletzung

durchsichtige Bluse aus schwarzem Organdy, unter der das Model keine Unterwäsche trägt. Transparente Oberteile werden zum neuen Trend, und viele Trägerinnen verzichten dabei darauf, ihren Busen unter dem wenig verhüllenden Kleidungsstück zu bedecken. Konservative Sittenwächter sind entsetzt. Einige Produktmanager aus der Kosmetikindustrie hingegen reagieren schnell und bieten stilbewussten Frauen ihre Schminke nun auch für den Oberkörper an.



Er ist erst zwölf Jahre alt – und Europas erfolgreichster Sänger: Heintje steht mit »Mama« an der Spitze der Hitparaden

gen der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit“ zu sechs Monaten Haft verurteilt und flieht nach Westberlin, wo er seine künstlerische Karriere fortsetzt. 1996 erhält er für sein Lebenswerk den Großen Österreichischen Staatspreis.

Amsterdam. Der zwölfjährige Niederländer Hendrik Nikolaas Theodoor Simons, besser bekannt als Heintje, führt mit seinem Lied „Mama“ etliche Hitparaden in Europa an. Es wird 1968 die meistverkaufte Single in Deutschland.

Paris. Der Couturier Yves Saint-Laurent präsentiert auf einer Modenschau eine

New York City. Valerie Solanas besucht am 3. Juni den Künstler Andy Warhol und gibt plötzlich mit einer Pistole drei Schüsse auf ihn ab. Der letzte trifft Warhol in die Brust. Er überlebt nur dank einer fünfstündigen Operation. Die Schützin stellt sich der Polizei. Sie ist eine radikale Frauenrechtlerin, macht die Männer für das Leid der Welt verantwortlich und plädiert für deren Ausrottung. Mit dem Attentat habe sie sich bei Warhol für die vermeintlich degradierende Darstellung von Frauen in dessen Werken rächen wollen.

Valerie Solanas wird nach drei Jahren Haft entlassen und stirbt 1988 in San Francisco. Andy Warhol wird durch das Attentat zum Superstar der Pop Art.

Athen. Miniröcke und Beatles-Frisuren werden per Regierungsdekret an griechischen Schulen verboten. Die Militärdiktatur in Athen erklärt kurze Röcke und langes Haar für unanständig. Schülern, die sich nicht an die Vorgaben zur Frisur halten, droht eine Kahlrasur oder sogar die Verhaftung. Die Regierung begründet ihren Erlass damit, dass die jungen Griechen sich kein Vorbild an dem affenartigen Aussehen westlicher Ausländer nehmen sollten. ●

»I have a dream«:
Bei einer Kundgebung in
Washington beschwört
King 1963 die Vision
völliger Rassengleichheit

TOD EINES

Der Baptistenpfarrer und Nobelpreisträger Martin Luther King jr. ist der charismatische Anführer der



TRÄUMERS

schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA. Doch er wird verfolgt: von einem mordlüsternen Weißen

Text: CAY RADEMACHER

M

Von der Polizei
festgesetzt: In
seiner Heimat in
den Südstaaten
schikanieren
Behörden den
Kämpfer gegen
die bestehende
Ordnung

Mittwoch, 3. April 1968, Memphis, Tennessee. Kaum ein Amerikaner wird von der Polizei so lückenlos überwacht wie Martin Luther King jr. Und weil die Polizisten so aufmerksam sind, landet der weltbekannte schwarze Prediger, Bürgerrechtler und Friedensnobelpreisträger mit Verspätung in der Stadt. Regen peitscht, Sturm droht, doch nicht etwa ein Unwetter hat Eastern Airlines Flug 381 aus Atlanta aufgehalten, sondern eine anonyme Telefondrohung: „Eure Airline hat Martin Luther King nach Memphis gebracht, und wenn er wiederkommt, wird eine Bombe hochgehen.“

Also lassen FBI-Agenten das ganze Gepäck durchsuchen und geben das Flugzeug erst frei, als sie sicher sind, dass sich kein Sprengstoff in der Maschine befindet. Als King endlich mit dem Jet abhebt, sitzt im Kreis seiner Mitarbeiter auch der Rechnungsprüfer James Harrison – ein heimlicher Informant des FBI.

Und als Eastern Airlines 381 landet, wartet bereits Detective Ed Redditt am Flughafen. Er gehört zu den etwa 100 Schwarzen unter den 850 Beamten der Polizei von Memphis und soll King auf Schritt und Tritt überwachen.

Martin Luther King ist 39 Jahre alt, untersetzt, ein Gesicht und ein Bariton, die jeder Amerikaner vom Fernsehgerät her kennt. Er lässt sich ins „Lorraine“-Motel an der Mulberry Street chauffieren, Zimmer 306 im ersten Obergeschoss. Er steigt hier häufig ab, das war sogar in der Presse zu lesen.

Detective Redditt ist deshalb vorbereitet: Er hat in der Feuerwache 2 gegenüber einen Umkleideraum bezogen und das Fenster mit Zeitungen zugeklebt. Nur zwei Löcher hat er ins Papier geschnitten, für sein Fernglas. Er hat einen perfekten Blick auf die Suite.

Um 16.00 Uhr, so notiert er, betreten neun Männer und eine Frau Zim-

Martin Luther King orchestriert den Protest gegen Rassismus, Entrechtung und Diskriminierung. Hier begleitet er 1964 Demonstranten in Florida



mer 306; es sind die Anführer der „Invaders“, einer militanten schwarzen Gruppe, die mit King über den Ablauf einer Demonstration verhandeln wollen.

Einer der neun Männer ist aber ein Undercoveragent: Marrell McCullough, von der Polizei bei den „Invaders“ eingeschleust.

Ein FBI-Informant im Gefolge, ein Undercoveragent im Motel, ein Detective auf Beobachtungsposten: Wahrscheinlich wird im ganzen Staat Tennessee an diesem Tag niemand so genau observiert wie Martin Luther King jr.

Trotzdem wird er ein paar Stunden später tot sein – erschossen von einem Mann, den angeblich niemand sieht.

Sein gewaltsamer Tod wird Martin Luther King jr. zu einem der Heiligen Amerikas machen. Denn neben den größten Heroen der US-Geschichte – den Präsidenten Washington und Lincoln – wird auch dem Prediger aus Atlanta ein staatlicher Gedenktag gewidmet.

Seit seiner Ermordung ist Martin Luther King jr. ein Märtyrer, Protagonist der Rassengleichheit, Prophet der Gewaltfreiheit. Er gilt als das Symbol der Hoffnung, dass sich Weiß und Schwarz

in der einstigen Sklavenhalternation USA versöhnen werden. Ein Visionär, dessen „I have a dream!“ sich erfüllt, als der erste schwarze Präsident der Geschichte den Amtseid leistet.

Nichts könnte falscher sein.

Martin Luther King ist an dem Tag vor seinem Tod vielmehr ein von FBI und Polizei lange Zeit bespitzelter Mann. Ein Mann, dem seine eigene Zügellosigkeit zum Verhängnis zu werden droht. Ein Mann, der von vielen Weißen gefürchtet, von vielen Schwarzen verachtet oder verspottet wird. Ein erschöpfter, manchmal verzweifelter Mann, dem in jungen Jahren Großartiges gelungen ist und dem danach der Erfolg aus den Händen rann wie Wasser. Ein Mann, der die Konflikte seiner Gesellschaft erkennt, der ahnt, dass er sie nicht überwinden wird – und der schließlich von ebendiesen Konflikten vernichtet wird.

Etwas 20 Millionen Afroamerikaner leben in den 1960er Jahren in den USA, das sind rund zehn Prozent der Bevöl-



Als die Aktivistin Rosa Parks einen Protest gegen die Rassentrennung in Bussen startet, beginnt auch Kings Karriere als Bürgerrechtler

King erhält Morddrohungen von weißen Rassisten. 1956 wird sein Haus, 1963 das seines Bruders (oben) von einer Bombe verwüstet

Attentat auf Martin Luther King jr.

kerung. Sie wohnen hauptsächlich in einem Dutzend Großstädten des Nordens und in den ehemaligen Sklavenhalterstaaten des Südens. Formal sind Weiß und Schwarz seit den Verfassungsänderungen nach dem Ende des Bürgerkrieges 1865 gleichberechtigt: Schwarzen wird die Gleichheit vor dem Gesetz ebenso garantiert wie das Wahlrecht.

Tatsächlich aber erleben sie in den Städten weiterhin eine alltägliche Diskriminierung: Sie leben in Ghettos (weil ihnen weiße Immobilienbesitzer keine Mietverträge außerhalb ihrer Viertel anbieten), sind schlechter ausgebildet (weil die Schulen in den Ghettos schlechter sind als anderswo), sie werden schlechter bezahlt und sind etwa doppelt so häufig arbeitslos wie Weiße.

Im Süden schaffen die von Weißen regierten früheren Sklavenhalterstaaten zudem eigene Gesetze, die de facto die Gleichberechtigung der Bundesgesetze wieder aufheben. So verlangen sie beispielsweise Bildungstests, ehe sie Bürger in Wählerlisten eintragen – Hürden, an denen viele Afroamerikaner scheitern. In manchen ländlichen Bezirken darf um 1960 kein einziger Schwarzer wählen.

Vielleicht noch perfider ist die *segregation*, die Rassentrennung. In Bussen etwa dürfen Weiße und Schwarze zwar gemeinsam fahren – die Weißen allerdings auf den vorderen Plätzen, die Schwarzen auf den hinteren (wo der Motor röhrt und es heiß wird). Die Segregation bestimmt die Bildung (Schulen und Universitäten sind ausschließlich für weiße oder schwarze Kinder offen), das Essen (Schwarze werden in „weißen“

Restaurants nicht bedient), ja sogar Altermenschliches: In öffentlichen Gebäuden wie Rathäusern sind die Waschräume nach Hautfarbe separiert.

Schwarze sind im Süden weißen Sheriffs, weißen Richtern, weißen Jurys ausgeliefert. 1955 etwa wird der 14-jährige Emmett Till aus Chicago, der zu Besuch in Mississippi ist, von zwei Weißen bestialisch ermordet, weil er angeblich einer weißen Frau hinterhergepfiffen hat.

Seine Mutter zeigt bei der Trauerfeier aus verzweifelter Protest den misshandelten Körper ihres Jungen im offenen Sarg. Fotos des Toten schockieren Amerika – in Mississippi jedoch werden Tills Mörder (die später gegenüber Journalisten sogar ihre Tat zugeben) von einer weißen Jury freigesprochen.

Theoretisch könnten Schwarze gegen alle diese diskriminierenden Einzelgesetze klagen, denn Bundesrecht bricht das Recht der Einzelstaaten. In der Praxis aber müssten Schwarze diese Klagen zuerst bei den Gerichten ihrer Staaten einreichen (wo eben Rassismus und Terror herrschen) – und erst wenn sie dort

scheitern, vor Bundesgerichten in Berufung gehen. Ein jahrelanger, teurer, lebensgefährlicher Weg für jeden Kläger.

Erst nach 1945 wird die Armee zum Katalysator der Gleichberechtigung, denn im Weltkrieg haben Tausende neben ihren weißen Kameraden gekämpft – eine Erfahrung, die sie selbstbewusster macht. Außerdem blühen nach 1945 neue Medien auf. Emmett Tills Mutter hat mit den Fotos ihres geschändeten Kindes schon die Macht der Presse demonstriert. Noch wichtiger wird das Fernsehen, dessen Siegeszug nun beginnt.

Neues Selbstbewusstsein, neue Medien – fehlt nur ein Anführer, der diese Möglichkeiten politisch nutzt.

Michael King jr. wird am 15. Januar 1929 in Atlanta als Spross einer baptistischen Predigerfamilie geboren. 1934 nimmt der Vater in Deutschland an einem Baptistentreffen teil. Es sind wohl Eindrücke aus Luthers Heimatland, die ihn so sehr überwältigen, dass er sich und seinen Sohn mit dem Namen des Reformators umbenennt: Martin Luther King.

Dessen theologische Karriere ist steil. Auf dem College bringt ihm der Direktor Gandhis Lehre des gewaltfreien Widerstands nahe, die während der 1940er Jahre in Indien triumphiert. Später studiert Martin im Norden Seite an Seite mit weißen Kommilitonen. Im September 1954 tritt er seine erste Pastorenstelle an: Dexter Avenue Baptist Church in Montgomery, Alabama.

Im Frühjahr 1955 weigert sich dort eine 15-jährige Schülerin, ihren Busplatz für einen Weißen freizumachen. Polizisten zerren sie in Handschellen aus dem Wagen und stecken sie ins Gefängnis. Später wird sie wegen „Widerstandes gegen die Staatsgewalt“ verurteilt.

Am 1. Dezember 1955 wiederholt Rosa Parks die Aktion. Die 42-jährige Schneiderin, die sich schon lange für die Rassengleichheit einsetzt, wird ebenfalls mit einem Gerichtsverfahren bedroht – diesmal jedoch sind Rosa Parks und ihre Anwälte entschlossen, daraus einen Musterprozess zu machen, der schließlich vor einem Bundesgericht enden muss.

Aktivisten rufen mit Flugblättern zum Boykott der Busse auf. Denn die

Wagen in Montgomery werden von einem privaten Unternehmen betrieben, dessen Kunden zu drei Vierteln Schwarze sind. Gehen die zu Fuß zur Arbeit, dann bricht der Firma der größte Teil ihres Umsatzes weg.

Rosa Parks und ihre Mitstreiter wenden sich an die Geistlichen von Montgomery. Die Prediger wären die besten Propagandisten. Die angesehenste schwarze Kirche der Stadt ist Dexter Avenue, also ist der Erste, den sie ansprechen, Martin Luther King jr.

Und der ... zögert. King sagt weder ja noch nein. Seine Frau Coretta hat gerade ihr erstes Kind zur Welt gebracht. Darf er da ein Risiko eingehen? Wie lange werden sie den Boykott durchhalten können – und was kommt danach?

Schließlich versammeln sich Geistliche und Aktivisten in der Kirche eines schwarzen Arbeiterbezirks und gründen eine Organisation. Spontan wird der Prediger der renommierten Dexter Avenue zu deren Vorsitzendem gewählt: ausgerechnet der zaudernde Martin Luther King jr. Er hat nur 20 Minuten Zeit, um eine Rede zu den Tausenden wütenden Schwarzen in der Kirche vorzubereiten, und anschließend braucht er noch eine Viertelstunde, um sich durch die erregte Menge vorzukämpfen, bis er endlich vor den Menschen steht und spricht.

„Es kommt eine Zeit, wenn es die Leute leid sind, von den eisernen Füßen der Unterdrückung niedergetrampelt zu werden.“ Donnernder Applaus.

„Es kommt eine Zeit, meine Freunde, wenn es die Leute leid sind, über den Abgrund der Erniedrigung gehalten zu werden, wo sie die Erfahrung absoluter Hoffnungslosigkeit machen.“

Zwischenrufe: „Yes Sir! Predige!“

An diesem Montag, dem 5. Dezember 1955, findet Doktor Martin Luther King jr. – fast gegen seinen Willen – seine Berufung. Sein Ton ist besonnen und doch mitreißend, seine Worte sind religiös und zugleich patriotisch, er heizt die Empörung seines Publikums an und diszipliniert es zugleich, indem er Gewaltfreiheit verkündet. Aus dem zögerlichen Prediger einer wohlhabenden Gemeinde ist durch diese eine Rede ein charismatischer Anführer geworden. King wird über Nacht Kopf und Seele von Montgomerys Protestbewegung.

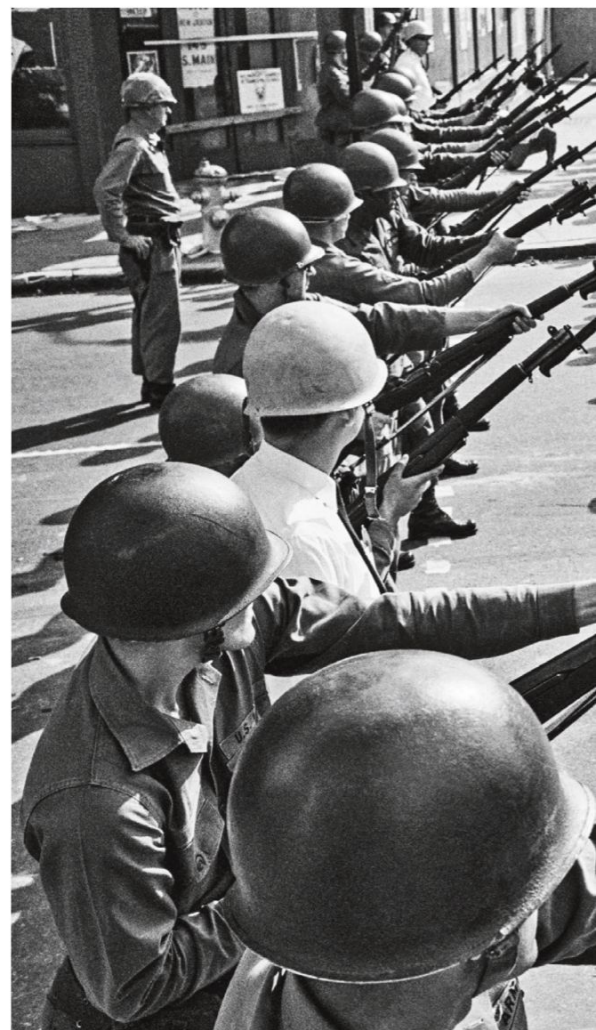
Am 26. Januar 1956 verhaftet ihn die Polizei, weil er angeblich mit seinem Auto fünf Meilen zu schnell gefahren ist. Nach seiner Entlassung sitzt King in der

Nacht darauf in seinem Haus, als das Telefon klingelt: „Nigger, wenn du nicht in drei Tagen diese Stadt verlassen hast, dann schießen wir dir das Gehirn weg und jagen dein Haus in die Luft.“

Tatsächlich verwüstet drei Tage später eine Bombe sein Haus, nur durch Zufall wird niemand verletzt. Doch King predigt und treibt den Boykott voran. Im Februar 1956 berichtet die „New York Times“ zum ersten Mal auf der Titelseite darüber. Bald nennen Kommentatoren ihn den „Negro Gandhi“.

Nach einem Jahr kollabiert der weiße Widerstand. Ein Bundesgericht erklärt Montgomerys Bus-Segregation für verfassungswidrig. Vier Tage vor Weihnachten 1956, um 5.45 Uhr, besteigt ein von Fotografen und Reportern umringter Martin Luther King jr. einen Bus und setzt sich vorn hin.

In Montgomerys Bus-Boykott, der als lokale Protestaktion in einem Südstaatenkaff begann, hat King nicht bloß seine Berufung gefunden, sondern auch



sein Arsenal politischer Waffen: die Predigt, um Anhänger zu motivieren. Die Gewaltfreiheit, verbunden mit einem Wirtschaftsboykott. Die Medienpräsenz, die aus einer lokalen Aktion eine nationale Nachricht macht. Und das Spiel über Bande: Autoritäten vor Ort werden überwunden, da sich Aktivisten an Bundesregierung oder -gerichte wenden.

Anfang 1957 begründet King eine Bürgerrechtsorganisation: die Southern Christian Leadership Conference mit der Zentrale in Atlanta. Sein Porträt schmückt das Cover des Magazins „Time“. Er reist nach Ghana, um an der Seite von Vizepräsident Richard Nixon an den dortigen Unabhängigkeitsfeiern teilzunehmen. Später wird er gar auf den Spuren Gandhis durch Indien reisen.

Mit gerade einmal 28 Jahren ist Martin Luther King jr. Amerikas bekanntester Schwarzenführer.

Sein Beispiel ermutigt junge Aktivisten. Mit immer neuen Aktionsformen machen sie auf die Rassentrennung

aufmerksam. Sie organisieren *sit-ins*: Schwarze setzen sich in „weiße“ Restaurants und blockieren so die Plätze. Meist werden sie von der Polizei herausgezerzt, und der Skandal ist da. Andere setzen sich als *freedom riders* in die Busse, die zwischen den Staaten pendeln, um in den Fahrzeugen und in den Terminals die Segregation zu missachten.

Die folgenden Jahre sind Kings goldene Zeit: Immer wieder protestiert er spektakulär gegen die Diskriminierungen im Süden. Am 28. August 1963 steht er schließlich auf Washingtons Lincoln Memorial vor einer Viertelmillion Anhängern. In einem „March for Jobs and Freedom“ sollen schwarze und weiße Protestler in der Hauptstadt für Bürgerrechte demonstrieren, denn, so King, „wir müssen Unterstützer in den Teilen des Landes finden, in denen die Probleme nicht aus erster Hand bekannt sind“.

King tritt als Letzter vor die Menge. Und hält eine der berühmtesten Reden aller Zeiten: „Jetzt ist die Zeit gekommen, um das Versprechen der Demokra-

tie zu erfüllen. Ich träume von einem Tag, an dem meine Kinder in einer Nation aufwachsen, in der sie nicht nach der Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilt werden. Ich träume von einem Tag, wenn alle Kinder Gottes – Schwarze und Weiße, Juden und Christen, Protestanten und Katholiken – sich die Hände reichen können und gemeinsam die Zeilen des alten Spirituals singen können: ‚Endlich frei! Endlich frei! Danket Gott dem Allmächtigen, wir sind endlich frei.‘“ Die Reaktion: Ekstase. Und Rufe: „Träume noch mehr!“

Kings Rede wird von allen drei Fernsehsendern der USA live übertragen. Für viele Weiße ist dies die erste Rede, die sie in dem enthusiastischen Singsang schwarzer Prediger vernehmen.

Später wird „I have a dream“ als Fanal des Kampfes für Rassengleichheit verstanden, als strahlender *point of no return*, als Startsignal einer unaufhaltsamen Gleichberechtigung. Im Jahr darauf erhält King den Friedensnobelpreis, und vielleicht hätte er ihn nie bekommen, wenn er nicht diese epochale Rede gehalten hätte. Was für ein Triumph!

Nein: Was für ein Fehlschlag.

Denn an der schwierigen Lage der Afroamerikaner ändert sich zunächst fast nichts. Deshalb werden mehr und mehr Schwarze ungeduldiger, zorniger.

Viele haben von Kings religiös inspirierter Gewaltfreiheit genug. Ihre Idole sind linke Guerilleros wie Che Guevara. Der New Yorker Aktivist Malcolm X etwa schmäht King als „Onkel Tom des 20. Jahrhunderts, der die Schwarzen lehrt, sich nicht zu verteidigen.“ In Chicago wird die „Black Power“-Bewegung populär, die das Selbstbewusstsein der Schwarzen betont und jede Zusammen-

1968 spitzt sich die angespannte Lage zwischen Schwarzen und Weißen in der Stadt Memphis zu. Bewaffnete halten Demonstranten in Schach



arbeit mit Weißen ablehnt. Später entsteht mit den „Black Panther“ sogar eine bewaffnete Untergrundarmee, die für eine Utopie kämpft, eine schwarze „Republic of New Africa“ mitten in den USA.

Mindestens so bedrohlich wird für King das FBI. Die Bundeskriminalbehörde überwacht ihn nun ständig – und erfährt alles über Kings private Probleme. Denn das Idol, das ständig durch das Land reist, hat in den Hotels zahllose Affären. Und so befiehlt der konservative, exzentrische, bössartige FBI-Chef J. Edgar Hoover, der den Schwarzenführer im Herbst 1964 den „berüchtigtsten Lügner Amerikas“ nennt, seinen Agenten, King zu belauschen und ein Dossier zusammenzustellen, das gegen diesen genutzt werden könnte. Die Polizisten nennen die Tonbandaufzeichnungen von Kings außerehelichen sexuellen Aktivitäten *the dirt*, den Dreck.

Das Dossier wird Zeitungsredaktionen zugespielt – doch kein Journalist macht daraus eine Story. Anfang 1965 erreicht King eine Kopie, zusammen mit einem anonymen Brief, den angeblich ein empörter Schwarzer verfasst hat: King solle sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen oder Selbstmord begehen.

Es ist Coretta, die das Paket mit dem Tonband öffnet, King hört es sich mit Vertrauten zusammen an, und man kann sich das Maß der Demütigung der vielfach betrogenen Ehefrau nur ausmalen. Coretta bleibt aber loyal und wird sich niemals öffentlich dazu äußern.

Der Skandal bleibt aus. Doch King weiß jetzt, dass er vom FBI belauscht wird. Und er lebt von nun an in der Angst, dass vielleicht doch irgendwann und irgendwo die schmutzige Geschichte explodiert. Was soll er tun?

Letztlich ist es eine mörderische Trivialität, die ihm die Entscheidung abnimmt: Im August 1965 stoppen Polizisten in Los Angeles einen schwarzen Autofahrer, den sie (wohl zu Recht) für betrunken halten. Schaulustige laufen zusammen, die Beamten rufen Verstärkung herbei, es fallen Schimpfworte, dann Schläge – und die Menge verwandelt sich in einen Mob, der gegen die Polizei vorgeht und dann gegen weiße Geschäfte.

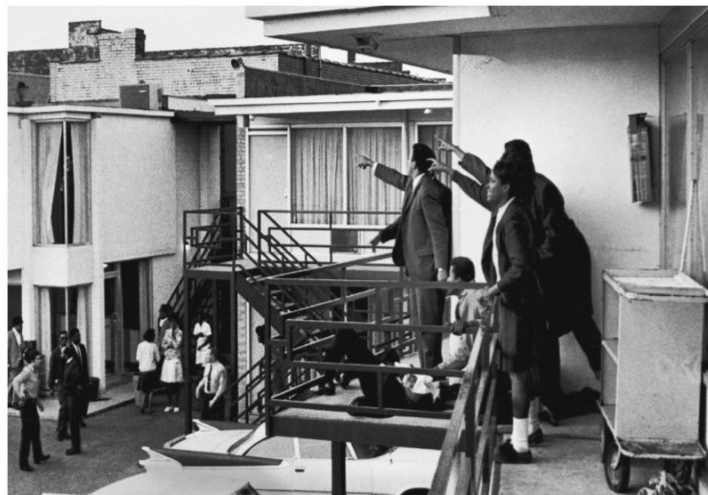
Sechs Tage Bürgerkrieg sind die Folge. Sechs Tage, in denen Tausende Schwarze im Stadtteil Watts Supermärkte plündern, Häuser anzünden, Polizisten angreifen. Am Ende müssen Soldaten die Plünderer niederkämpfen. Die Bilanz: 34 Tote, mehr als 1000 Verletzte, 40 Millionen Dollar Sachschaden.

Dies ist nicht der erste, aber der bis dahin schlimmste *race riot* der Nachkriegszeit: eine Explosion der Gewalt, scheinbar aus dem Nichts kommend, in

der enthemmte Bewohner ihre eigenen Viertel in Schutt und Asche legen.

Tatsächlich aber sind die Ursachen für diesen Aufstand in Los Angeles sehr real: die elende Wohnungslage, elende Bildung, elende Jobs. Zehntausende Schwarze leben in den Ghettos in einer Art Belagerungszustand zwischen gewalttätigen rassistischen Polizisten und

Anfang April 1968 besucht King Memphis, um streikende schwarze Arbeiter zu unterstützen



Am 4. April trifft eine Gewehr-kugel King auf dem Balkon seines Motels. Begleiter zeigen in die Richtung, aus der der Schuss abgefeuert wurde

Mit einer Kopfverletzung liegt King am Boden. Eine Stunde später erklären ihn Ärzte im Krankenhaus für tot



ebenso gewalttätigen schwarzen Gangs. Am Ende reicht ein unbedeutender Vorfall, um den latenten Hass zu entzünden.

Martin Luther King jr., der nach dem Aufruhr das zerstörte Watts besucht, will seine Kampagne für Gleichberechtigung nun von den Südstaaten in die Ghettos des Nordens tragen. Doch er weiß, dass der Kampf dort ungleich komplizierter, zerfaserter wird: „Wir sind verdammt, wenn wir nicht in den Norden gehen. Und wir sind verdammt, wenn wir in den Norden gehen.“

Denn in den Ghettos herrschen ja, anders als im Süden, keine rassistischen Gesetze, gegen die er demonstrieren könnte. Armut, schlechte Bildung, Arbeitslosigkeit, Drogen: alles Probleme, die sich nicht durch Gerichtsurteile oder Bus-Boykotte beseitigen lassen.

Zudem leben viele weiße Unterstützer Kings – die Spenden für seine Bewegung aufbringen – in diesen Städten. Trägt er den Protest aus den fernen Südstaaten nun vor die Haustüren des Nordens, droht ihm womöglich der Ruin, weil die Liberalen nicht länger zahlen würden, sollten die Schwarzen sozialpolitische Besserstellung einfordern.

King wählt für seine erste Aktion Chicago aus, wo eine Million Afroamerikaner leben. Aber er wirkt verzagt und angeschlagen. Er weiß nicht, welche der vielen Benachteiligungen er zuerst geißeln soll – und mit welcher Aktionsform.

Zudem ist die Stimmung schon lange nicht mehr friedlich. Während King zu einer Demonstration im Juli 1967 kaum ein Drittel der erwarteten 100 000 Menschen mobilisieren kann, randalieren kurz darauf die von der Black Power inspirierten schwarzen Gangs Chicagos nächtelang, sodass sogar die Nationalgarde einschreiten muss.

Kings Projekt im Norden der USA droht zu scheitern. Er klammert sich an die Idee, eine friedliche Demonstration in ein weißes Wohnviertel zu führen, um zu zeigen, dass Schwarze auch in guten Gegenden Häuser kaufen und mieten wollen. Doch obwohl mehr als 4000 weiße Gegendemonstranten seinen Protestzug mit Steinen und Flaschen bewerfen, bis die Polizei King retten muss, bleibt die erhoffte öffentliche Empörung über die Rassisten aus.



Der Täter, James Earl Ray, ist ein gewöhnlicher Krimineller. Seine Motive bleiben unklar, und so entstehen bald Verschwörungstheorien

Nach Chicago verliert King an Ansehen unter den Schwarzen des Nordens. Und er verliert erheblich an Spendengeldern. Die SCLC rutscht in die Krise, selbst enge Mitarbeiter kündigen.

Da, so scheint es, erhält er eine zweite Chance. Im März 1968 lodert ein neuer Konflikt auf: eine Stadt im Süden, rassistische Autoritäten, diskriminierte Schwarze, ein Szenario wie aus den glorreichen Zeiten des Bürgerrechtskampfes.

Die Stadt ist Memphis, Tennessee. Dort streiken Müllarbeiter gegen schlechte Arbeitsbedingungen und erbärmlichen Lohn. King hält auf Bitten eines Freundes und eher zufällig eine Rede – und ist vom Enthusiasmus der 15 000 Zuhörer überwältigt. Spontan sagt er weitere Unterstützung zu.

Er ist aber nicht der Einzige, der sich plötzlich für Memphis interessiert. Am anderen Ende der USA bereitet sich ein Gewalttäter, der seit Jahren in der Illegalität lebt, ebenfalls auf seine Reise nach Tennessee vor.

James Earl Ray ist ein Jahr älter als King, Abkömmling einer armen weißen Familie, in der schon der Vater kriminell war. Ray wird als 21-Jähriger das erste Mal wegen Raubes verurteilt, 1959 erhält er nach weiteren Überfällen 20 Jahre Ge-

fängnis. Doch 1967 kann er ausbrechen. Er besorgt sich einen Führerschein aus Alabama, benutzt diverse Falschnamen, kauft einen weißen Ford Mustang und fährt mit ihm durch die USA, Kanada, Mexiko. Schließlich strandet er in Kalifornien, wo er sich zum Barkeeper ausbilden lässt und zugleich für einen rassistischen Politiker Wahlkampf macht.

Wann – und weshalb – dieser ruhelose Kriminelle ausgerechnet Martin Luther King jr. ins Visier nimmt, wird wohl für immer ein Rätsel bleiben, denn was es dazu an Ermittlungsergebnissen gibt, ist lückenhaft und widersprüchlich. Ist Ray ein Rassist, der den prominenten Schwarzen umbringen will? Oder will der entflohene Sträfling für sein Leben in der Illegalität einfach bloß ein Kopfgeld von bis zu 100 000 Dollar kassieren, das Rechtsextreme aus St. Louis auf King ausgesetzt haben? Eindeutig ist bloß, dass er den Mord von langer Hand plant.

Am 5. März 1968 lässt sich Ray in Kalifornien sein Gesicht chirurgisch verändern. Knapp zwei Wochen danach verlässt er mit seinem weißen Mustang Los Angeles. Sieben Tage später ist er in Atlanta, mietet sich in eine Pension ein, kauft einen Stadtplan – und markiert dort die Kirche und das Wohnhaus von King. Am 30. März kauft Ray in Birmingham in einem Waffenladen ein Jagdgewehr vom Typ Remington 760 Gamemaster, dazu ein Zielfernrohr und 20 Schuss Munition. Er gibt beim Kauf einen Falschnamen an. Zurück in Atlanta liest er in einer örtlichen Zeitung, dass King nach Memphis reisen will.

Es ist der 3. April, 18.35 Uhr. Detective Redditt übergibt sein Fernglas an einen Kollegen. Er selbst macht sich zum Mason Temple auf, in dem King erneut vor den wütenden Müllarbeitern sprechen soll.

Regen. Sturmböen. King hat keine Lust zu reden, wahrscheinlich sind in diesem Unwetter eh viel weniger Anhänger da als sonst. Er schickt seinen Stellvertreter in der SCLC zur Kirche.

Doch der blickt in 2000 erwartungsvolle Gesichter und greift zum Telefonhörer: „Das ist deine Menge.“

21.30 Uhr. Martin Luther King jr. steht schließlich doch im Mason Temple

und spricht. „Wir sind entschlossen, unseren rechtmäßigen Platz in Gottes Welt zu gewinnen“, erklärt er in seiner bebenden Stimme.

„Wir sagen, wir sind entschlossen, Mensch zu sein. Wir sind entschlossen, jemand zu sein. Wir sagen, dass wir Gottes Kinder sind. Und deshalb nicht leben müssen, wie wir gezwungen werden zu leben. Und einige sprachen von den Drohungen, die im Umlauf waren, und von dem, was mir von einigen unserer kranken weißen Brüder widerfahren könnte. Aber das macht mir jetzt wirklich nichts aus. Denn ich bin auf dem Gipfel des Berges gewesen. Wie jeder andere würde ich gerne lange leben. Aber darum bin ich jetzt nicht besorgt. Ich habe das Gelobte Land gesehen.“

Seine Worte versetzen die Zuhörer in Ekstase. Nur einer unter den 2000 hat davon nichts mehr mitbekommen: Detective Redditt. Ein Geistlicher des Mason Temple hat ihn gebeten, das Gotteshaus zu verlassen – weil Redditt gesehen wurde, wie er von der Feuerwache 2 aus mit einem Fernglas King observiert habe.

Redditt verschwindet rasch, bevor sich unter den Müllmännern in der Kirche herumspricht, dass ein schwarzer Polizist in ihrer Mitte steht, der Dr. King bespitzelt. Dann atmet er durch und denkt nach: Zwei schwarze Feuerwehrleute arbeiten auf der Station. Einer der beiden muss ihn verraten haben.

4. April, gegen 1.00 Uhr morgens. King ist nach seiner umjubelten Rede mit Freunden feiernd durch Memphis gezogen. Als er spät nachts ins Motel zurückkehrt, erfährt er, dass sein jüngerer Bruder eingetroffen ist – sowie Georgia Davis, eine schwarze Politikerin aus Kentucky. King verbringt eine Stunde mit ihr auf ihrem Zimmer, sie ist eine seiner zahllosen Geliebten.

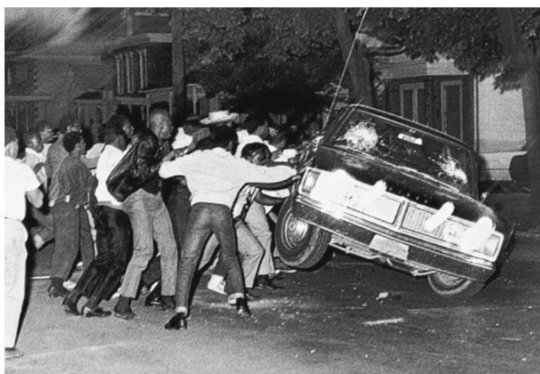
11.00 Uhr mittags. King empfängt einen Anwalt, dann hat er weitere Termine – alle im Motel. Am Nachmittag geht er zu seinem Bruder eine Etage tiefer. Sie telefonieren mit ihren Eltern.

15.00 Uhr. James Earl Ray mietet ein Zimmer in einer drittklassigen Herberge gegenüber dem „Lorraine“-Motel. Die Feuerwache 2, in der Detective Red-

Nach Kings Ermordung kommt es landesweit zu Rassenunruhen und Plünderungen, hier in Chicago



Polizisten reagieren, etwa in Baltimore, auf den Aufruhr mit Härte. Es gibt viele Todesopfer – vor allem unter Schwarzen



Noch Wochen nach dem Attentat flackern Ausschreitungen auf. Im Mai attackieren Jugendliche in Louisville das Auto eines Polizisten



ditt seinen Beobachtungsposten eingerichtet hat, steht neben Rays Unterkunft. So observieren ein bewaffneter Gewalttäter und ein Officer der Memphis Police aus der gleichen Richtung ihr gemeinsames Ziel: Martin Luther King jr.

16.00 Uhr. Detective Redditt wird auf Befehl des Polizeichefs abgezogen, denn der fürchtet, sein enttarnter Beamter könnte einem Mordkomplott zum

Opfer fallen. Ein weiterer schwarzer Officer namens Willie Richmond übernimmt. Die beiden schwarzen Feuerwehrleute sind aus der Station versetzt worden. Richmond ist derart sorglos, dass er weiße Feuerwehrleute durch sein Fernglas einen Blick auf den berühmten Martin Luther King jr. werfen lässt.



In der Hauptstadt Washington patrouillieren Soldaten – doch sie kommen zu spät, um zu verhindern, dass Hunderte Gebäude niederbrennen

Mitglieder der Nationalgarde haben drei Afro-amerikaner festgenommen. Ein Bürgermeister gibt gar den Befehl, Brandstifter zu erschießen



Innenstädte gleichen Kriegsgebieten: Oft verwüsten die Demonstranten die eigenen Viertel, etwa in Chicago

Zur gleichen Zeit ersteht James Earl Ray ein Bushnell-Fernglas. Es ist so stark, dass er von seinem Raum aus die Zimmernummer auf Kings Tür lesen kann. Feuern kann Ray allerdings von seinem Zimmer aus kaum, denn dazu müsste er sich weit aus dem Fenster lehnen. Vom Gemeinschaftsbad auf der

gleichen Etage hat er dagegen freies Schussfeld. Allerdings müsste Ray erst King von seinem Zimmer aus auf dem Balkon des „Lorraine“-Motels ausmachen, dann sein Gewehr packen, damit den Flur hinunterrennen, das Bad unbesetzt vorfinden – und dann müsste King immer noch auf dem Balkon stehen.

17.40 Uhr. King geht wieder hinauf in Raum 306. Officer Richmond notiert

die Uhrzeit. King ist bei dem örtlichen Reverend Samuel Kyles zum Essen eingeladen. Der Bürgerrechtler liebt die Südstaatenküche, der er allerdings auch seinen Leibesumfang verdankt. Witze über sein Gewicht. Scherzworte. Reverend Kyles ist bei ihm im Zimmer.

Im Erdgeschoss probt Kings Mitarbeiter Jesse Jackson mit einem Gospelchor. Marrell McCullough, der Undercoveragent bei der „Invaders“-Gang, fährt in seinem blauen Volkswagen vor. Auf dem Parkplatz steht auch ein weißer Cadillac. Der Wagen gehört einem örtlichen Leichenbestatter, einem Anhänger Kings. Der Schwarzenführer darf ihn während seiner Zeit in der Stadt nutzen.

King steht endlich auf dem Balkon. Jackson ruft von unten herauf: „Doc, erinnerst du dich an Ben Branch?“

Er deutet auf einen schwarzen Saxofonisten, den King von einem früheren Auftritt her kennt und der an diesem Abend im Haus von Reverend Kyles Gospel-Songs spielen soll.

„Oh ja, das ist mein Mann! Wie geht es dir, Ben?“ Der Musiker winkt.

„Ben, versprich mir, dass du beim Treffen heute Abend ‚Precious Lord, Take My Hand‘ spielst. Spiel es richtig schön.“ Sein Chauffeur mahnt King, eine Jacke überzuziehen, wegen der abendlichen Kälte. Aber oben auf dem Balkon hört niemand mehr auf ihn.

Es ist 18.01 Uhr. Und Martin Luther King jr. wird nichts und niemanden mehr hören.

Wenige Momente zuvor ist Reverend Kyles auf die Balkontreppe getreten, auf dem Weg zu seinem Auto. Jackson, McCullough und die anderen Begleiter stehen auf dem Parkplatz. Eine Sekunde lang ist niemand in Kings Nähe.

Da peitscht ein scharfer Knall durch die Luft.

Kyles dreht sich um – und sieht King auf der Veranda im Blut einer grauenhaften Kopfwunde liegen. Der Undercoveragent McCullough ist einer der Ersten, die den Gefallenen erreichen.

Die Gewalt der Kugel ist so fürchterlich gewesen, dass sie King rücklings nach hinten geworfen und ihm sogar die Krawatte vom Hals gerissen hat. Mit ei-



Marsch der
militanten »Black
Panther Party«
im Juli 1968: Viele
Bürgerrechtler
radikalisieren sich –
die Diskriminierung
aber bleibt

nem Handtuch, das er von einem Reinigungswagen zerrt, versucht McCulloch, die Blutung zu stoppen.

„Martin, Martin, hörst du mich?!", schreit ein Begleiter. Doch der Prediger spricht nicht mehr, kann den von der Kugel zerschmetterten Kiefer nicht mehr kontrollieren. Telefon! Telefon!

Doch kein Notruf, nichts, gar nichts kommt durch – denn die Mitbesitzerin des „Lorraine“, die gerade die Telefonzentrale bedient, erleidet in der Aufregung einen Schlaganfall (an dem sie später sterben wird); sie stammelt Unsinniges und stellt keine Anrufe weiter.

Irgendwann endlich bringen dann doch Sanitäter den Verletzten ins St. Joseph's Hospital. Aber die Ärzte können längst nichts mehr für ihn tun. Am 4. April 1968, um 19.05 Uhr, wird Doktor Martin Luther King jr. für tot erklärt.

Er wird nicht das letzte schwarze Opfer in diesem Frühjahr sein. Das Attentat löst Rassenunruhen in mehr als 125 US-Städten aus, eine Welle der Verwüstung, wie sie die Nation schon lange nicht mehr gesehen hat. In der Hauptstadt Washington versammeln sich noch am 4. April nach den ersten Neuigkeiten von Kings Tod spontan Demonstranten. Stokely Carmichael, einer der Black-Power-Führer, fordert Einzelhändler auf,

„aus Respekt“ vor King ihre Läden zu schließen, warnt aber seine Gefolgsleute vor Plünderungen – vergebens.

Ab 23.00 Uhr stürmen die Protestler massenhaft Geschäfte, zünden Gebäude an. Feuerwehrmänner weichen unter einem Hagel aus Steinen und Flaschen zurück. Am nächsten Tag randalieren 20 000 Menschen in Washington.

Präsident Lyndon B. Johnson muss mehr als 13 000 Soldaten in die Stadt beordern, sie bauen MG-Stellungen am Kapitol auf, zwei Straßen neben dem Weißen Haus lodern Häuser.

Am Ende sind 1200 Gebäude niedergebrannt, 900 Läden zerstört – eine Katastrophe, die Washington eine Generation lang zeichnen wird.

In Chicago vernichten von Schwarzen gelegte Feuer in den folgenden Tagen mehr als 160 Häuser. Der Bürgermeister gibt seinen Polizisten den Befehl, „jeden Brandstifter und jeden, der einen Molotowcocktail in der Hand hat, zu erschießen“. Elf Menschen sterben.

In Baltimore lässt Gouverneur Spiro T. Agnew Truppen mit aufge-

pflanzten Bajonetten durch die Straßen patrouillieren, beschimpft die Schwarzenführer als „Hanoi-Besucher“ und gibt ihnen die Schuld an den Ausschreitungen (eine harte Haltung, die ihn bei Konservativen so populär werden lässt, dass Nixon ihn noch im gleichen Jahr zu seinem Vizepräsidenten macht).

In Cincinnati erschießt ein schwarzer Ladenbesitzer, der sich gegen schwarze Plünderer wehrt, versehentlich die eigene Frau. Ein Gerücht macht aber die Runde, dass ein Weißer sie getötet hat – woraufhin Randalierer das Auto eines jungen weißen Ehepaars stoppen und den Mann ermorden.

In den ersten Tagen nach dem Attentat sterben 39 Menschen durch Gewalt. Doch am Ende sind es nicht einmal diese Toten, die Amerika verändern, sondern die materiellen Zerstörungen.

In Watts starben 1965 beinahe ebenso viele Menschen in einem einzigen Riot, 1967 waren bei Unruhen mehr Opfer zu beklagen als 1968. Diesmal aber plündern und brandschatzen die Demonstranten in derart vielen Städten, dass deren innere Wohnviertel auf Jahrzehnte hin verwüstet bleiben. Alle Menschen, die es sich leisten können, gleich welcher Hautfarbe, ziehen fortan in die Vorstädte.

Dort, in den *suburbs*, eröffnen die Inhaber der geplünderten Läden und Werkstätten ihre Geschäfte neu – was dazu führt, dass sich auch die Jobs und die Steuereinnahmen aus den Stadtzentren in die Vorstädte verlagern.

Zurück bleiben die Armen: Schwarze, die in heruntergekommenen Häusern wohnen müssen, die jetzt überhaupt keine Jobs mehr in ihrem Viertel finden, denen nun selbst die Versorgung mit simplen Konsumgütern und Lebensmitteln schwerfällt.

Damit löschen die Unruhen viele Fortschritte der Jahre zuvor aus.

Denn Präsident Lyndon B. Johnson hat zwischen 1964 und 1968 ein Bündel fast revolutionärer Sozialgesetze durch den eher reformunwilligen Kongress gekämpft. Unter dem Leitbild der „Great Society“, wie Johnson es nennt, hat der Präsident unter anderem zum ersten Mal in der US-Geschichte Krankenversicherungen für alte und arme Amerikaner

durchgesetzt, er hat Diskriminierungen von Frauen verboten – und in drei großen Initiativen die rechtliche Lage der Schwarzen verbessert:

- Der Voting Rights Act schützt erstmals jeden, der sich in ein Wählerverzeichnis eintragen will – ab 1966 nimmt in den Südstaaten die Zahl schwarzer Wähler endlich zu. Eine der wichtigsten Forderungen Kings ist damit erfüllt;

- und zwei Civil Rights Acts erklären die Segregation überall in der öffentlichen Sphäre für illegal. Sie fordern Gleichberechtigung bei Jobs. Sie verbieten Diskriminierungen bei der Wohnungssuche. Und sie ermöglichen es unter bestimmten Bedingungen, bei Benachteiligungen direkt Bundesgerichte anzurufen – also den langen Instanzenweg durch die Einzelstaaten zu umgehen.

Auch unterhalb der Regierungsebene sickert die Gleichberechtigung allmählich bis in die Gesellschaft durch: Selbst im besonders reaktionären Staat Mississippi werden 1968 erstmals Morde an einem Bürgerrechtsaktivisten gesühnt und vier Mitglieder des Ku Klux Klan als Täter verurteilt. Landesweit nimmt der Anteil der Armen unter der schwarzen Bevölkerung zwischen 1960 und 1968 von 55 auf 28 Prozent ab.

Und doch: Was sind alle diese Gesetze und Initiativen gegen die weiter bestehende Ungleichheit wert? Schwarze leben dreimal so häufig in Armut wie der Durchschnitt.

Nach den Unruhen von 1968, in denen so viele Städte brannten, bleiben sie in den verwüsteten Ghettos zurück. Selbst jene Afroamerikaner, die aufsteigen, sich bessere Wohngegenden leisten können, finden sich oft in etwas gepflegteren Schwarzenvierteln wieder – das Verbot der Diskriminierung bei der Wohnungssuche wird geschickt umgangen.

De facto ändert sich also sehr wenig. Viele Ghettos von 1968 sind auch

Jahrzehnte später noch verwahrloste, von Minderheiten bewohnte, von Armut und Gewalt gezeichnete Viertel, in denen nach wie vor Diskriminierungen – wie etwa die Freisprüche nach der Misshandlung des Schwarzen Rodney King in Los Angeles 1992 – zu Massengewalt führen und Polizisten nahezu regelmäßig Schwarze niederschießen.

So als hätte es Martin Luther King jr. und die von ihm angeführte Bürgerrechtsbewegung nie gegeben.

Und sein Mörder? Mehr als 3500 FBI-Agenten machen Jagd auf den Schützen, den angeblich kein observierender Beamter und kein Undercoveragent gesehen hat.

In der Nähe des Tatorts finden die Ermittler ein Bündel mit dem Remington-Gewehr und einem T-Shirt. In dem Kleidungsstück stellen Agenten die Marke einer Textilreinigung in Los Angeles sicher. Über diese Spur kommen sie an einen kalifornischen Falschnamen.

In Los Angeles erinnert sich ein Zeuge, dass der Mann eine Barkeeper-Schule besucht hat. Und dort werden regelmäßig Fotos der Absolventen angefertigt. Auf diese Weise haben die Fahnder nun ein Bild des Täters.

Das Gewehr wiederum führt sie zum Waffenladen nach Birmingham. Die darauf sichergestellten Fingerabdrücke stimmen mit denen eines geflohenen Sträflings überein: Es ist James Earl Ray.

Damit kennen die Agenten binnen weniger Tage die Identität des Mörders und die Falschnamen, die er benutzt. Sie haben ein ziemlich aktuelles Foto von ihm.

Auch den weißen Ford Mustang finden sie schnell – jenen Wagen, den Zeugen vom Tatort haben davonbrausen sehen.

Trotzdem bleibt Ray verschwunden. Kein Agent hat eine Spur. Schlimmer noch: Hohe FBI-Beamte verbreiten, während sie längst nach Ray fahnden, gegenüber Journalisten das Gerücht, Kings Mörder stamme aus der Familie einer seiner Mätressen. *The dirt*, noch immer.

Schließlich sind es britische Beamte, die dem FBI die Arbeit abnehmen.

Ray ist direkt nach dem Attentat geflohen und quer durch die USA bis nach Toronto gerast. In Kanada besorgte er sich falsche Papiere und flog schließlich nach Europa. Am 8. Juni 1968 wird er zufällig in Heathrow gestellt, ehe er eine Maschine nach Brüssel besteigen kann: Er hat beim Einchecken seinen gefälschten kanadischen Pass vorgelegt, doch der steht auf einer Warnliste der Regierung von Ottawa.

Später wird Ray an die USA ausgeliefert und muss sich vor einem Gericht in Tennessee schuldig bekennen, um durch ein Geständnis der drohenden Todesstrafe zu entgehen. Er wird zu 99 Jahren Haft verurteilt und stirbt im Jahr 1998 hinter Gittern.

Allerdings wird er nach seiner Verurteilung seine Aussage widerrufen und erklären, er sei gar nicht Kings Mörder. Vielmehr beschuldigt er einen mysteriösen „Raoul“, doch der wird nie identifiziert oder gar gefunden.

Im Laufe der Jahre stellen Journalisten, Anwälte sowie manche Familienmitglieder Kings die These auf, der Mord gehe auf eine Verschwörung zurück: auf ein Komplott der Mafia mit der US-Regierung – schließlich habe sich King im Jahr vor seinem Tod auch gegen den Vietnamkrieg ausgesprochen. Oder waren es rassistische Beamte beim FBI, der CIA, der US Army und dem Memphis Police Department, die sich zu dem Mord verabredeten? Oder hat vielleicht gar ein anderer schwarzer Prediger aus Eifersucht auf King gefeuert?

Vermutlich ist es, wie bei dem Mord an John F. Kennedy, einfach unmöglich, zu akzeptieren, dass eine nationale Lichtgestalt von einem armseligen Versager ausgelöscht werden kann.

Jesse Jackson, der in der Todessekunde auf dem Parkplatz des Motels stand, wird es später so sagen: „Ich werde niemals glauben, dass James Earl Ray das Motiv, das Geld und die Beweglichkeit hatte, um es alleine zu tun. Unsere Regierung war sehr involviert.“

Aber niemand hat bislang einen Beweis für ein Mordkomplott vorgelegt. ●

Cay Rademacher, Jg. 1965, gehörte zum Gründungsteam von GEOEPOCHE und lebt heute als Autor in der Provence.

LITERATURTIPPS

Peter J. Ling

»Martin Luther King, Jr.«

Souveräne Biografie des schillernden Bürgerrechtlers (Routledge).

Hampton Sides

»Hellhound on his Trail«

Rekonstruktion der Ereignisse um das Attentat und die Suche nach dem Mörder – spannend und detailliert (Anchor Books).

STURM AUF DIE SORBONNE

Nirgendwo kommen junge Rebellen 1968 einem erfolgreichen Umsturz näher als in Frankreich. Denn als die Polizei dort im Frühjahr mit Härte gegen Proteste an der Pariser Sorbonne vorgeht, solidarisieren sich Arbeiter mit den Studenten: Bald lähmt ein Generalstreik das ganze Land, werden die Forderungen nach einem Rücktritt der Regierung immer lauter. Beteiligte und Augenzeugen erinnern sich

Im Frühjahr 1968 beginnt es auch in Frankreich zu gären. Als Erstes rebellieren die Studenten von Nanterre, einem Vorort der französischen Hauptstadt. Aus Protest gegen den Vietnamkrieg attackieren Aktivisten am 20. März die Niederlassung einer US-Kreditkartenfirma. Sechs Demonstranten werden festgenommen. Zwei Tage später besetzen ihre Kommilitonen einen Teil der Universität Nanterre, um die Freilassung der Inhaftierten zu erreichen. Das Gebäude wird rasch geräumt, doch die Aktion ist die Geburtsstunde der „Bewegung des 22. März“. An ihrer Spitze steht der 22-jährige Daniel Cohn-Bendit, Sohn eines jüdisch-deutschen Anwalts. Als Nanterre am 2. Mai wegen weiterer Unruhen geschlossen wird, verlagern sich die Proteste an die Sorbonne in Paris. Am 3. Mai besetzen 400 Studenten die Universität. Die vom Rektor gerufene Polizei geht brutal gegen die jungen Leute vor. Mehr als 100 Personen werden verletzt. In den folgenden Tagen kommt es zu Straßenschlachten zwischen Studenten und Polizisten. Barrikaden werden errichtet, die Vorlesungen eingestellt.

Menschenmassen, Verkehrsstau. Überall Konfusion. Ich sehe, wie ein offenkundig unschuldiger Passant von einem Polizisten aufs Ohr geschlagen wird. Die ganze Nacht: Schreie, Rufe, Parolen, Polizeiautos, Krankenwagen; Autos, die meine Einbahnstraße hoch und runter fahren.

Mavis Gallant, kanadische Schriftstellerin, 3. Mai

Wir werden alle festgenommen. Auf dem Polizeikommissariat pflanzt sich ein Bulle vor mir auf und sagt: „Das wirst du bezahlen, mein Kleiner. Schade, dass du nicht mit deiner Sippschaft in Auschwitz verreckt bist, dann bräuchten wir es heute nicht zu tun.“ Im Morgengrauen lassen sie mich wortlos frei.

Daniel Cohn-Bendit, 3. Mai

Wir erklären uns mit den Studenten solidarisch. Wenn Blut fließen sollte, werden wir Hochschullehrer auf Seiten der Studenten stehen.

Alain Geismar, Dozent

Am 6. Mai ordnete die Regierung die Schließung aller Fakultäten an und setzte 50 000 Studenten auf die Straße. Junge Leute forderten die Freilassung ihrer Kameraden. Sehr schnell wurden Griffe von Spitzhacken, Schaufeln oder Besen gefunden, die als Schlagstöcke gegen die Polizeikräfte dienen konnten. Im Quartier Latin wurden einige Barrikaden errichtet, was zum Zusammenstoß mit den 20 000 Polizisten führte; es gab 945 Verletzte, 422 Personen wurden verhaftet.

Régine Deforges, Schriftstellerin

Mein Vorsatz lautet: JA zum Dialog, NEIN zur Gewalt.

Alain Peyrefitte, Bildungsminister, 7. Mai

Den Dialog, den Monsieur Peyrefitte meint, kann es zwischen Schlägern und Geschlagenen nicht geben. Dazu sind

wir nur unter drei Bedingungen bereit: Abzug der Polizei aus der Sorbonne, Straferlass für unsere Kommilitonen und Wiederaufnahme der Vorlesungen. Solange diese Bedingungen nicht erfüllt werden, setzen wir den Vorlesungsstreik und die Demonstrationen fort.

Jacques Sauvageot, Studentenführer, 7. Mai

Zunächst wurde ein junger Arzt über den Boden geschleift und zum Polizeiwagen geprügelt. Er war „bürgerlich“ gekleidet, weißes Hemd und Krawatte, und hatte seine Krankenpapiere unter dem Arm. Als er protestierte, schlug ihm ein Polizeiinspektor die Faust ins Gesicht und trat ihn mit den Füßen.

Arzt, 7. Mai

An der Kreuzung ein Menschaufmarsch: Die [Bereitschaftspolizei] CRS verfolgt Leute mit einer Gewalt, die ich mir nie hätte vorstellen können. Polizisten lassen von einem Auto nicht mehr ab, in dem Eltern sich mit ihren Kindern eingeschlossen haben. Sie schlagen wie wütende Hunde auf den Wagen ein. Für mich ist es der totale Schock. Seit diesem Tag gehe ich, die nie für etwas gekämpft hat, auf jede Demonstration. Auf jede.

Christine Delphi, wissenschaftliche Hilfskraft, Soziologin

Um Mitternacht die Nachrichten. Jemand hat ein Auto mit einem Radio auf



dem Dach am Rand der Menschenmenge geparkt. Als der Ansager beschreibt, dass noch rund 15 000 von den 30 000 Demonstranten übrig geblieben sind, die zuvor auf den Champs-Élysées waren, geht ein kleines zufriedenes Kräuseln durch die Masse. Etwas, das mit getauschten Blicken zu tun hat. Aber dann sagt der Sprecher: „Die Polizei hofft einfach, dass sie irgendwann müde sein werden und nach Hause gehen.“ Eine neue Parole wird gerufen, ziemlich beleidigt: „Wir sind nicht müde!“

Mavis Gallant, 7. Mai

Wäre ich die Regierung, würde ich jeden Zehnten nehmen und ihn erschießen.

Christine Delphis Vater zu seiner Tochter, 8. Mai

Wenn ich vor meinem Sohn stehe, muss ich schweigen oder lügen, weil ich nicht immer Antworten auf seine Fragen finde.

Edgard Pisani, ehemaliger Minister unter de Gaulle, 8. Mai

Initiator des Protestes:
Der deutschstämmige Student
Daniel Cohn-Bendit (am
Mikrofon) ruft zur Besetzung
der Pariser Hörsäle auf

Anarchismus, Castrismus, Maoismus, alles wird da zusammengemischt; aber was obenauf schwimmt, ist Nihilismus.

Alain Peyrefitte, 9. Mai

In der Nacht wurden 60 Barrikaden errichtet. Die ganze Nacht versuchte die CRS, sie zu räumen. Sie wurde mit Steinen und sogar Molotow-Cocktails empfangen und verteidigte sich mit Tränengas und Schlagstöcken. Autos wurden in Brand gesetzt, Bäume mit Kettensägen gefällt. Am nächsten Morgen glich die Gegend einem Trümmerfeld.

Régine Deforges, 10. Mai

In der Rue Gay-Lussac standen zehn Barrikaden hintereinander. Militärisch gesehen hatte das überhaupt keinen Sinn, aber alle hatten Lust, Barrikaden zu bauen. Alle Leute hingen aus den Fenstern,

und aus den Geschäften wurde uns Verpflegung gereicht. Es war ein großes Fest, und es herrschte totale Ausgelassenheit.

Daniel Cohn-Bendit, 10. Mai

Es war der Beginn einer kurzweiligen Zeit. Man lebte in der prachtvollen Intensität des Augenblicks.

Paquerette Villeneuve, kanadische Journalistin

Wer einen solchen Polizeieinsatz gesehen hat, vergisst ihn nicht. Sie greifen im Laufschrift an und wirken unbesiegbar.

Mavis Gallant

Am Boden waren lange Benzinpfützen ausgegossen, die angezündet wurden, sobald die Ordnungskräfte sie erreichten. Schwere Gegenstände wurden aus den Fenstern geworfen. Demonstranten zündeten Autos an und schmierten sie, im Flammenmeer, mit Pech ein, um uns den Zugang zur Straße zu versperren.

M. Soreau, Polizeiführer, 11. Mai

Gegen 3.00 Uhr morgens waren die jungen Leute zwischen Barrikaden eingeschlossen. Sie flohen in die umstehenden Häuser, klopfen an meine Tür und riefen: „Öffnen Sie bitte, wir sind verwundet, öffnen Sie!“ Wir haben etwa 30 hereingelassen. Sie haben bei uns die Ereignisse am Radio verfolgt. Gegen 5.00 Uhr morgens hämmerte jemand sehr heftig an die Tür mit den Worten: „Öffnen Sie, Polizei. Sie verstecken bei sich Demonstranten.“ Ein Polizist in Zivil trat ein, den Revolver im Anschlag, und trieb die Studenten hinaus, die auf den Treppen von den CRS-Polizisten in Empfang genommen und erbarmungslos geschlagen wurden.

Hausbewohner, 11. Mai

Die Polizisten prügeln die Leute auf allen Etagen der Häuser, in die sie sich geflüchtet hatten. Sie verhafteten die Leute mit vorgehaltenem Revolver und sagten: „Bei der geringsten Bewegung knallen wir euch ab wie Hunde.“

Hausbewohner, 11. Mai

Die Härte der Polizei führte zur Entstehung eines seltsamen Phänomens: Für die Studenten, die geschlagen worden waren, empfand man Muttergefühle. In einem Rausch von Zärtlichkeit verzicht man die angezündeten Autos. Was die tapferen Kleinen anging, die Kopfsteinpflaster an die Köpfe der fiesen Polizisten geworfen hatte: Man war stolz auf sie.

Paquerette Villeneuve

Mir war klar, dass ich mich nicht erweisen lassen durfte. Ich hätte wohl ziemliche Dresche bekommen.

Daniel Cohn-Bendit

Die Rue Royer-Collard scheint bombardiert worden zu sein: ausgebrannte Autos, in einem gräulichen Schwarz. Kleine Autos, die leicht angehoben und umgestellt werden können. Nicht die Autos der Reichen. Es heißt, dass die Besitzer der Autos nicht protestiert haben, weil

Für den 13. Mai rufen Gewerkschaften zum Protest gegen den Staat auf. In den folgenden Tagen legen acht Millionen Franzosen die Arbeit nieder

sie von ihren Fenstern aus sehen konnten, wie die Polizei angegriffen hat.

Mavis Gallant, 11. Mai

In Saint-Germain-des-Prés hatte ein alter Sonntagsmaler seine Staffelei so platziert, dass er eine lange perspektivische Flucht auf den Boulevard hatte. Ich näherte mich, um mir den Schinken anzusehen: im Vordergrund ein Jugendlicher, der mit einem Pflasterstein droht, während eine Reihe schwarzer CRS-Männer auf ihn zumarschiert. Alles wunderbar ausgearbeitet. Mal was anderes für die Touristen als immer nur Sacré-Cœur.

Paquerette Villeneuve

Die Professoren mussten vor einer Absperrung Schlange stehen und einen Zettel vorweisen, um in die Sorbonne zu kommen, der bewies, dass sie tatsächlich Professoren sind. Im Innern begann eine Sitzung, die an Turbulenzen, Leidenschaft und Empörung alles übertraf, was sich seit 500 Jahren unter den Würdenträgern der Sorbonne abgespielt hat.



Unzählige Fakultäten und Universitäten haben ihre Autonomie proklamiert und sind von Studenten und Professoren besetzt. Man schläft dort, isst, feiert, diskutiert. Studentenrestaurants, Schwimmbäder, Auditorien sind Arbeitern geöffnet. Es gibt Optimisten, die glauben, dass die Arbeiter ihre Fabriken besetzen werden.

Elisabeth Lenk, Studentin, 11. Mai

Ausgebrannte Autos entlang der Bürgersteige, ihre Gerippe dreckig grau unter der fehlenden Farbe. Die Pflastersteine sind von der Straßenmitte beseitigt worden und liegen aufgehäuft an beiden Seiten. Ein vager Geruch von Tränengas in der Luft. An einer Kreuzung eine Baustelle. Von hier kam das Material für ein Dutzend Barrikaden: Bohlen, Schubkarren, Kabeltrommeln, Stahlträger, Steinblöcke – auch ein Presslufthammer. Die Studenten konnten ihn nicht benutzen, bis ein zufällig vorbeikommender Bauarbeiter es ihnen erklärte: vermutlich der erste Arbeiter, der aktiv die Studentenrevolte unterstützte.

Chris Pallis, Arzt

Die CGT protestiert gegen das Vorgehen der Regierung. Will die Regierung eine Verschärfung der Lage verhindern, muss sie die Kräfte der Polizeirepression zurückziehen, die verurteilten Demonstranten amnestieren und alle Vorkerkungen treffen, um die legitimen Forderungen der Studenten und der Universitätskreise in Erwägung zu ziehen, die Forderungen, die in zahlreichen Punkten mit denen der Arbeiter übereinstimmen.

Georges Séguy, Chef des Gewerkschaftsbundes CGT, 11. Mai

Ich habe beim Radio angerufen und gesagt, dass nach allem, was vorgefallen ist, die Gewerkschaften den Generalstreik ausrufen müssten.

Daniel Cohn-Bendit

In Geschäften begannen manche Artikel zu fehlen. Benzin wurde knapp.

Régine Deforges, 12. Mai



Etliche Aktionskomitees treiben den Aufstand voran: Manche fordern höhere Löhne, andere den Sturz der Staatsmacht (Demonstration in Paris)

Gewerkschaftsorganisationen haben für den 13. Mai 1968 einen 24-stündigen Generalstreik proklamiert und rufen die ganze Bevölkerung dazu auf, zu demonstrieren: gegen Polizeirepression, für die Amnestie verurteilter Demonstranten, für das Ende der Verfolgung durch die Justiz, die Behörden und die Hochschule, für gewerkschaftliche und politische Unabhängigkeit und für das Ziel der gemeinsamen Bestrebungen.

mehrere Gewerkschaften

Die Straßen sind überfüllt. Die Reaktion auf den Aufruf zum eintägigen Generalstreik hat die kühnsten Hoffnungen der Gewerkschaften noch übertroffen. Trotz der kurzfristigen Ankündigung ist Paris lahmgelegt. Als der Hauptblock der Studenten den Pont Saint-Michel überquert, stoppt der Zug, um schweigend der Verwundeten zu gedenken. Für einen Augenblick sind alle Gedanken bei denen, die im Krankenhaus liegen, deren Augenlicht durch zu viel Tränengas gefährdet ist oder deren Schädel oder Rippen von Polizeiknüppeln Brüche davongetragen haben. Man fühlt, welche Rechnungen noch zu begleichen sind.

Chris Pallis, 13. Mai

Am 14. Mai flog Charles de Gaulle, als wäre nichts gewesen, nach Rumänien, von wo aus er, um seine herablassende Gleichgültigkeit den Ereignissen gegenüber zu unterstreichen, erst am 18. zurückkam. Diese Regierung war zweifelnd frei stolz, selbstsicher und herrschsüchtig. Sie war davon überzeugt, eine gute In-

dustriepolitik, eine gute Wissenschaftspolitik und eine gute internationale Politik gemacht zu haben – worüber man sich einigen konnte. Aber sie hatte es versäumt, den sozialen Fortschritt in ihr Programm aufzunehmen. An der Regierungsspitze kümmerte sich niemand um die Verzweiflung einer aufstrebenden Generation, die sich

durch Formen und Regeln eines vergangenen Jahrhunderts eingeeignet fühlte.

Alain Geismar

Nach dem Aufruf der Gewerkschaftsorganisationen legen immer mehr Franzosen die Arbeit nieder. Am 15. Mai verweigert die Belegschaft des Renault-Werks in Cléon den Dienst. Einen Tag später schließen sich ihnen Kollegen in Flins, Sandouville, Le Mans und Billancourt an. Am 17. Mai streiken bereits mehr als 200000 Arbeiter; der öffentliche Nahverkehr kommt zum Erliegen. 20. Mai: Der Streik erfasst das ganze Land und alle Berufsgruppen, vier Millionen beteiligen sich daran. 22. Mai: acht Millionen Streikende. Das Benzin wird knapp. Frankreich ist gelähmt.

Arbeiter haben fast überall in Frankreich die Fabriken besetzt. Viele erklären den Direktor zum Gefangenen. Einige Fabriken sind für Bürger geöffnet, man diskutiert, organisiert Essen, Übernachtungen und sogar Feste. Heute Nacht haben sich die Eisenbahner der Bewegung angeschlossen, zahlreiche Bahnhöfe sind besetzt. Züge bleiben irgendwo stehen.

Elisabeth Lenk

Wir platzen [im Theater Odéon] mitten in die Vorstellung des Ensembles eines sympathischen amerikanischen Choreografen. Der arme Mann fällt aus allen Wolken: „Jesus Christ! Why me?“ Ich klettere auf das Dach, um zwei Flaggen, eine schwarze und eine rote, zu hissen sowie ein großes Banner „Das Odéon ist geöffnet“ zu befestigen.

Jean-Jacques Lebel, Dichter, 15. Mai

Das Theater ist vollständig besetzt. Die Garderoben sind in Schlafsäle und Küchen verwandelt, an den Wänden In-

schriften, der große Samtvorhang beschmutzt.

*Jean-Louis Barrault,
Direktor des Odéon, 16. Mai*

Das Odéon hört auf, ein Theater zu sein. Es wird: ein Ort der Begegnung unter Arbeitern, eine schöpferische revolutionäre Zentrale, eine Stätte der beständigen Aussprache.

Daniel Cohn-Bendit, 16. Mai

Das Komischste – angesichts jener schrecklichen Nacht Tragikomische – ist, dass es selbst Polizisten gibt, die vom Taumel der Anarchie erfasst sind. Jedenfalls hat der Vorsitzende der Vereinigten Polizeigewerkschaft nun schon zum dritten Mal gewarnt, er könne nur noch mit Mühe seine Truppe von einem Streik zurückhalten. Auf dem Boulevard de la Gare habe ich einen Polizeiwagen gesehen, in dem Polizisten und Arbeiter mit großen Mengen Alkohol fraternisierten.

Elisabeth Lenk, 17. Mai

Es verändert sich auch etwas zwischen Männern und Frauen. Während der Besetzung der Fabrik schläft ein sehr schönes junges Mädchen mit vielen Jungs. Die Leute schätzen das zwar nicht, sind aber dennoch von der Stimmung rund um die sexuelle Befreiung begeistert. Es herrscht eh ein Klima der Toleranz.

Leslie Kaplan, maoistische Aktivistin

Man wechselt die politischen Meinungen, wie man seine Freundin wechselt. Eine außergewöhnliche Zeit. Paris ist voll von Studentinnen, die sich danach sehnen, mit uns das Leben und die Revolution zu entdecken.

*Guy Konopnicki, Führer des
Kommunistischen Studentenverbandes*

Wir verlangen erstens, dass die Studenten über die Prüfungsverfahren diskutieren. Zweitens, dass die Prüfungen inhaltlich geändert werden: keine schriftliche Arbeiten mehr, sondern eher Diskussionen in Gruppen. Und drittens, dass die Studenten über die Einzelzensuren und die Abschlussnote mitentscheiden.

Jacques Sauvageot, 17. Mai



Nach der gewaltsamen
Räumung der Sorbonne ziehen
Studenten in das umlie-
gende Viertel und errichten
dort Barrikaden

Der physischen Besetzung der Sorbonne folgte eine intellektuelle Explosion von vorher nicht gekannter Kraft. Alles stand plötzlich zur Diskussion, wurde hinterfragt und gefordert. Bei Tag und Nacht war jeder Hörsaal überfüllt, Schauplatz ständiger leidenschaftlicher Diskussion über wirklich jedes Thema, das je das menschliche Dasein beschäftigt hat. Kein Redner hat jemals eine Zuhörerschaft so erfreut, keinem wurde jemals mit solch gespannter Aufmerksamkeit zugehört.

Augenzeuge

Ich habe jetzt in drei Tagen zehn verschiedene Definitionen von Sozialismus von euch gehört. Ich weiß nicht, wovon ihr redet, und ihr könnt mich mal mit eurem Marcuse, weil ich ihn nämlich nicht zur Arbeit mitnehmen kann, wenn ich den Streik fortsetzen will, und die anderen wollen nicht, und die Polizei kommt. Ich weiß, dass ich nicht mein Leben für Autos leben will, die jedes Mal ein bisschen größer werden. Aber ich weiß noch immer nicht konkret, was ihr an die Stelle dessen setzen wollt, wofür es sich für mich weiterzukämpfen lohnt.

ein Arbeiter zu Studenten

Am 18. legten zwei Millionen Streikende das Land lahm. De Gaulle kehrte 24 Stunden früher zurück und erklärte am nächsten Tag: „Reform ja, Chaos nein.“ Man kann sich gut vorstellen, dass dieser Slogan die Demonstranten nicht besänftigte, sondern den Streik anfachte. Der Franc brach ein, das Kapital verschwand in die Schweiz.

Régine Deforges

Ich hatte zugesagt, in Berlin zu reden. Warum nach Berlin in dieser Situation? Das ist eben der Höhenrausch. Die Vorstellung, als „Führer“ nach Berlin zurückzukehren und in der Uni zu sprechen, faszinierte mich stark. Es war etwas Eitelkeit dabei, aber auch ein Fluchtmotiv, denn ich wusste nicht mehr, wie ich weitermachen sollte, ich

hatte Schwierigkeiten, die Ereignisse der letzten Tage so schnell zu verarbeiten: Ich war zum Motor der Bewegung geworden, die schließlich zum Generalstreik geführt hatte.

Daniel Cohn-Bendit

Erschießt Cohn-Bendit!

Flugblatt einer ultrarechten Gruppe

Paris stöhnte unter Müllbergen, die Post wurde nicht mehr zugestellt, der Verkehr war lahmgelegt, die Treibstoffpumpen standen still, Streikposten wurden vor den Schulen postiert, um Lehrer daran zu hindern, ihren Unterricht abzuhalten. Daniel Cohn-Bendit ist die Aufenthalts-erlaubnis in Frankreich entzogen worden.

Régine Deforges

Schluss mit Tausenden roter Fahnen auf öffentlichen Monumenten, bei Aufmärschen, bei Kundgebungen, in den Theatern. Schluss mit der „Internationale“, die mit erhobenen Fäusten von Kundgebungsteilnehmern gesungen wird. Schluss mit dem Schänden, Zerreißen, Verbrennen der Trikolore!

Nationalistisches Flugblatt

Um das Gefühl zu haben, am allgemeinen Rausch teilzunehmen, stehen die Hausfrauen in den Geschäften Schlange. Sie kaufen Dosen, Nudeln, Zucker und Öl auf. Lebensmittelbestände sind ausreichend vorhanden, aber die Ereignisse in den letzten Tagen haben dazu geführt, dass anständige Menschen nicht wissen, was sie zu erwarten haben.

Paquerette Villeneuve

Es geht den Arbeitern um mehr Lohn, nicht um die Revolution.

Georges Ségué

[Innenminister] Christian Fouchet und ich gehen zum Élysée-Palast. General [de Gaulle] begrüßt uns mit Zurückhaltung. Er ist nicht gut gelaunt. Und sagt: „Was gerade geschieht, dauert schon lang genug. Es muss aufhören. Ich habe meine Entscheidung getroffen. Wir räumen heute das Odéon und morgen die Sorbonne.“ Fouchet versucht, dazwischenzugehen: „Mon Général, wenn wir die Sorbonne besetzen, würden die allgemeinen Unruhen nur von vorne beginnen. Das können wir uns nicht erlauben.“

*Maurice Grimaud,
Polizeipräsident, 18. Mai*

Am 24. Mai hält Staatspräsident de Gaulle eine Fernsehansprache an sein Volk.

„Französinen, Franzosen, im Juni werden Sie durch ein Referendum entscheiden. Im Fall, dass Ihre Antwort ‚nein‘ sein wird, versteht es sich von selbst, dass ich mein Amt nicht mehr länger erfüllen werde. Wenn Sie mir aber durch ein gewaltiges ‚Ja‘ Ihr Vertrauen aussprechen, dann werde ich überall, wo es nötig ist,

die engen Strukturen ändern und den Weg zu einer Auffrischung Frankreichs bahnen. Es lebe die Republik, es lebe Frankreich!“

Staatspräsident Charles de Gaulle

Nach de Gaulles Fernsehansprache erlebt Paris eine weitere Nacht der Barrikaden. Die Demonstranten stürmen die Börse und setzen sie in Brand. Auch im Rest des Landes, in Bordeaux, Straßburg, Nantes, Lyon und Toulouse flammen Kämpfe auf. Um die Massen zu besänftigen und einen Keil zwischen Studenten und Arbeiter zu treiben, verhandeln Regierung und Unternehmer am 25. Mai mit den Gewerkschaften im Sozialministerium. Das Ergebnis: Der Mindestlohn wird von 2,22 Francs auf drei Francs erhöht, die Löhne in der Privatindustrie sollen zum 1. Juni um sieben Prozent angehoben werden. Zudem sollen die Werktätigen künftig weniger arbeiten und niedrigere Krankenversicherungsbeiträge zahlen. Trotzdem lehnt die Basis die Übereinkunft ab, der Generalstreik geht weiter.

Die Regierung setzt die Bereitschaftspolizei CRS gegen Barrikadenkämpfer ein. Ihr brutales Vorgehen weckt in der Bevölkerung Sympathie für die Studenten

Der CRS-Polizist begann sofort, mich mit Faustschlägen und Fußtritten zu traktieren. Daraufhin kamen andere Polizisten herbeigelaufen und begannen, mich auf den Kopf, dann überall hin zu schlagen. Bei dem Versuch, ihnen zu entkommen, fiel ich zwei anderen CRS-Polizisten in die Hände, die sofort von ihren Gummiknüppeln Gebrauch machten. Ich fiel zu Boden. Halb betäubt, gelang es mir, noch etwa 50 Meter zu Fuß zurückzulegen, wo mich eine Ambulanz des Roten Kreuzes in Empfang nahm.

16-jähriger Schüler, 24. Mai

Wir überqueren den Platz in Richtung Brücke, wo die CRS stehen. Wir stellen uns neben sie. Ich halte meinen Presseausweis in den Händen. Ein Stein, der von einem Demonstranten geworfen wurde, pfeift an meinem Ohr vorbei: Ich habe ihn nicht kommen sehen. Die Polizisten können jederzeit Geschosse an den Kopf bekommen. Unter den CRS gibt ein Offizier Befehle. In angemessenem Tonfall, wohlüberlegt und mit klarem Ziel. Ich schaue mir heimlich die





Wochenlang herrschen in Paris
bürgerkriegsähnliche Zustände.
Auch in anderen Städten kommt es
zu Straßenschlachten zwischen
Polizei und Studenten

Polizisten an: Insgesamt sehen sie so aus, als seien sie Profis. Ihre Reaktionen wirken eingeübt und nicht feindselig. Nur ein älterer Polizist scheint stark gereizt zu sein. Ihm sollte man lieber nicht in die Hände fallen.

Paquerette Villeneuve, 24. Mai

Ein CRS-Polizist ruft mir zu: „Lockenköpfchen, komm hier her, lass dich scheren!“ Anschließend Schläge mit dem Gummiknüppel. Ein Offizier schreitet ein, aber dem Mädchen vor mir sind bereits die Haare abgeschnitten. Danach werde ich in eine 2,50 mal 6 Meter große Zelle geführt. Innerhalb von fünf Stunden werden über 80 Personen in diesem Raum zusammengepfercht. Wir müssen alle stehen, weil sonst der Platz nicht reicht. Durch das Gitter kann ich auf den Hof blicken. Dort steht ein halb nackter junger Mann mit von den Gummiknüppelschlägen aufgerissenen Beinen, der stark blutet, sich immer wieder an den Unterleib greift und uriniert.

*Krankenschwester, in einem
Rotkreuzwagen verhaftet, 24. Mai*

Um 4.00 Uhr morgens sah ich, wie auf der Rue Danton ein etwa 16-jähriger Demonstrant von zwei Seiten von der Polizei in die Zange genommen wurde. Er wurde unter meinen Augen mit unglaublicher Brutalität zusammengeschlagen. Er blutete stark aus dem Gesicht. Ich stieg aus meinem Wagen, um den Verletzten zu bergen. Ein Polizist bedrohte mich daraufhin mit einem Pflasterstein und sagte: „Das geht dich nichts an, schere dich weg“. Die Polizisten fügten hinzu: „Dieser da gehört uns, den könnt ihr nicht haben.“

Rotkreuzhelfer, 25. Mai

Die Wohnung, in die wir flohen, war unbewohnt und ohne Möbel. Ein junges Paar mit schwangerer Frau floh ins Badezimmer; fast im gleichen Augenblick traten die CRS-Polizisten die Tür der Wohnung ein und stürzten sich auf das junge Paar. Ich hatte mich im Nebenzim-

mer versteckt, dem einzigen Zimmer, in das die Polizei wie durch ein Wunder nicht kam. Ich hörte die Schreie dieser Frau, die immer wieder rief „Ich bin schwanger“ und auf die die Polizei besonders brutal einschlug, währenddessen sie riefen „Du Schlampe, du wirst schon sehen, ob du schwanger bist“. Sie schlugen auf ihren Mann ein, bis sie nicht mehr konnten, auch auf einen Studenten, der im gleichen Zimmer war, und nahmen beide mit. Die Schwangere ließen sie halb tot in der Eingangstür zurück; ihr Kopf war ganz angeschwollen, und sie bot einen erbärmlichen Anblick. Erst um 5.00 Uhr morgens konnten wir nach ärztlicher Hilfe rufen. Die junge Frau begann sich zu winden, und die Krankenschwester, die sie untersuchte, sagte, sie drohe ihr Kind zu verlieren. Sie wurde sofort ins Krankenhaus gebracht. Seither hab ich nichts mehr gehört.

Zeugin, 25. Mai

Seit dem 3. Mai gibt es in Frankreich keinen Staat mehr. Alle Franzosen wissen, dass die derzeitige Regierung nicht

in der Lage ist, die selbst verursachte Krise zu lösen, und dass sie nur noch mit weiterem Chaos drohen kann, um zu versuchen, noch einige weitere Wochen an der Macht zu bleiben. Aber unser Land hat nicht die Wahl zwischen Anarchie und dem Mann, über den ich heute nichts sagen werde, außer dass er keine Geschichte mehr schreiben wird. Es geht darum, die sozialistische Demokratie zu gründen und der Jugend eine herausragende Perspektive zu eröffnen: das neue Bündnis des Sozialismus und der Freiheit. Wer wird die provisorische Regierung bilden? Wenn nötig, werde ich diese Verantwortung übernehmen, aber es gibt andere, die auch einen Anspruch darauf haben können. Und wer wird der Präsident der Republik sein? Ich kündige an, dass ich als Kandidat antrete.

François Mitterrand, Politiker der Sozialisten, 28. Mai

Am 28. Mai kehrte ich nach Frankreich zurück. Ich war so gut getarnt, dass mich niemand erkannte: schwarze Haare, Brille mit Rauchgläsern. Wieder in Paris, verhielt ich mich sehr zögernd. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Wir kamen dann auf den Gedanken, meine Rückkehr in der Sorbonne anzukündigen.

Daniel Cohn-Bendit

Im Kostüm-Fundus [des Odéon] ist eingebrochen worden. Die Leute sind durch eingeschlagene Dachfenster eingestiegen und haben eine wahre Verwüstung angerichtet – purer Vandalismus. 20 Jahre Arbeit beschmutzt, zerfetzt, vernichtet.

Jean-Louis Barrault, 28. Mai

Ich trete vor, und 30 Sekunden lang gibt es keine Reaktion. Ich nehme meine Brille ab, und ein Freudentaumel bricht los. Fünf Minuten lang brüllt und applaudiert der Saal: „Wir haben eine Wette gewonnen!“, „Wir scheißen auf die Grenzen!“ Der Rundfunk unterbrach seine Sendungen, um die Nachricht zu melden, und innerhalb einer Stunde war der Hof der Sorbonne voll.

Daniel Cohn-Bendit

Als die Staatskrise am 29. Mai ihren Höhepunkt erreicht, verschwindet Präsident Charles de Gaulle plötzlich. Um 11.30 Uhr lässt er sich heimlich mit dem Hubschrauber nach Baden-Baden zum Hauptquartier der französischen Truppen in Deutschland bringen, um sich dem Schutz des dortigen Oberkommandierenden, General Jacques Massu, zu unterstellen.

Extreme Ratlosigkeit. Offensichtlich weiß niemand mehr genau, woran er ist und was geschehen wird. Man hat das Gefühl, an der Schwelle zu völlig unvorhersehbaren Ereignissen zu stehen, und ich glaube, dass viele Politiker bis hin zur Regierung denken, dass sich der General zurückgezogen hat. Einige wünschen es und haben es in letzter Zeit kaum verborgen.

Maurice Grimaud, 29. Mai

„Alles ist verloren. Die Kommunisten haben das Land lahmgelegt. Ich habe keine Macht mehr. Und da ich mich und die Meinen in Frankreich bedroht sehe, suche ich bei ihnen Schutz, um entscheiden zu können, was zu tun ist.“

Charles de Gaulle in Baden-Baden zu General Massu, 29. Mai

Vor mir steht ein müder, angeschlagener Mann. Er sieht schwarz. Ich höre seinem pessimistischen Selbstgespräch eine Weile lang zu.

Jacques Massu

„Sie wollen mich nicht mehr.“

De Gaulle zu Massu

Polizisten bedrängen einen Studenten. Viele Anwohner gewähren Demonstranten Unterschlupf, obwohl auch die zum Teil gewalttätig sind



Ich nehme all meinen Mut zusammen und sage: „Für sich und das Land: So können Sie nicht aufgeben. Sie werden sich mit Ihrem Abgang in Verruf bringen und Ihr Bild trüben. Sie werden das Chaos vorantreiben, dem Sie Grenzen setzen müssten. Sie müssen bis zum Ende kämpfen. Wenn Sie die Macht abgeben, dann nach einer Volksbefragung. Machen Sie weiter, machen Sie weiter! Die Front ist in Frankreich und, für Sie, in Paris.“

Jacques Massu

„Ich gehe zurück!“

De Gaulle zu Massu

Plötzlich eilt mein Mann in das Esszimmer und sagt zu Madame de Gaulle: „Der General wünscht Sie zu sprechen.“ Sie steht auf, und mein Mann führt sie in sein Büro. Hinter seinem Rücken macht er mir ein Zeichen großer Erleichterung. Ein unausgesprochenes aber offensichtliches „Puh“.

Suzanne Massu

Ich parke mein Auto. Eine Stimme sagt im Radio: „In wenigen Augenblicken spricht der Präsident der Republik.“ Auf der Straße bleiben Leute mit Transistorradios stehen. Dann kommt die Stimme, die gleiche wie immer, jetzt ein wenig verkniffen, böse.

Cees Nooteboom, niederländischer Journalist, 30. Mai

„Französinen, Franzosen, meine Entschlüsse sind gefasst. Ich werde nicht abtreten. Mit heutiger Wirkung löse ich die Nationalversammlung auf. Ich stelle fest, dass die derzeitige Lage die Abhaltung des Referendums verhindert. Daher verschiebe ich es. Die Parlamentswahlen hingegen werden innerhalb der von der Verfassung vorgeschriebenen Frist stattfinden. Die Republik dankt nicht ab. Das Volk fasst wieder Tritt. Fortschritt, Unabhängigkeit und Friede werden mit der Freiheit obsiegen. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich!“

Charles de Gaulle

Place de l'Étoile gewesen sein. Diese Zahl ist deutlich höher als die der sehr großen Demonstration des 13. Mai.

Maurice Grimaud, 30. Mai

In wenigen Minuten ist alles gesagt. Kein Rücktritt. Der Mann, der gebückt neben meinem Autofenster mitgehört hat, schnellst hoch und schreit laut: „Dieser Schuft!“ Alle Frustrationsgefühle, alle Möglichkeiten feindseliger Resignation und Rebellion sind in diesem Schrei enthalten, der durch die Straßen hallt.

Cees Nooteboom

Die Rede von de Gaulle am 30. Mai und die Demonstration [der De-Gaulle-Anhänger], die an diesem Abend auf den Champs-Élysées stattfand, zeigte, dass die Regierung in die Offensive ging. Zum ersten Mal kam die schweigende Mehrheit zum Einsatz: all diejenigen, die die Bewegung nicht unterstützten, die darin nur den Umsturz der alten Ordnung sahen, die Hand Moskaus. Von da an habe ich einen Bürgerkrieg nicht mehr ausgeschlossen.

Alain Geismar

Es müssen an diesem Tag zwischen drei- und vierhunderttausend Personen zwischen der Place de la Concorde und der

Alles hängt jetzt von den Arbeitern ab. Die Sonne scheint, Polizei ist nicht zu sehen, die Bäume sind grün, die Straßencafés voll, jeder Gedanke an Krieg oder Gewalt ist absurd. Heute morgen sah ich jedoch, wie Steine auf das Dach des Odéon gehievt wurden. Eines ist sicher: Wenn nicht mehr passiert als ein paar Universitätsreformen und ein paar materielle Verbesserungen für die Arbeiter, wenn die Strukturen dieser in ihrem eigenen schmutzigen Badewasser dümpelnden Gesellschaft sich nicht wirklich verändern, bleibt eine ganze Generation mit dem größten moralischen Kater sitzen, den es in unserem Jahrhundert für eine überlebende Generation gegeben hat. Alle warten: die Regierung, die Arbeiter, die Studenten, die gaullisti-

In dieser Straße verbarrikadieren sich 3000 Demonstranten, werfen Autos um, zünden sie an. Am Tag danach zeigt sich das Ausmaß der Verwüstung

schen Nationalisten, die gestern auf den Champs-Élysées ihre ganze Macht und Herrlichkeit demonstriert haben.

Cees Nooteboom, 31. Mai

Wie am 27. Mai versprochen, wird der gesetzliche Mindestlohn auf drei Francs pro Stunde erhöht. Die Tankstellen verkaufen nun wieder Benzin.

Am nächsten Tag befreiten wir die großen Treibstoffdepots in den Vororten. Die Versorgung der Zapfsäulen zum Pfingstwochenende führte zu einem großen Aufbruch der Pariser, die nun endlich wieder ihre Tanks füllen konnten und dem Albtraum entfliehen wollten.

Maurice Grimaud, 31. Mai

Angst, Benzin und Sonne heißen die drei Akteure, die in den letzten Tagen blitzschnell auf die Bühne gesprungen sind. Angst, dieses wunderbare Gefühl, das de Gaulle stets in seinem Tresor hat: Angst vor den Kommunisten, überlieferte Angst vor einer Volksfront. Angst, die nur kurz durch die Straßen zu paradiere



braucht, um so manchem Mittelständler dieses kalte Gefühl im Mark zu verschaffen, das ihn, wenn es irgend geht und die Lage sich wieder beruhigt zu haben scheint, seine zusammengefaltete Trikolore aus dem Schrank reißen und mit seinem nun wieder vollen Tank auf die Champs-Élysées fahren lässt, um dem Retter des Vaterlands laut hupend Ehre und Dank zu erweisen. Benzin, dank dessen sich all diese schönen Dinger jetzt wieder durch die Straßen schieben. Ein Meisterschachzug, dieses Benzin: Die Stadt war wieder sie selbst, was auch immer das bedeuten mag. Und auf das alles scheint die Sonne herab und verleiht Paris ein fröhliches Gesicht.

Cees Nooteboom

Vom 4. Juni an nehmen die Betriebe nach und nach die Arbeit wieder auf. Auch bei den staatlichen Eisenbahnen, der Pariser Métro und der Post endet der Streik.

Seit heute morgen ist die Freiheit der Arbeit in unserer Fabrik wiederhergestellt. Das gesamte Personal wird hiermit aufgefordert, am Montag pünktlich zum Werkdienst zu erscheinen.

Firmenleitung Renault, 8. Juni

Gestern morgen ein seltsamer Anblick: ein Autobus! Das große grüne Ding wühlte sich durch den Verkehr, als wäre es nie weg gewesen. Doch heute morgen wurde noch zwischen Studenten und Arbeitern der Renault-Werke auf der einen und Bereitschaftspolizei auf der anderen Seite gekämpft. Die Studenten legten sich vor die Autos der Arbeitswilligen und überzeugten sie dann, die Arbeit nicht wiederaufzunehmen. Frankreich ist nach wie vor ein Pulverfass, und Streichhölzer gibt es genug.

Cees Nooteboom

Bei Zusammenstößen zwischen Polizei und jugendlichen Demonstranten ertrinkt am 10. Juni ein Gymnasiast, nachdem ihn CRS-Männer in den Fluss gestoßen hatten. Am folgenden Tag protestieren Zehntausende



»Ich habe keine Macht mehr«, gesteht Charles de Gaulle einem General am 29. Mai. Wenig später geht der Staatschef jedoch in die Offensive

gegen die Polizeigewalt. Auch in Toulouse, Toulon, Lyon und in weiteren Städten wird demonstriert.

Am 11. Juni fängt es umso heftiger wieder an. Wir sehen uns mit mehreren Banden von Randalierern konfrontiert, die entschlossen, aggressiv und schnell unsere Streitkräfte angreifen. In dieser Nacht zählen wir 72 Verletzte, es werden 73 Barrikaden entfernt, 75 Autos zerstört, mehr als 25 Bäume gefällt. Fünf unserer Polizeistationen werden angegriffen und drei völlig zerstört, die Feuerwehr muss mehr als 300 Einsätze fahren. Dieses Mal aber führt die Gewalt zu sehr starken Reaktionen unter den Anwohnern. Sie rufen die Polizei, zeigen die Missetaten der Demonstranten an und beklagen sich über die Flegel. Viele Bewohner gehen auf die Straße, um die Polizei zu unterstützen. All das ist sehr neu, und wir nehmen es als ein Indiz für die Meinungsänderung auf.

Maurice Grimaud

Am 12. Juni verhängt die französische Regierung ein totales Demonstrationsverbot während des Wahlkampfes (bis zum Ende des Monats) und verbietet acht linksradikale Organisationen.

Die CRS umzingelt das Odéon und befreit es. Als ich wie gewöhnlich morgens ins Theater komme, ist die Aktion schon fast beendet. Im Übrigen gab es nicht mehr viel auszutreiben aus dem Gebäude, jedenfalls kaum noch Studenten.

Jean-Louis Barrault, 14. Juni

Ich betrete den Hof [der Sorbonne] und werde sofort von Studenten umringt. Ich trage meine Argumente vor. Von nun an werden wir die Türen [der Universität] jeden Abend um 22.00 Uhr schließen und am nächsten Morgen um 8.00 Uhr wieder öffnen. Ich gebe mein Wort, dass wir nicht kontrollieren, wer herein- oder hinausgeht.

Um 17.30 Uhr trage ich [einem Kriminalbeamten] auf, die Sache zu beenden. Er setzt durch, dass alle gehen. Es ist der klassische ehrenvolle Abgang, das Bild einer Garnison, die sich ergibt. Die Belagerten möchten symbolisch von der Polizei vertrieben werden und gehen würdig, aber friedlich zwischen einer doppelten Reihe behelmter Polizisten hinaus.

Maurice Grimaud, 16. Juni

Am 18. Juni endet der Streik auch in der Metall- und Autoindustrie. Trotzdem geht der Arbeitskampf in einigen Betrieben noch weiter.

In Paris haben wir binnen vier Wochen die gesamte Französische Revolution nachvollzogen, von den Feiern der Föderation 1789 über die Zeit der Schreckensherrschaft bis hin zu Saint-Just.

Jean-Louis Barrault, 18. Juni

Nach dem fröhlichen Chaos des Frühlings schien mir alles trist. Paris fiel es schwer, sich von den Ausschreitungen zu erholen; in den Straßen war es traurig, die Studenten schienen ziellos auf dem Boulevard Saint-Michel auf und ab zu gehen.

Régine Deforges

Bei den Parlamentswahlen am 23. und 30. Juni erringt Charles de Gaulle einen überwältigenden Sieg. Seine Partei gewinnt die absolute Mehrheit. Doch schon am 28. April 1969 tritt er nach einem verlorenen Verfassungsreferendum zurück. Er stirbt 1970. ■

Gwendolin May hat für diese Collage Memoiren, Presseartikel und Interviews ausgewertet und übersetzt. Redaktionelle Bearbeitung: Michael Schaper. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.

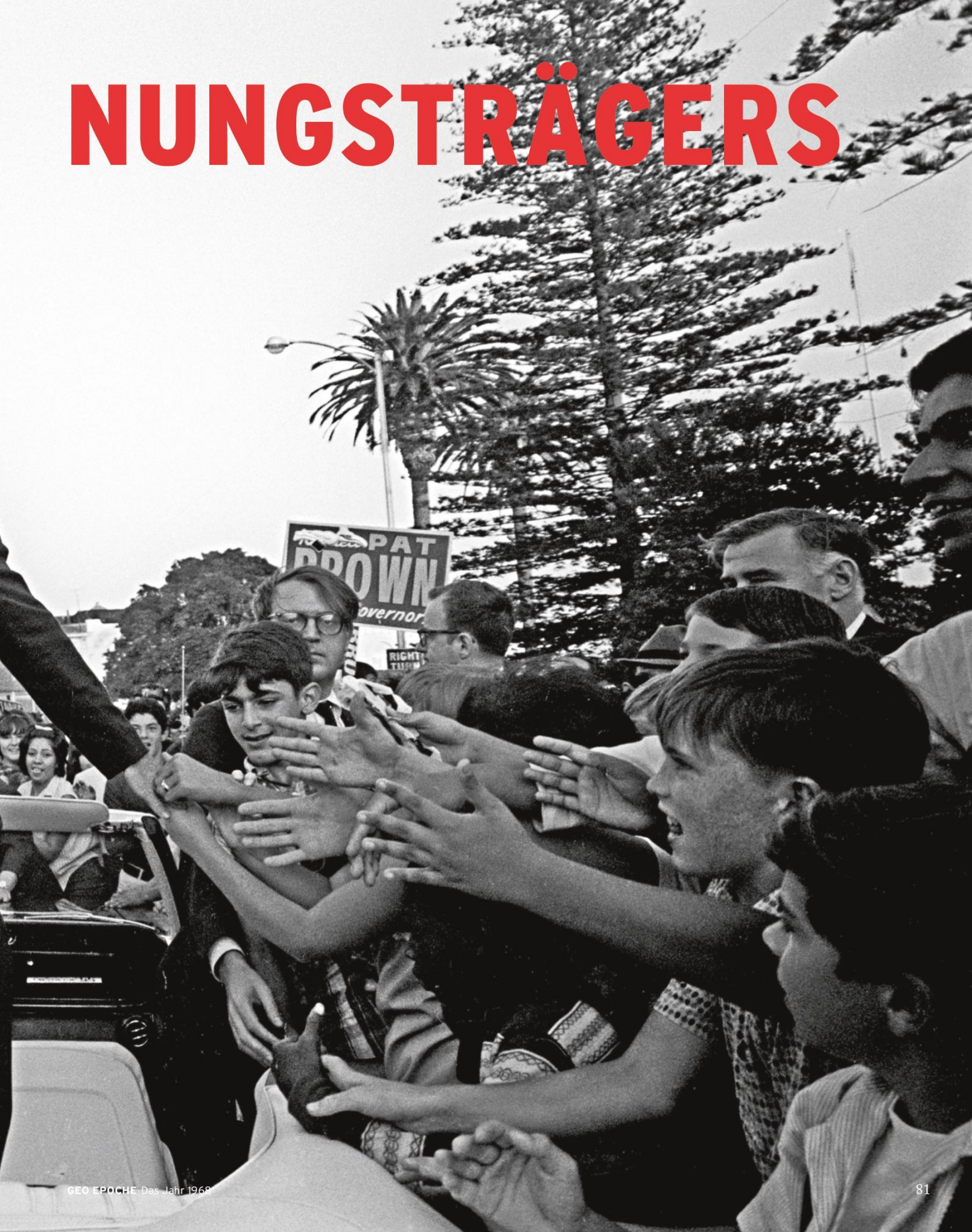
Ende eines **HOFF**

Er will ein gespaltenes Land einen, Schwarzen zu gleichen Rechten verhelfen, den Vietnamkrieg beenden: Robert F. Kennedy – der Bruder des 1963 ermordeten US-Präsidenten – will ins Weiße Haus einziehen. Doch in der Nacht seines größten Triumphs wartet ein Attentäter auf ihn — Text: OLIVER FISCHER



Robert Kennedy als Wahlkämpfer: Wie einst seinem Bruder John gelingt es dem Politiker, die Massen zu begeistern. Sie wollen ihn reden hören, ihm die Hand schütteln, ihn berühren

NUNGSTRÄGERS



Er sitzt auf dem Boden seiner Hotelsuite in Los Angeles und raucht. US-Senator Robert Kennedy, 42, hat lässig die Arme um die Knie gelegt und zieht an einer Zigarre. Einige Schritte weiter hüpfte seine schwangere Frau Ethel ausgelassen auf dem Bett.

Es ist kurz vor Mitternacht am 4. Juni 1968. Während unten im Ballsaal des Hotels „Ambassador“ schon Hunderte Anhänger auf ihn warten, genießt Kennedy – der jüngere Bruder des 1963 ermordeten John F. Kennedy und die Hoffnung der Armen und Ausgegrenzten in seinem Land – einige Minuten lang seinen Triumph. Seit gut einer Stunde melden TV-Sender, dass er die Vorwahlen der Demokratischen Partei in Kalifornien gewonnen hat, dem nach Einwohnerzahl größten Bundesstaat der USA.

Es ist bereits die fünfte Vorwahl, bei der er siegt. Sein Ziel scheint greifbar: beim Konvent seiner Partei in knapp drei Monaten zum Kandidaten der Demokraten bei der Präsidentschaftswahl im November gekürt zu werden.

„Wollen wir?“, fragt er Ethel und drückt die Zigarre aus. Sie nehmen den Aufzug hinunter zum Ballsaal. Der Raum ist völlig überhitzt, seit Stunden drängen sich hier schon die Menschen.

„We want Bobby!“, rufen sie wieder und wieder. Jubel, Piffe, spitze Schreie, als Kennedy schließlich am Rednerpult erscheint. „Ich glaube, dass wir die Spaltung in Amerika beenden können“, verkündet er: „Zwischen Schwarz und Weiß, zwischen den Armen und den Wohlhabenderen. Das Land will eine andere Richtung einschlagen. Und wir wollen Frieden in Vietnam.“

Rasender Applaus. Mit Sätzen wie diesen begeistert Kennedy seit Wochen Bürger in den USA. Für Hunderttausenden

ist er die Antwort auf die gewaltigen Probleme des Landes, etwa die skandalöse Armut vieler Schwarzer, deren Wohnviertel trotz teurer Sozialprogramme noch immer Elendsquartiere sind.

Da ist aber auch die Angst vieler Weißer, wenn militante Schwarze nach Misshandlungen durch Polizisten randalieren und in ihrer Wut Autos und Häuser abbrennen – in 125 Städten kam es bei Krawallen nach dem Mord an dem Bürgerrechtsaktivisten Martin Luther King am 4. April zu Verwüstungen.

Und da ist der Zorn vieler junger Menschen, die dagegen protestieren, dass die USA Dörfer in Vietnam zerbomben, Zehntausenden Tod und Elend bringen.

Kennedy, davon sind viele Amerikaner überzeugt, wird diese Probleme lösen. Ist er nicht seit Jahren engagierter Anwalt der Armen? Steht er nicht als ehemaliger Justizminister für Recht und Ordnung? Schon sein Aussehen verheißt Aufbruch: das jugendhafte Lächeln und die Haartolle, die ihm in die Stirn hängt.

Dazu die große Familie mit den zehn, bald elf Kindern. Und dann die Erinnerung an seinen Bruder, an die Zeit vor kaum acht Jahren, als John F. Kennedy das Präsidentenamt übernahm und mit seiner eleganten Frau Jacqueline das Weiße Haus zu einem Treff von Stars und Künstlern machte. JFK verkündete damals den Aufbruch des Landes zu neuen Grenzen, sogar eine Expedition zum Mond ließ er vorbereiten.

Mit einem zweiten Kennedy im Weißen Haus – so glauben viele – wird eine neue Zeit der Zuversicht beginnen.

Doch dazu wird es nie kommen.

Robert Francis Kennedy ist kein geborener Anführer. In seiner Familie ist er lange Zeit der wenig beachtete dritte Sohn, der leicht stottert, in der Schule nur mittelmäßige Noten erhält und sich in dieser sportverrückten Familie gerade beim Sport schwertut. Der Vater, ein ehemaliger Whiskeyhändler und millionenschwerer Unternehmer, kann mit ihm wenig anfangen. Sein Favorit ist zunächst der Erstgeborene Joseph und nach dessen Tod im Zweiten Weltkrieg der zweitälteste Sohn, der belesene und blendend aussehende John Fitzgerald.

Aber Robert zerbricht an der Geringschätzung nicht, sondern beginnt an sich zu arbeiten. Er lernt, all das, was ihm an Begabungen fehlt, durch Entschlossenheit und Härte auszugleichen. Als er 1946 in Harvard Verwaltungswissen-

schaft studiert, schließt er sich der Football-Mannschaft an und übt, um mitzuhalten, täglich mehrere Stunden. Einmal bricht er sich beim Training das Bein und spielt trotzdem weiter – bis er vor Schmerzen zusammenbricht.

Da seine Noten nach wie vor mäßig sind, darf er nach dem Bachelor nicht in Harvard weiterstudieren und wechselt zum Jurastudium an die weniger renommierte Universität von Virginia. Auch dort fällt ihm das Lernen nicht leicht, mit einiger Beharrlichkeit schließt er 1951 mit immerhin durchschnittlichen Zensuren ab. Einige Wochen später bringt Ethel, mit der er seit einem Jahr verheiratet ist, ihr erstes Kind zur Welt.

Sein Vater hat inzwischen Gefallen gefunden an dem lange Zeit kaum beachteten Jungen. Ihn beeindruckt die Ausdauer, mit der sich Bobby trotz seiner Unzulänglichkeiten durchs Leben kämpft. Außerdem mag er an seinem Sohn, dass der viele seiner Überzeugungen teilt, etwa dass der Kommunismus Teufelswerk ist – und dass das Wohl der Familie Kennedy über allem steht.

Aus Loyalität zu seiner Familie gibt Robert daher 1952 schon nach wenigen Monaten eine Stelle im Justizministerium wieder auf, um seinen Bruder John zu unterstützen. Der kandidiert in Massachusetts für den dortigen US-Senat. Robert, der schon bei Johns Kandidatur fürs Repräsentantenhaus 1946 Straßenwahlkampf gemacht hat, übernimmt nun die Leitung der gesamten Kampagne.

Er hat inzwischen gelernt, seine Sensibilität und Schüchternheit durch ein aggressives Auftreten zu verdecken.

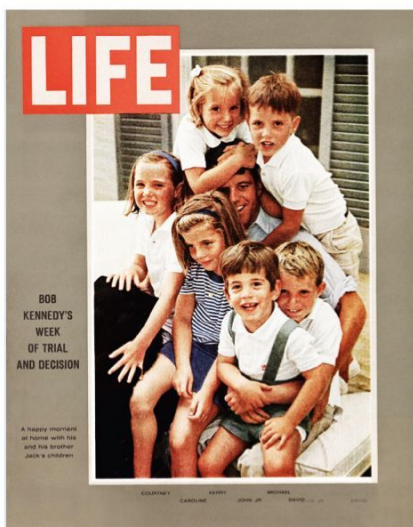
Schon bald brüskiert der 26-Jährige die örtlichen Funktionäre der Demokraten, indem er Johns Wahlkampf unabhängig von der Partei führt, sogar auf Distanz zu ihr. Denn die Stimmung ist gegen die Demokraten, und je weniger John mit der Partei assoziiert wird, umso besser – für die Kennedys.

Für den Wahlerfolg tun Robert und seine Angehörigen fast alles: Die Taufe seines zweiten Kindes durch den Erzbischof von Boston? Eine gute Gelegenheit, um schöne Fotos für die Illustrierten zu produzieren – bei denen der Patenonkel John F. Kennedy mit im Bild steht. Und als die „Boston Post“ wenige

Kennedy widerspricht dem PRÄSIDENTEN



Als Wahlkampfleiter hat Robert seinem Bruder ins Weiße Haus verholfen, diente ihm als Justizminister und enger Vertrauter. Nur Stunden bevor er hier im März 1968 am St. Patrick's Day an einer Parade teilnimmt, kündigt er nun seine eigene Kandidatur an



Homestory: Gekonnt inszeniert die Familie ihr Privatleben für die Politik



Umringt von Fotografen: Der gutaussehende, charismatische Senator – mit 42 Jahren der jüngste Kandidat der Demokraten – erinnert viele an seinen ermordeten Bruder



Das Flugzeug ist Kennedys wichtigstes Transportmittel: Nur so gelangt er zu vielen Auftritten in Kalifornien – ein Sieg dort ist seine einzige Chance auf die Präsidentschaft



Robert Kennedy ist ein mitreißender Redner, kann schwarze wie weiße Wähler überzeugen – obwohl er einst schüchtern war und im Schatten seiner älteren Brüder stand

Tage vor der Abstimmung eine Wahlempfehlung für Johns Gegenkandidaten abdrucken will, leiht Kennedys Vater der Zeitung eine halbe Million Dollar – worauf sie auf die Empfehlung verzichtet.

Roberts Strategie hat Erfolg: Sein Bruder erringt den Sitz im Senat. Wegen der teils rüden Methoden im Wahlkampf allerdings beginnen Journalisten und politische Gegner nun, ihn „ruthless Bobby“ zu nennen, skrupelloser Bobby.

Das schlechte Image verstärkt sich noch, als er beginnt, für Senator Joseph

McCarthy zu arbeiten, einen Freund seines Vaters. McCarthy führt in diesen Jahren einen fanatischen Kampf gegen eine vermeintliche kommunistische Unterwanderung der USA, ruiniert mit seinen meist haltlosen Anschuldigungen die Karrieren Tausender Beamter und Journalisten. Robert, immer noch ein überzeugter Antikommunist, unterstützt ihn mehrere Monate als Hilfsermittler.

Danach geht er jahrelang im Auftrag des US-Senats unter anderem gegen korrupte Gewerkschaftsbosse vor.

Als John F. Kennedy sich 1960 um das Amt des US-Präsidenten bewirbt, macht er Bobby erneut zum Wahlkampf-

leiter. Wieder eine schmutzige Kampagne: Robert spielt der Presse Informationen zu über einen dubiosen Kredit, den der Bruder des republikanischen Kandidaten Richard Nixon von einem Geschäftsmann bekommen hat.

John F. Kennedy gewinnt die Wahl und macht seinen umtriebigen Wahlkampfmanager zum Justizminister. Im neuen Amt beginnt Robert bald, sehr erfolgreich gegen das organisierte Verbrechen zu kämpfen, erhöht die Zahl der Anklagen gegen Mafiosi von 19 auf fast 700. Für die Bürgerrechtsabteilung des Ministeriums heuert er 200 junge Anwälte an, damit sie gegen Beamte in den Südstaaten der USA vorgehen, die sich weigern, Schwarze in die Wählerregister einzutragen. Auf diese Weise verhilft Robert Kennedy Zehntausenden Afroamerikanern dazu, ihr Wahlrecht auszuüben.

Doch er kümmert sich um weit mehr als sein Ressort. John bezieht ihn in fast alle Regierungsgeschäfte ein, betraut ihn mit hochsensiblen Missionen – etwa im Oktober 1962, als die USA mit einer Seeblockade Kubas zu verhindern versuchen, dass die Sowjetunion Nuklearraketen auf der Insel stationiert.

Robert wird zum engsten Vertrauten des Bruders. Und so erschüttert ihn das tödliche Attentat auf John am 22. November 1963 in Dallas so tief wie kein anderes Ereignis zuvor. Er sieht keinen Sinn mehr in seinem Leben, gerät fast ein Jahr lang in eine schwere Depression.

Auf der Suche nach Trost liest er Werke antiker Griechen, findet dort einen Sinnspruch, der ihn sehr bewegt: Die Aufgabe des Menschen sei es, „die Wildheit des Menschen zu zähmen und das Leben auf der Welt friedlich zu machen“.

Angetrieben von Worten wie diesen, bewirbt er sich um einen Sitz im US-Senat in Washington, gewinnt die Wahl und kümmert sich besonders um die Benachteiligten im Land. Der Millionärssohn geht in die Hütten von Schwarzen im Mississippi-Delta und ist schockiert, als er dort vor Hunger apathische Kinder mit aufgequollenen Bäuchen sieht. Er besucht die Reservate der indianischen Ureinwohner, die ebenfalls oft im Elend leben. Trifft sich mit Mit-

gliedern einer neu gegründeten Gewerkschaft mexikanischer Einwanderer, die miserabel bezahlt auf den Feldern Kaliforniens schuften.

Mit seinen guten Kontakten hilft Kennedy oft sehr konkret: Er bringt den US-Landwirtschaftsminister dazu, den Menschen in Mississippi den Zugang zu Lebensmittelgutscheinen zu erleichtern. Und überzeugt den Chef des Computerherstellers IBM davon, in einem Schwarzenviertel New Yorks eine Fabrik mit 500 Arbeitsplätzen zu eröffnen.

Nicht alle nehmen Kennedy die Wandlung zum Anwalt der Armen ab – sie argwöhnen, er sei nur auf Wählerstimmen aus. Doch zuletzt haben sich viele Amerikaner den konservativen Republikanern zugewandt, und so ist es keineswegs sicher, dass ein Politiker mit linken Themen wie dem Kampf gegen die Armut Stimmen gewinnen kann.

Im März 1967 fordert Kennedy den Stopp der Luftangriffe auf Vietnam. Vier Jahre zuvor hat er noch die Entscheidung seines Bruders mitgetragen, das militärische Engagement der USA in Südostasien auszuweiten, doch nun ziehen sich die Kampfhandlungen immer länger hin, ohne Aussicht auf Sieg, wie er es sieht.

Damit stellt er sich gegen US-Präsident Lyndon B. Johnson, seinen Parteifreund. Der propagiert immer noch einen Triumph in Vietnam, will weiter Bomben und Soldaten dorthin schicken.

Spätestens jetzt sehen viele in Robert einen möglichen Kandidaten für die Präsidentschaftswahl 1968. Und tatsächlich denkt er in den folgenden Monaten intensiv über diese Frage nach, ruft spätnachts Bekannte an und fragt ohne Einleitung: „Soll ich als Präsident antreten?“ Doch zugleich zögert er: Eine Kandidatur gegen Johnson könnte die demokratische Partei spalten – und ihm erneut den Ruf eintragen, skrupellos zu sein.

Die verheerenden Nachrichten jedoch, die Anfang 1968 aus Vietnam in die USA gelangen, ändern die politische Lage: Am Tag des vietnamesischen Tet-Festes starten die kommunistischen Kräfte eine Offensive an zahlreichen Orten in Südvietnam. Die US-Streitkräfte sind davon völlig überrascht und erleiden erhebliche Verluste. Zwar können sich die amerikanischen Truppen und ihre

südvietnamesischen Verbündeten rasch sammeln und zurückschlagen. Doch kaum jemand glaubt jetzt noch den Bekehrungen der Regierung, man sei in Vietnam auf dem richtigen Weg. Und Johnsons Beliebtheit nimmt rapide ab.

Die erste Vorwahl der Demokraten Mitte März (bei der die Parteianhänger in einem Bundesstaat über ihren Kandidaten bei der kommenden Präsidentschaftswahl abstimmen) in New Hampshire bringt ein für Johnson vernichtendes Ergebnis: Der mächtigste Mann der Welt kann sich nur knapp gegen einen

Als »FEIGLING« beschimpfen ihn Passanten

Hinterbänkler durchsetzen, den Senator und Kriegsgegner Eugene McCarthy.

Robert Kennedy stand in New Hampshire nicht zur Wahl, aber dieses Ergebnis zeigt ihm: Die Partei ist bereits gespalten. Nichts, so scheint es, spricht mehr gegen seine Kandidatur.

Am 16. März um zehn Uhr früh betritt Kennedy in Washington den „Caucus Room“ des Senats, einen prächtigen Saal. Acht Jahre zuvor hat sein Bruder an diesem Ort seine Bewerbung um das höchste Staatsamt bekannt gegeben. Um an die von vielen inzwischen verklarte Amtszeit des Toten anzuknüpfen, spricht Robert nun genau die gleichen Worte wie John damals: „Ich kündige heute meine Kandidatur für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten an.“

Doch die Reaktionen von Politikern und Journalisten sind verheerend: Sie werfen Kennedy Opportunismus vor und unterstellen, er habe es dem Außenseiter McCarthy überlassen, die Stimmung bei den Wählern zu testen, ehe er sich zu kandidieren traute. Passanten auf der Straße beschimpfen ihn als „Feigling“.

Um die Menschen von sich zu überzeugen, muss er nun so schnell wie möglich seinen Wahlkampf organisieren: Mitarbeiter anheuern, Fernsehwerbung schalten, Flugzeuge und Autos mieten. Einen großen Teil der Kosten zahlt er mit den Kreditkarten seines Vaters.

Die erste Vorwahl, zu der Bobby sich stellt, findet in Indiana statt, einem Bundesstaat im Mittleren Westen. Sein Hauptgegner ist Eugene McCarthy. Präsident Johnson hat sich inzwischen zermüht aus dem Rennen zurückgezogen.

An seiner Stelle bewirbt sich Vizepräsident Hubert Humphrey, aber der beteiligt sich nicht aktiv an den Vorwahlen. Denn nur in 14 der 50 Bundesstaaten können zu dieser Zeit Bürger über die Präsidentschaftskandidaten der Demokraten abstimmen. In den anderen Staaten wählen Parteigremien Delegierte für den Parteitag aus – und Humphrey spekuliert darauf, dass die Unterstützung der Funktionäre ausreicht, um ihn zum Kandidaten zu machen. Kennedy will dagegen versuchen, durch überwältigende Siege bei den Vorwahlen die Vertreter der Demokraten zu beeindrucken.

Indiana ist kein leichter Bundesstaat für ihn. Schwarze und Latinos, unter denen er seine treuesten Anhänger hat, stellen weniger als zehn Prozent der Einwohner. Er braucht Stimmen von den weißen Arbeitern – muss also unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Anliegen hinter sich vereinen.

Um die Arbeiter zu überzeugen, gibt sich Kennedy bei Auftritten in Fabriken betont solide, lässt sich die zerzausten Haare kürzen, trägt statt maßgeschneiderter Anzüge billige Jacketts und Hosen. Die oft sehr patriotischen Männer sehen seine Kritik am Vietnamkrieg mit Misstrauen, ebenso sein Engagement für die Schwarzen. Ihre Themen sind Recht und Ordnung, die Krawalle in den Städten, die gestiegene Kriminalität.

Kennedy redet zu ihnen vor allem über seine Arbeit als Justizminister, etwa seinen Kampf gegen die Mafia. Wenn es einen Law-and-Order-Mann in dieser Wahl gibt, so die Botschaft, dann ihn! Doch auch in den Vierteln der Schwarzen wirbt er um Stimmen, er darf die Stammwähler ja nicht vernachlässigen.

Kennedy ist am 4. April gerade in Indianas Hauptstadt Indianapolis gelandet, um dort zu Schwarzen zu sprechen, als er erfährt, dass Martin Luther King tot ist. Der Bürgermeister und der Polizeichef drängen ihn, den Auftritt abzusagen, fürchten um seine Sicherheit. Aber Kennedy besteht darauf. Er ahnt,

zu ihm mit dem Slogan: „KENNEDY WHITE BUT ALRIGHT“.

dass in den nächsten Stunden überall in den USA Schwarze ihre Wut über den Mord auf die Straßen tragen werden, dass wieder Autos und Häuser brennen und auch Menschen sterben wie bei Unruhen im Jahr zuvor. Er sucht nach Worten des Ausgleichs, macht Notizen auf der Rückseite eines Briefumschlags.

Als er am Ort der Kundgebung ankommt, einem Park, warten 3000 Menschen. Viele haben die Nachricht von Kings Tod noch nicht gehört. Von denen, die es schon wissen, sind manche mit Pistolen und Molotow-Cocktails bewaffnet, offenbar bereit zu einem Aufruhr.

Kennedy klettert auf die Ladefläche eines Lkw: eine schmale Gestalt in der Dämmerung, das Gesicht erhellt vom Licht eines Scheinwerfers.

„Ich werde heute Abend nur eine Minute oder so zu Ihnen sprechen“, sagt er. „Denn ich habe eine sehr traurige Nachricht. Martin Luther King wurde niedergeschossen und ermordet.“

Ein Aufschrei in der Menge. Einige fallen auf die Knie und beten, andere recken wütend die Fäuste in die Luft.

„Allen unter Ihnen, die schwarz sind und versucht, sich angesichts der Ungerechtigkeit einer solchen Tat dem Hass auf alle Weißen zu überlassen, möchte ich nur sagen: Ich fühle in meinem Herzen das Gleiche. Ich musste erleben, dass ein Angehöriger meiner Familie getötet wurde, und auch er wurde getötet von einem weißen Mann.“

Seine Stimme klingt dünn, es ist das erste Mal, dass er öffentlich so über den Tod seines Bruders spricht: „Aber was wir in den Vereinigten Staaten brauchen, ist nicht Spaltung, nicht Hass, nicht Gewalt, sondern Liebe und Weisheit und Mitgefühl. Und daher bitte ich Sie, heute Abend nach Hause zu gehen und ein Gebet zu sprechen für unser Land, für Verständnis und Mitgefühl.“

Kaum sechs Minuten dauert die Rede, doch es ist die eindringlichste, die er je gehalten hat. Die Zuhörer sind berührt, gehen nach Hause, so wie Kennedy sie gebeten hat. Und während es in den nächsten Stunden in vielen Städten zu Ausschreitungen kommt, bleibt Indianapolis friedlich. Schwarze bekennen sich

Am Wahltag Anfang Mai stimmen mehr als 85 Prozent der schwarzen Wähler Indianas für ihn. Zudem eine große Zahl weißer Arbeiter – unter anderem auch davon beeindruckt, dass er in Indianapolis einen Aufruhr verhindert hat. Er kommt auf 42 Prozent, McCarthy auf 27. Kennedys Plan ist aufgegangen: Er hat ganz unterschiedliche Wähler vereint. „Ich kann eine Brücke sein zwischen Schwarzen und Weißen“, erklärt er. Am gleichen Tag gewinnt er auch die Vorwahl in der Hauptstadt Washington.

Eine Woche später muss er die Farmer von Nebraska von sich überzeugen. Ihnen präsentiert er sich als Kumpeltyp, der sich wie sie für Sport interessiert und Gott ehrt – und holt über 51 Prozent.

Doch bei der nächsten Vorwahl in Oregon geschieht das Unerhörte: Die Bürger verweigern ihm die Mehrheit – weder JFK noch Roberts jüngerem Bruder Edward, der seit einigen Jahren im Senat sitzt, ist das je passiert.

Bobby erklärt seinen enttäuschten Anhängern, er werde seinen Wahlkampf neu organisieren. Zugleich kündigt er an, sich aus dem Rennen zurückzuziehen, sollte er die nächste Wahl in Kalifornien nicht gewinnen.

Entschlossen wirft er nun alles in die Schlacht, schont weder Gesundheit noch Vermögen, kauft fast die gesamte

ruft, die Faust in die Luft gereckt: „Ich brauche eure Hilfe!“ Und die Menge brüllt zurück: „Die hast du! Gib’s ihnen, Bobby!“ Am Ende solcher Fahrten sind seine Knöchel blutig, die Knie wund. Er schluckt Vitamine und Antibiotika, um durchzuhalten.

Kennedy, der charismatische Held, umringt von jubelnden Massen: Solche Szenen sind nun häufig in den Nachrichten zu sehen. Sein Konkurrent McCarthy ist nicht so bildmächtig, aber in Kalifornien ebenfalls stark – dem professoralen Herrn vertrauen die liberalen Bürger in den Vororten der Großstädte.

Den 4. Juni 1968, den Tag der Wahl, verbringt Kennedy in einem Strandhaus, das einem befreundeten Regisseur gehört. Ethel und sechs seiner Kinder sind bei ihm. Er spielt mit ihnen am Strand, schwimmt im Ozean, schläft am Rand eines Swimmingpools. Gegen 18.30 Uhr fährt er zum „Ambassador“-Hotel im Zentrum von Los Angeles. In einer Suite wartet er auf die Ergebnisse, gemeinsam mit Ethel, Freunden, Journalisten.

Schon bald bekommt er einen Anruf von einem Mitarbeiter aus South Dakota, wo an diesem Tag ebenfalls Vorwahlen sind: Er hat dort gewonnen, mit mindestens 50 Prozent der Stimmen.

Die Ergebnisse aus Kalifornien treffen langsamer ein, doch am späten Abend melden TV-Sender: Auch hier hat Kennedy gewonnen. Um kurz vor Mitternacht fährt er hinunter in den Ballsaal, um die Siegesrede zu halten.

Eine Viertelstunde lang steht er mit Ethel am Rednerpult, lässt sich feiern. „Hier in Kalifornien haben wir den urbansten Bundesstaat der USA“, erklärt er. „South Dakota ist der ländlichste unter allen Bundesstaaten. Beide gewonnen. Ich denke, dass wir die Spaltung in den Vereinigten Staaten beenden können.“

Kennedy spricht noch einmal über seine wichtigsten Themen – den Vietnamkrieg, den Kampf gegen Armut und Rassenhass – und nimmt dann den Parteitag der Demokraten in den Blick: „Nun auf nach Chicago“, ruft er in den Saal, „und lasst uns dort gewinnen.“ Es sind die letzten Worte, die die Öffentlichkeit von ihm hören wird.

Hinter der Eis- maschine wartet der **MÖRDER**

verfügbare Werbezeit in Fernsehen und Radio auf. Oft fliegt er an einem Tag nach San Francisco, Los Angeles und San Diego, wo die drei großen kalifornischen TV-Sender sitzen: Überall im Bundesstaat sollen die Bürger ihn in den Abendnachrichten sehen.

Immer wieder fährt er im offenen Wagen durch die Stadtteile der Schwarzen und Latinos. Er steht auf der Rückbank, während Hunderte ihn berühren wollen. Sie greifen nach seinen Händen, Armen, Fingern, auch nach Krawattennadeln und Manschettenknöpfen. Manchmal nimmt er ein Megafon und



Als Kennedy am 4. Juni in Kalifornien gewinnt, hält er umjubelt eine Siegesrede – neben sich seine schwangere Frau Ethel



Nur Minuten nach der Rede feuert ein Attentäter aus nächster Nähe auf den Politiker – der schwer getroffen zu Boden geht



Kopf, Schulter, Nacken: Mehrere Geschosse haben Robert Kennedy getroffen. Blutend liegt er auf dem Küchenboden



Seine Frau Ethel eilt zu ihrem verletzten Mann, der zu ihr zu sprechen versucht – aber immer wieder das Bewusstsein verliert

Attentat auf Robert F. Kennedy



Ein Küchenhelfer gibt dem Blutenden zum Trost einen Rosenkranz, bald treffen Sanitäter ein – doch Kennedy stirbt im Krankenhaus



Der 24-jährige Palästinenser Sirhan Sirhan hat geschossen – angeblich weil sein Opfer den Staat Israel unterstützt habe



Ein Zug bringt den Leichnam des Ermordeten nach Washington. Mit den Worten »Mach's gut, Bobby« nehmen Bürger Abschied



Hunderttausende warten an den Bahngleisen. Die Afroamerikaner trifft der Tod ihres Unterstützers besonders schwer



Auch Veteranen stehen Spalier, salutieren, präsentieren ihre Gewehre und die »Stars and Stripes«, als der Zug vorbeifährt



Überall stehen Menschen am Gleisbett, auf Bahnsteigen und Dächern. Statt vier braucht der Zug für die Fahrt acht Stunden



Mit Robert Kennedy stirbt auch die Hoffnung vieler auf Wandel. Nicht er, sondern der Republikaner Richard Nixon zieht ins Weiße Haus ein

Er steigt von der Bühne herab, und weil er sich nicht durch die Menge drücken möchte, verlässt er den Saal durch einen Nebenausgang, der durch die Hoteltküche führt. Sein Leibwächter wartet ein paar Momente, hilft der schwangeren Ethel von der Bühne.

Als Kennedy die Küche betritt, flutet eine Schar von Reportern und Wahlkampf Helfern mit hinein, der Raum ist sofort überfüllt. Bobby gibt im Gehen Interviews, schüttelt Hände. Auf einmal tritt, aus einem Versteck hinter einer alten Eismaschine, ein junger, lockiger Mann auf ihn zu, zieht einen Revolver und streckt den Arm aus – „so wie einer, der an einem Schießstand schießen lernt“, wie sich ein Zeuge erinnert.

Kennedy schreit noch „Nein!“, doch da drückt der Mann schon ab, feuert mehrere Male. Momente später überwältigen Helfer den Schützen, entwinden ihm die Waffe, aber da ist Kennedy schon auf den Betonboden gesunken, blutet aus einer Wunde hinter dem rechten Ohr, wo ihn eine der Kugeln getroffen hat, außerdem an Nacken und Schulter. Einer der Umstehenden beugt sich zu ihm hinab, öffnet ihm das Hemd.

Eine Küchenhilfe legt ihm einen Rosenkranz in die Hände, versucht, Kennedys Kopf auf eine Jacke zu betten.

Ethel ruft den Umstehenden zu: „Gebt ihm Raum zum Atmen“. Sie kniet neben Robert, der mühsam nach Luft schnappt und immer wieder das Bewusstsein verliert. Sanft flüstert sie ihm zu: „Ich bin bei dir, mein Baby.“

Als Sanitäter ihn auf eine Bahre heben, sagt er noch: „Nein, hebt mich nicht an“, dann schwindet das Bewusstsein.

Er wird in die zentrale Notaufnahme gebracht, dann in eine besser ausgestattete Klinik. Dort operieren ihn noch in der Nacht sechs Chirurgen fast vier Stunden lang.

Doch sein Gehirn ist derart schwer geschädigt, dass eine Heilung nicht möglich ist. Noch während er lebt, beginnen Ethel und Roberts Bruder Edward

bereits, die Beerdigung zu planen. In der Nacht darauf tritt Kennedys Pressesprecher um 2.00 Uhr vor die am Krankenhaus wartenden Reporter und erklärt: „Senator Robert Francis Kennedy ist heute, am 6. Juni 1968 um 1.44 Uhr gestorben. Er wurde 42 Jahre alt.“

Der Attentäter ist ein 24-jähriger christlicher Palästinenser mit dem Namen Sirhan Sirhan, der seit zwölf Jahren in den USA lebt. Für die Tat hat er einen kleinen Revolver benutzt, der sich leicht unter der Kleidung verstecken lässt. Kontrollen gab es an diesem Abend kaum – auf Wunsch Kennedys, der nicht abgeschottet und unnahbar erscheinen wollte.

Wie nach der Ermordung von John F. Kennedy beginnen schon bald Spekulationen über das Motiv und mögliche Komplizen. Sirhan erklärt, er habe aus Wut geschossen, weil Kennedy ein Unterstützer Israels war. Allerdings äußert er sich so erst einige Zeit nach der Tat. In einem Heft mit wirren Notizen, das die Polizei in seiner Wohnung entdeckt, findet sich zwar ein Dutzend Mal der Satz „R.F.K. muss ermordet werden“, aber kein Hinweis auf den Nahostkonflikt.

Am wahrscheinlichsten ist, dass Sirhan unter einer psychischen Störung leidet und mit dem Attentat auf den Politiker berühmt werden wollte.

Die Trauerfeier in New York am 8. Juni wird zu einem letzten Triumph für Robert Kennedy. Ähnlich wie gut 100 Jahre zuvor der Sarg des ermordeten Abraham Lincoln wird auch sein Leichnam nach dem Gottesdienst mit dem Zug zur Beisetzung gefahren – von New York nach Washington.

Hunderttausende stehen an der Strecke: Schwarze und Weiße, Fabrikarbeiter, Nonnen, Pfadfinderinnen, Feuerwehrleute. Sie knien, winken, salutieren, werfen Rosen. Musikbands warten neben den Gleisen, spielen einen letzten Gruß. Fährt der Zug über einen Fluss, geben die Schiffe Signal. Überall halten Menschen Schilder hoch mit Aufschriften wie „Wir lieben dich, Bobby“ oder „Wir haben unsere letzte Hoffnung verloren“.

Als der Zug in Washington ankommt, ist es schon Abend. In der Dunkelheit fährt der Trauerkors durch die Straßen der Stadt, erreicht gegen 22.30 Uhr den Nationalfriedhof Arlington. Dort wird Robert in einem schlichten Grab beigesetzt, nahe der monumentalen Ruhestätte seines Bruders John.

Der Wandel, den Robert Kennedy versprochen und auf den Hunderttausende gehofft hatten, bleibt aus. Auf dem Parteitag der Demokraten Ende August in Chicago nominieren die Delegierten Hubert Humphrey als Präsidentschaftskandidaten – den Mann des Parteiapparats, der keine einzige Vorwahl gewonnen hat. Und wie um Kennedys Appell zur Gewaltlosigkeit zu verhöhnen, beginnen Polizisten noch während des Konvents vor dem Tagungshotel mit ungeheurer Brutalität auf demonstrierende Kriegsgegner einzuschlagen.

Bei den Präsidentschaftswahlen im November siegt der Republikaner Richard Nixon, der acht Jahre zuvor noch gegen John F. Kennedy verloren hatte. Zwar hat Nixon im Wahlkampf angekündigt, er werde den Vietnamkrieg rasch „ehrentvoll“ beenden. Tatsächlich aber weitet er keine zwei Monate nach seiner Amtsübernahme die Luftangriffe auf Kambodscha aus.

Mehr als 150 000 Zivilisten werden allein dort in den folgenden Jahren durch amerikanische Bomben sterben.

Nixon interessiert sich nicht für die Anliegen der Schwarzen und anderer Minderheiten. Und während Robert Kennedy Menschen für Politik begeistert hat, wird Nixon mit der Watergate-Affäre dazu beitragen, dass sie sich angewidert vom politischen Geschäft abwenden.

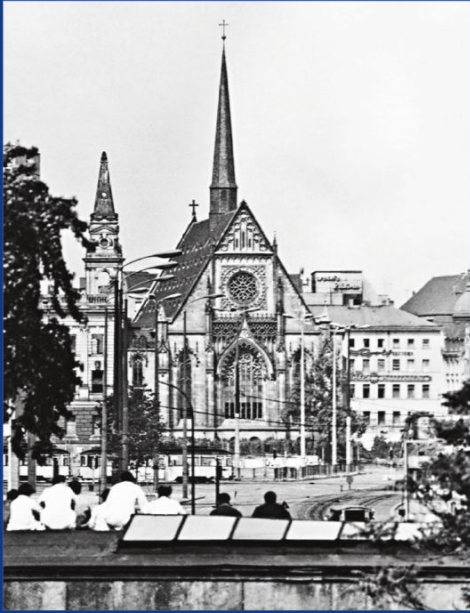
„Das Land will eine neue Richtung einschlagen“, hatte Kennedy bei seiner Siegesrede im Hotel „Ambassador“ gesagt. Mit seinem Tod hat das Land den Mann verloren, der diesen Weg vielleicht hätte weisen können. ●

Oliver Fischer, Jg. 1970, ist Journalist in Hamburg. Vor einigen Jahren besuchte er das Grab Robert Kennedys in Arlington. Es ist nur durch eine einfache Platte im Gras gekennzeichnet.

LITERATURTIPPS

Larry Tye
»Bobby Kennedy. The Making of a Liberal Icon«
Beschreibt anschaulich Kennedys Wandel zum Hoffnungsträger der Armen (Random House).

Dennis Wainstock
»Election Year 1968. The Turning Point«
Gut lesbarer Überblick des Wahljahrs (Enigma Books).

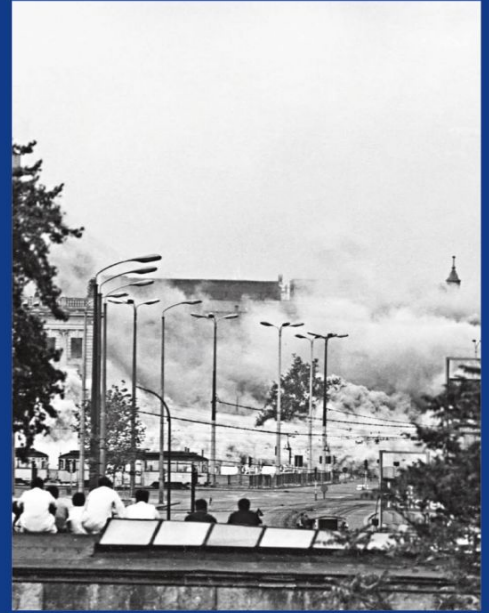


PROTEST GEGEN

Auch in der DDR gärt
die Unzufriedenheit. Als das
Regime eine Kirche in Leipzig
zerstören lässt, wird dies zum
Auslöser einer spektakulären
Aktion am 20. Juni 1968 gegen
die kommunistische SED

—— Text: CONSTANCE KINDEL

30. Mai 1968: Auf Befehl der SED-Führung wird die Leipziger Universitätskirche gesprengt. Das Bauwerk passt angeblich nicht in eine sozialistische Stadt (heimlich aufgenommene Bilder der Fotografin Karin Wieckhorst)



DIE PARTEI

D

Der Wecker tickt. Versteckt, verborgen im Dunkel auf dem Schnürboden über der Bühne zählt er die Zeit hinunter bis zum entscheidenden Moment, wenige Minuten nach acht.

Getrennt sind die beiden Studenten an diesem Morgen zur Leipziger Kongresshalle gefahren. Harald mit dem Fahrrad, Stefan in der Straßenbahn, verkleidet mit einem grauen Arbeitskittel, sein sperriges Gepäck mit schwarzem Tuch umwickelt: In der langen Rolle könnte ein Stativ stecken.

In der Kongresshalle angekommen, hat sich Harald im Großen Saal umgeschaut, hat zugesehen, wie Arbeiter Kabel verlegen, Kameras und Mikrofone aufbauen für die Abendveranstaltung an diesem 20. Juni 1968: das Abschlusskonzert des III. Internationalen Bach-Wettbewerbs – ein kulturelles Großereignis, das der DDR auch Aufmerksamkeit aus dem westlichen Ausland bringt.

Dann geht Stefan in die Halle, während Harald auf der anderen Straßenseite auf und ab läuft und den Eingang beobachtet.

Sollte etwas misslingen und Stefan entdeckt, gar verhaftet werden, soll Harald weglaufen und Freunde informieren, damit sie alles belastende Material aus ihren Wohnungen verschwinden lassen. Wenn es schiefgeht, will Stefan die ganze Schuld auf sich nehmen.

Im Saal schiebt er sich nun durch das Gedränge der Techniker in Richtung Bühne bis zur Feuerleiter, die auf den Schnürboden führt. Unauffällig klettert er hoch ins Halbdunkel und kniet sich in den Dreck. Staub rieselt hinunter auf die Dekoration, goldene Schrift auf weißem Grund.

Der Doktorand muss mit bloßen Händen arbeiten, um die mitgebrachte Apparatur anzubringen. Seine Hand-

schuhe sind zu klein. Die Staatssicherheit wird hier hinterher seine Fingerabdrücke finden, doch das lässt sich nun nicht mehr ändern.

Zuletzt greift er nach dem Wecker und stellt die Zeit ein: kurz nach 20 Uhr. Eine gute halbe Stunde nach dem Beginn des Konzerts.

Anschließend klettert er die Leiter hinunter, schiebt sich schweißüberströmt zwischen den Bühnenarbeitern hindurch zu den nächsten Toiletten, um sich den Staub abzuwaschen. Etwa 30 Minuten nachdem er die Halle betreten hat, steht er wieder bei Harald auf der Straße.

Der Wecker tickt. Jetzt können sie nur noch warten.

Am Abend sitzt Harald ohne Begleitung im Saal, auf einem Platz in den hinteren Reihen. Nach einer langen Ansprache des DDR-Kulturministers folgt die Auszeichnung der Preisträger der Klavier- und Orgelwettbewerbe.

Mehr als 30 Minuten sind bereits vergangen, als sich die Musiker am Bühnenrand aufstellen und den Applaus des Publikums genießen.

Harald lässt die Uhr nicht aus den Augen. Sechs Minuten nach acht. Sieben Minuten nach acht. Der Beifall wird allmählich leiser. Acht Minuten nach acht.

Plötzlich fällt über den vielen Köpfen auf der Bühne ein Transparent herunter, geräuschlos mitten im abebbenden Applaus. Mit einem Ruck entrollt sich eine große gelbe Stoffbahn.

Rund 1800 Menschen im Saal schauen auf eine Zeichnung der Leipziger Universitätskirche, die noch bis vor wenigen Wochen im Zentrum der Stadt stand: der schmale Turm, das Dreieck des gotischen Spitzgiebels über den Kirchenfenstern.

Darunter auf dem Plakat ein schiefer Schriftzug, Großbuchstaben, nur drei Worte: „Wir fordern Wiederaufbau“.

Harald spürt, wie der Mann auf dem Sitz neben ihm zusammenzuckt.

Das Transparent, die Botschaft, an diesem Abend, an diesem Ort – all das ist Ausdruck eines Protests, wie ihn die DDR in den fast 20 Jahren ihres Bestehens nur selten erlebt hat.

Der Staat, der alle Gedanken seiner Bürger kennen, ihr ganzes Handeln kontrollieren will, der die Allmacht eines massiven Sicherheitsapparats daransetzt, um nichts im Verborgenen geschehen zu lassen und jeglichen Widerstand zu brechen, ist bloßgestellt. Vorgeführt vor internationalem Publikum, die eigenen Minister und Funktionäre in der ersten

Reihe. Es ist eine Demütigung, die das Regime nicht ungesühnt lassen will. Noch in dieser Nacht beginnt die Jagd auf die Aktivisten.

Die beiden Studenten sind eine Ausnahme. Im siebten Jahr nach dem Mauerbau sind nur die wenigsten ihrer Landsleute zum Protest bereit. Zu gegenwärtig ist immer noch die Erinnerung an den Aufstand vom 17. Juni 1953, bei dem 55 Menschen starben und 10 000 verhaftet wurden, in Gefängnissen verschwanden oder in Arbeitslagern in der Sowjetunion.

Überdies schüchtert der Staat seine Bürger nicht nur ein, sondern versucht auch, sie zu beschwichtigen. Mit großen Versprechen für eine glanzvolle Zukunft, mit Wirtschafts- und Bildungsreformen sowie dem Wiederaufbau der Städte. Und so hat die SED-Regierung für das Jahr 1968 die Parole ausgegeben: „Was gestern genügte, ist heute zu wenig!“

Diesem unbedingten Willen zu Wachstum, Fortschritt und Neugestaltung fällt im Mai 1968 die Leipziger Universitätskirche St. Pauli zum Opfer.

Das mehr als 700 Jahre alte Gotteshaus, in dem einst Martin Luther predigte und Johann Sebastian Bach die Orgel spielte, hat den Zweiten Weltkrieg fast unbeschädigt überstanden. Der Platz, an dem es steht, trägt seit Herbst 1945 den Namen von Karl Marx. Doch das reicht dem SED-Regime nicht.

Die Parteiführung drängt schon lange darauf, Leipzigs Mitte radikal umzugestalten. Ihre Vorstellungen vom Sozialismus sollen sich auch in der Stadtarchitektur widerspiegeln. Hell, großzügig, weiträumig sollen die sozialistischen Zentren sein – so wie die Zukunft, die das Regime seinen Bürgern verspricht.

Mit Leipzig, der Geburtsstadt des SED-Chefs Walter Ulbricht, des mächtigsten Mannes in der DDR, hat die Regierung besonders ehrgeizige Pläne.

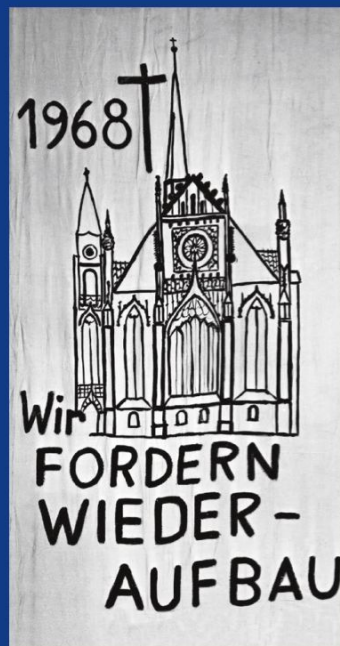
Doch diesen Ambitionen steht die alte Universitätskirche im Weg, nicht nur architektonisch. Sie ist auch als Treffpunkt oppositioneller Gruppen bekannt. Schon 1960 soll Ulbricht verkündet haben: „Das Ding kommt weg!“

Am 7. Mai 1968 beschließt das SED-Politbüro den Abriss von St. Pauli



Leipzig

DAS
PUBLIKUM
APPLAUDIERT
SECHS
MINUTEN
LANG



Während eines internationalen Musikwettbewerbs in Leipzig enthüllen Gegner der Kirchensprengung am 20. Juni 1968 ein Protestplakat

Studenten haben das Plakat gemalt und heimlich über der Bühne angebracht. Viele der 1800 Zuschauer klatschen Beifall, ausländische Reporter berichten darüber. Die SED-Führung tobt

»Vorbild für alle – ČSSR«: Die Liberalisierung im Nachbarland weckt bei vielen DDR-Bürgern die Hoffnung auf Reformen – auch bei diesen, sogleich verhafteten Demonstranten



DIE SED-SPITZE FÜHLT SICH BEDROHT

sowie des benachbarten Augusteums, des vom Krieg beschädigten Universitätsgebäudes. An ihrer Stelle soll ein Baukomplex mit einem Hochhaus entstehen.

Am 23. Mai, Christi Himmelfahrt – einem Feiertag, den die DDR im Jahr zuvor erst abgeschafft hat –, versammeln sich die Gläubigen zum letzten Abendgottesdienst in der Universitätskirche. Schon während der Predigt marschieren draußen auf dem Platz Polizisten auf. Nach dem Ende des Gottesdienstes wird die Kirche abgeriegelt. In der Innenstadt demonstrieren nun die ersten Bürger gegen den Abriss des Gotteshauses.

Allein im Frühjahr 1968 hat der Staatssicherheitsdienst 240 Schreiben registriert, darunter 13 Unterschriftensammlungen, in denen sich Bürger für den Erhalt St. Paulis ausgesprochen haben. Alle Briefe blieben unbeantwortet. Stattdessen lobt die „Leipziger Volkszeitung“ die Entwürfe für den neuen Karl-Marx-Platz und verspricht: „Leipzig wird schöner als je zuvor“.

In den Tagen nach Christi Himmelfahrt bergen Handwerker Holzstatuen, Gemälde, barocke Grabdenkmäler und Teile der Orgel aus der Kirche. Arbeiter bohren Sprenglöcher in das jahrhundertealte Mauerwerk.

Auf dem Platz vor St. Pauli versammeln sich nun immer wieder Menschen und protestieren damit gegen die bevorstehende Zerstörung. Oft stehen mehrere Hundert vor dem Gotteshaus, darunter viele Studenten. Manche werfen Blumen über die Absperrung.

Einer der Empörten ist der 25-jährige Physikstudent Harald Fritzsich. Er kommt mit seiner Freundin Susanne jeden Abend zum Karl-Marx-Platz. Von der Treppe des Opernhauses aus beobachten die zwei, wie bei einem der Proteste eine Kette bewaffneter Polizisten auf die Menge losmarschiert. Wie die Menschen fliehen und eine junge Frau mit Kinderwagen stolpert, wie Kind und Mutter auf die Straße fallen und die Kette der Polizisten über sie hinwegsteigt und beide verletzt liegen bleiben.

Am Tag der Sprengung, dem 30. Mai, ist die Innenstadt in einem Kreis von 300 Metern um die Universitätskirche abgeriegelt. Gegen 10.00 Uhr soll der Kirchenbau in Schutt gelegt werden. Tausende versammeln sich hinter den Absperrungen, ein paar Dutzend sind in Trauerkleidung erschienen. Studenten der Karl-Marx-Universität sind kaum darunter – die Leitung der Hochschule hat ihnen verboten, an diesem Morgen das Zentrum von Leipzig zu betreten.

Harald Fritzsich gehört zu den wenigen, die es wagen, sich der Anordnung zu widersetzen. Er steht mit seiner Freundin auf einem Schutthaufen hinter einem Absperrgitter und schaut über den Platz – stumm und wütend, wie er später in seinen Erinnerungen schildern wird.

In den letzten Minuten vor zehn beginnen die Glocken aller Leipziger Kirchen zu läuten. Dann hallt eine gewaltige Explosion durch die Straßen, schießt grauer Staub aus den Steinmauern der Universitätskirche. Der Turm kippt nach Süden, die Fassade stürzt in

sich zusammen, erst die westliche, dann auch die östliche Giebelwand. Eine Staubwolke zieht über die Innenstadt, am Rathaus vorbei nach Südwesten.

Haralds Freundin Susanne sagt: „Irgendwann einmal wird sich das rächen. Sie fangen an, das eigene Land zu zerstören, unser Land – das ist der Anfang von ihrem Ende.“

Dass es eine Zukunft für ihn geben kann in diesem Staat, daran glaubt Harald Fritzsich schon lange nicht mehr. Damit ist es vorbei, seit er als Schüler einem Lehrer auf die Frage nach seinen Zukunftsplänen gesagt hat, dass er Mathematiker oder Physiker werden will. Der Lehrer hat ihn damals ausgelacht: Da hätte er sich einen anderen Vater aussuchen müssen – „bei uns studieren nur die Kinder von Arbeitern und Bauern“.

Haralds Vater ist Bauunternehmer, einer der wenigen Firmenbesitzer, die es in der DDR noch gibt. Für den Sohn ist der wie selbstverständlich geäußerte Satz des Lehrers ein Schock, der ihn politisiert. Daran ändert sich auch nichts, als er sich nach dem Abitur durch die freiwillige Verpflichtung zum Wehrdienst doch die Aussicht auf einen Studienplatz in Leipzig verschaffen kann.

Schon während seiner Dienstzeit in der Nationalen Volksarmee schmiedet er Fluchtpläne. Als Funker bei den Luftstreitkräften hört er nachts heimlich Westsender und denkt darüber nach, wie er entkommen könnte aus diesem Staat. Vielleicht mit einem Flugzeug über die Grenze nach Bayern. Oder mit einem



Nichts fürchtet die kommunistische Führung um Walter Ulbricht (2. v. l.) und Erich Honecker (2. v. r.) mehr als das Übergreifen der Prager Reformbewegung auf Ostdeutschland

Panzer nach Westberlin durchbrechen. Oder einen Gasballon konstruieren.

Aber in diesem Frühjahr 1968 ist er sich zum ersten Mal seit Jahren nicht mehr sicher, ob er die DDR nach dem Diplom verlassen will. Denn plötzlich erscheint vieles möglich. An der Universität sprechen die Studenten in diesen Monaten viel über den „Prager Frühling“, über den Aufbruch im Nachbarland Tschechoslowakei, dessen Führung mehr Demokratie zulässt (siehe Seite 134). Manchmal diskutieren sie bis in die Nacht, wie sich ähnliche Reformen in der DDR auf den Weg bringen ließen.

Gleich zweimal ist Harald in den vergangenen Wochen nach Prag gefahren, auch bei den Feiern am 1. Mai war er dabei, zog nur ein paar Reihen hinter dem Reformer Alexander Dubček durch die Straßen der Stadt.

Soll er wirklich weggehen, ausgerechnet jetzt, wo sich die Chance ergibt, sein Land, seinen Staat umzugestalten?

Die 1960er Jahre sind auch in der DDR eine Zeit der Veränderung. Zwar ist sie völkerrechtlich noch immer von keinem westlichen Staat anerkannt, aber bei den Olympischen Spielen in Mexiko sollen im Oktober 1968 erstmals zwei getrennte deutsche Mannschaften antreten; dies käme einer internationalen Aufwertung der DDR gleich.

Die SED-Führung arbeitet daran, die Wirtschaft neu zu ordnen. Die Planwirtschaft wird vorsichtig reformiert.

Wichtigstes Ziel ist die Steigerung der Arbeitsproduktivität, was helfen soll, den Lebensstandard zu verbessern. Deshalb erhalten die verstaatlichten Betriebe etwas mehr Spielraum, zahlen den Arbeitern leistungsgekoppelte Boni aus.

TV-Geräte werden nun auch in der DDR zum sichtbaren Zeichen wachsenden Wohlstands. Und gleichzeitig zum Problem für das Regime. Denn die aus Westdeutschland zu empfangenden Programme ermöglichen vielen Bürgern Zugang zu Informationen, die sie der zensurierten DDR-Presse nicht entnehmen können. In vielen Haushalten ist das Einschalten der ARD-„Tagesschau“ nun allabendliches Ritual.

Ende der 1960er Jahre fühlt sich die SED-Führung zunehmend bedroht: Sie fürchtet nun angesichts erster Anzeichen einer Entspannung zwischen den Supermächten weniger eine militärische Konfrontation als vielmehr eine ideologische Unterwanderung durch den Westen.

Vor allem beunruhigen die Entwicklungen in der Tschechoslowakei die Staatsführung der DDR. Besonders unter den Studenten ist der Einfluss des Prager Frühlings spürbar. An den Hochschulen mehren sich, genau registriert von der Stasi, die Anzeichen von Protest – trotz der sorgfältigen Auslese von Studierenden und Lehrenden.

Harald Fritzsche spürt, dass dieser 30. Mai 1968, der Tag der Sprengung, sein Leben verändert. Er denkt darüber nach, ein Zeichen zu setzen gegen die Zerstörung.

Am Tag danach trifft er seinen Cousin Günter, einen Doktoranden am Leipziger Institut für Biophysik. Die

beiden sind sich einig: Das Regime soll wissen, dass es zu weit gegangen ist.

Günter schlägt eine Protestaktion bei einer öffentlichen Veranstaltung vor, ein Transparent vielleicht. Am besten beim Abschlusskonzert des Internationalen Bach-Wettbewerbs. Da sitzen ganz sicher die Oberen aus Partei und Regierung im Publikum.

Am nächsten Tag sehen sie sich in der Mensa wieder. Und Günter fragt, ob Harald schon von der Sache mit Stefan gehört habe. Stefan Welzk, ein Studienfreund, hat kurz zuvor auf seine ganz eigene Weise gegen die Zerstörung der Universitätskirche protestiert. An die Pforte der Thomaskirche hat er ein Pappplakat genagelt, grellrot beschrieben: „Auch sprengen!“ Das Plakat ist Stadtgespräch in Leipzig, die Stasi alarmiert.

Stefan Welzk ist bei Freunden bekannt für seine Haltung zum Staat. Er ist einer, der das Regime immer wieder reizt, provoziert, herausfordert. Als Ende der 1950er Jahre Beschränkungen für Reisen nach Westdeutschland erlassen wurden, malte er eines Nachts mit Freunden an die Mauer seiner Oberschule den Spruch: „Weg mit dem Verbot von Westreisen“. Zum Hochschulfasching kam er einmal im Henkerkostüm, auf dem Rücken die Aufschrift: „Stirb nicht wahllos! Benutze die Strafvollzugsorgane!“

Welzk gehört zu den Studenten in Leipzig, die unter Beobachtung stehen. In seinem letzten Studienjahr hat die FDJ ein Verfahren gegen ihn eingeleitet, wegen „Missachtung“ der Jugendorgani-

sation, unter anderem soll er seine Aufgaben als Kassierer der Beiträge vernachlässigt haben.

Ein Mitstudent, engagiertes Parteimitglied, riet ihm daraufhin, sein Studium schnell zu Ende zu führen, man wolle ihn exmatrikulieren. Binnen Tagen reichte er seine Diplomarbeit ein, ein Semester früher als üblich. Er saß in der Abschlussprüfung, als sein Professor einen Telefonanruf erhielt: „Nein“, sagte der Dozent nach kurzem Gespräch in die Muschel, „den können wir nicht mehr sperren. Der ist gerade fertig.“

Nur durch die Unterstützung seines Professors fand Welzk nach seinem Abschluss eine Doktorandenstelle am Institut für Geomagnetismus der Akademie der Wissenschaften in Potsdam.

In Leipzig wohnt er mit seinem Vater in einer Wohnung im Viertel Gohlis im Norden der Stadt. Er ist der Kopf einer Gruppe von 20 Studenten, die sich in wechselnden Wohnungen zu Lesungen, Diskussionen, Vorträgen trifft. Freunde versorgt er mit verbotener Literatur und Westzeitschriften.

Auch Welzk plant seine Flucht aus der DDR. Im Seddiner See südlich von Potsdam schwimmt er fast jeden Abend, Runde um Runde. Er will durch die Ostsee flüchten, will das 17 Kilometer entfernte dänische Feuerschiff „Gedser Rev“ erreichen, das zwischen Mecklenburger Bucht und der Südküste von Dänemark verankert liegt.

Stefan Welzk liegt noch im Bett, als Harald Fritzsch ein paar Tage nach der Kirchensprengung plötzlich bei ihm in der Wohnung steht und von seiner Protestidee erzählt. Binnen Minuten wird daraus ein Plan: Fritzsch will den Auslösemechanismus basteln, der das Protestplakat automatisch entrollt. Welzk kümmert sich um das Transparent.

Und er übernimmt das Kommando: Harald soll so wenig wie möglich wissen, sollte etwas schiefgehen und er irgendwann im Verhör einem Stasi-Agenten gegenüber sitzen.

Gut zwei Wochen bleiben ihnen noch bis zum Abschlusskonzert. Am 5. Juni beginnt der III. Internationale Bach-Wettbewerb. 125 Pianisten, Orga-

nisten, Violinisten und Sänger aus 20 Ländern sind als Teilnehmer nach Leipzig gereist. Harald bereitet sich in dieser Zeit auf seine Diplomprüfungen vor.

Er hat inzwischen einen Grund mehr zur Flucht: Die Staatssicherheit versucht ihn als Mitarbeiter anzuwerben. Man wisse, dass Fritzsch nicht immer mit allem einverstanden sei, was im Staat geschehe, erklären ihm Geheimpolizisten. Dass er Kontakt zu Kreisen in Leipzig habe, die nicht alle Beschlüsse der Partei gutheißen. Aber man glaube eben auch, dass er ehrgeizig sei und schnell vorankommen wolle. Vielleicht wolle er ja helfen, den Staat gegen den Imperialismus zu verteidigen.

Er sei Wissenschaftler, interessiere sich nicht besonders für Politik, antwortet Fritzsch auf die Offerte. Er müsse sich das Angebot erst überlegen, nach seinen Prüfungen, nach dem Urlaub. Bis September soll er sich entscheiden.

Stefan Welzk kauft unterdessen in einem Laden in Potsdam ein großes Stück gelbes Fahntuch, anderthalb Meter breit und fast drei Meter lang, und in Berlin im Kaufhaus am Alexanderplatz einen hellblauen Wecker. Am Institut, an dem er als Doktorand arbeitet, findet er den Mann, der das Transparent malen wird, Rudolf Treumann, einen Assistenten des Institutsleiters.

Für Treumann ist das Risiko deutlich größer. Der Physiker hat eine Familie, zwei kleine Kinder und nicht die Absicht, die DDR in absehbarer Zeit zu verlassen. Trotzdem sagt er sofort zu.



Zwei der Beteiligten an der Protestaktion gelingt die Flucht aus der DDR. Dietrich Koch (oben) aber wird gefasst und sitzt jahrelang im Gefängnis

Am Abend vor dem Konzert erhält Stefan Welzk Besuch von Dietrich Koch, einem mit ihm befreundeten Physiker. Ein paar Tage zuvor haben sie sich getroffen, und Welzk hat ihn eingeladen, bei den letzten Vorbereitungen der Protestaktion dabei zu sein. Auch Koch ist leidenschaftlicher Gegner des Regimes. In den Tagen vor der Sprengung der Universitätskirche war er unter den Demonstranten, die vorübergehend festgenommen worden sind. Nach der Sprengung hat er trotz Verbots die Trümmer der Kirche fotografiert.

Zu zweit nageln, schrauben, knoten sie das fertige Transparent an zwei Holzlatten, Koch verbiegt noch das Läutwerk des Weckers, damit der nicht klingelt.*

Als Harald später zu Stefan kommt, wird gleich mehrmals der einfache Auslösemechanismus getestet: Eine Schnur verbindet Transparent und Wecker, der Nagel am einen Ende steckt von oben in der Flügelschraube auf der Rückseite des Weckers. Wenn zum eingestellten Zeitpunkt die Schraube beginnt, sich zu drehen, wird der Nagel durch das Gewicht des Plakats herausgezogen.

Und das Transparent entrollt sich.

Alles können sie planen, nicht aber die Reaktion des Publikums. Beifall rauscht durch die Kongresshalle, manche der Besucher applaudieren sogar stehend. Immer lauter wird das Klatschen, mischt sich mit Piffen und Fußgetrappel. Blitzlichter zucken auf. TV-Teams aus Japan und der Tschechoslowakei filmen die Szene im Saal. Die Parteifunktionäre sowie die aus Berlin angereisten Minister und der Leipziger Oberbürgermeister sitzen starr auf ihren Plätzen.

Harald Fritzsch schaut auf die Uhr. Sechs lange Minuten dauert es, bis der Beifall allmählich schwächer wird. Bis endlich vom Schnürboden aus das Transparent hochgezogen wird und in einer Staubwolke gleich noch einmal fällt, noch einmal Beifall erhält, sekundenlang, bis es endgültig verschwindet, unter

* Der genaue Ablauf der Vorbereitungen und wann und wo den Auslösemechanismus mit dem Wecker erdacht und gebaut hat, ist unter den Beteiligten bis heute umstritten.

Buhren und Pfiffen. Auf der weißen Bühneneinfassung bleibt ein dunkler Fleck zurück.

Als das Konzert schließlich beginnt, kann sich Harald kaum auf die Musik konzentrieren. Erst jetzt wird ihm klar, was sie getan haben. Was jetzt kommen muss, unausweichlich. Die Suche nach denen, die den Staat bloßgestellt haben, kein Ende, bis sie gefunden sind.

Von diesem Moment an bleibt ihnen nur ein Ausweg: die Flucht.

Nach der Veranstaltung stehen am Ausgang der Kongresshalle Männer, die jeden Herauskommenden mustern. Harald blickt zur Seite, als er nach draußen geht, und bleibt unbehellig.

Um halb elf trifft er Stefan in einer Kneipe. Kurz nachdem sie auf den Erfolg der Aktion trinken, ergeht per Kurier Sofortmeldung nach Berlin an das Ministerium für Staatssicherheit. „21.06. – 00.30 Uhr. Betr.: Gegnerische Tätigkeit: Unbekannte Täter gehören vermutlich reaktionären Kirchenkreisen an. Weitere Bearbeitung wurde von KD des MfS übernommen“ – der Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit.

Noch am späten Abend berichten Nachrichtenendungen in der Bundesrepublik und im westlichen Ausland über den Vorfall in der Leipziger Kongresshalle. SED-Chef Ulbricht befiehlt, der Aufklärung oberste Priorität einzuräumen.

Der Leipziger SED-Bezirkssekretär Paul Fröhlich tobt. Fröhlich, Mitglied des Politbüros und verantwortlich für den Schießbefehl in Leipzig beim Aufstand vom 17. Juni 1953, gilt als möglicher Nachfolger Ulbrichts. Später ist in der Stadt zu hören, er habe in dieser Nacht einen schweren Herzinfarkt erlitten. (Zwei Jahre später stirbt Fröhlich, mutmaßlich an den Spätfolgen der Herzattacke.)

Bei der Fahndung konzentrieren sich die Ermittler auf die Hochschu-

len. Doch Verhöre, Festnahmen, Durchsuchungen bleiben ergebnislos. Alle Verdächtigen muss die Staatssicherheit schnell wieder laufen lassen.

Harald und Stefan planen dennoch ihre Flucht. Schon am Abend nach der Aktion haben sie beschlossen, nach Bulgarien zu fahren – aber erst im Juli, nachdem Harald seine Prüfungen bestanden hat. Mit einem motorisierten Faltboot wollen sie versuchen, über das Schwarze Meer an die türkische Küste zu gelangen.

Getrennt verlassen sie die DDR, vorgeblich für einen Zelturlaub am Balaton in Ungarn. Harald bringt einen Außenbordmotor mit, Stefan Benzinkanister und Ausrüstung. Das Faltboot haben sie per Expressgut zum Hauptbahnhof Budapest geschickt. Spätabends treffen sie sich in Prag und reisen nach Budapest, holen das Boot und fahren weiter nach Bulgarien. Ihre letzte Station ist ein Campingplatz bei der Hafenstadt Varna.

Am 25. Juli 1968, einen Tag nach Stefans 26. Geburtstag, legen sie gegen 16 Uhr mit dem Faltboot ab und ent-

fernen sich langsam von der Küste, Stefan fast berauscht vor Glück, Harald in Gedanken versunken.

Nach gut 33 Stunden auf dem Meer steuern sie auf die Lichter eines kleinen Ortes zu, in einer Bucht, von der sie nicht sicher sind, auf welcher Seite der Grenze sie liegt. Eine Brandungswelle wirft sie auf den Strand, sie kriechen an Land und ziehen das Boot aus dem Wasser.

Minuten später leuchtet ihnen ein Soldat mit einer Taschenlampe ins Gesicht: Sie sind in İğneada angelandet, an der türkischen Schwarzmeerküste, etwa 20 Kilometer

südlich des Eisernen Vorhangs. Zehn Tage später landen sie auf dem Flughafen München-Riem.

Ganz aufklären kann die Stasi die Hintergründe der Plakataktion nie. Erst ein Jahr nach der Flucht erfahren die Leipziger Behörden, dass Harald Fritzsche und Stefan Welzk am Protest in der Kongresshalle beteiligt waren.

Nach einer weiteren – diesmal wegen Verrats durch einen Stasi-Informan-

ten gescheiterten – Fluchtaktion verhaftet die Staatssicherheit mehrere Freunde und Bekannte der beiden, darunter Günter Fritzsche und Dietrich Koch. Der wird für seine Beteiligung an der Protestaktion, die er nach zermürbenden Verhören schließlich gesteht, wegen „staatsfeindlicher Hetze u. a.“ zu zweieinhalb Jahren Gefängnis und anschließender Einweisung in die Psychiatrie verurteilt. Nach Ablauf der Haftzeit wird er nach Westdeutschland abgeschoben und promoviert in Essen im Fach Philosophie. (Stefan Welzk und Dietrich Koch zerstreiten sich über die Details und Auswirkungen der Protestaktion dermaßen, dass sie bis heute verfeindet sind. Über die gegenseitig erhobenen Vorwürfe darf aus juristischen Gründen nicht berichtet werden. So wirkt sich die Protestaktion, die die einstigen Freunde aus Idealismus gemeinsam ausführten, noch heute auf ihr Leben aus und führt zu Verbitterung und Hass.)

Günter Fritzsche darf später in die Bundesrepublik ausreisen. Rudolf Treumann flüchtet 1978 mit Frau und Kindern in den Westen. Von seiner Beteiligung hat die Stasi nie erfahren.

Stefan Welzk studiert nach seiner Flucht in Hamburg, München, London und Florenz Philosophie, Wirtschaftswissenschaften und Germanistik und arbeitet als Ökonom in Wirtschaft und Verwaltung. Harald Fritzsche promoviert in München und lehrt dort später als Professor.

Leipzig, der Schauplatz ihres Protests, wird gut 20 Jahre nach der Aktion zum Mittelpunkt einer friedlichen Revolution. Die Montagsdemonstrationen, die im Herbst 1989 das Ende der SED-Diktatur erzwingen, führen auch am Karl-Marx-Platz vorbei. Nach der Wiedervereinigung wird lange gestritten, was mit dem Platz im Zentrum der einst sozialistischen Stadt geschehen soll.

Seit dem Sommer 2017 steht an dieser Stelle ein moderner Bau, der in seinen Formen die gotische Silhouette der 1968 gesprengten Kirche zitiert: das Paulinum. Dessen große Aula dient nun auch als neue Universitätskirche. ■

Constanze Kindel, Jg. 1979, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

LITERATURTIPPS

Christian Winter

»Gewalt gegen Geschichte«

Zeichnet mit einer Vielzahl von Quellen die Zerstörung der Kirche und den Protest nach (Evang. Verlagsanstalt).

Stefan Wolle

»Der Traum von der Revolte«

Beschreibt die politische und wirtschaftliche Lage in der DDR der 1960er Jahre (Ch. Links Verlag).

Nie war Geschichte lebendiger.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst
Ihr

Michael Schaper

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



+

WUNSCH-PRÄMIE ZUR WAHL

Zur Begrüßung als Dankeschön.

+

JEDERZEIT KÜNDBAR

Nach Ablauf des 1. Jahres.

+

BEQUEM

Kostenlose Lieferung nach Hause.

+

WAHLWEISE MIT DVD

Auf Wunsch mit passender
DVD zum Heftthema.

+

GÜNSTIGES eUPGRADE

Unterwegs digital lesen – für nur
2,- € pro Ausgabe zusätzlich. Mehr
unter www.geo-epoche.de/eUpgrade



Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr GmbH & Co KG.
Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV
Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



2. LAMY-Schreibset

Stilvoll schreiben mit Kugelschreiber und Bleistift.

- Aus rundmattiertem silbernem Edelstahl
- Druckbleistift mit 0,5-mm-Bleistiftmine

Zuzahlung: nur 1,- €



3. GEO EPOCHE-Bestseller

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Napoleon und seine Zeit“
- „Otto von Bismarck“

Ohne Zuzahlung



4. reisenthel toiletbag XL „black“

Die ideale Begleitung für die nächste Reise.

- Hauptfach aus Netzmaterial mit vielen Stecktaschen
- Aus wasserabweisendem Polyester
- Maße: ca. 29 x 24 x 10 cm

Zuzahlung: nur 1,- €

**PRÄMIE
zur Wahl**



5. BODUM Teebereiter „Chambord“

Aromatischer Tee genuss in edlem Design.

- Qualität und Funktionalität auf höchstem Niveau
- Hitzebeständiges Borosilikatglas
- Fassungsvermögen: ca. 1 Liter

Zuzahlung: nur 1,- €

1 Jahr GEO EPOCHE für zzt. nur 60,- € (inkl. MwSt. und Versand) bestellen unter:

kundenservice@dpv.de

Einfach ausgefüllte Karte einsenden oder mit Smartphone fotografieren und per E-Mail verschicken.

+49(0)40/55 55 89 90

Bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben.

www.geo-epoche.de/abo

Online noch weitere tolle Angebote entdecken.

SOMMER DES WANDELS

Die westeuropäischen Staaten streichen die Zölle, in Frankfurt wirft eine Frauenrechtlerin mit Tomaten, den Bundesdeutschen öffnet sich eine neue Geldquelle – und Washington sowie Moskau beschließen, über die Abrüstung ihrer Atomwaffen zu verhandeln — Text: OLAF MISCHER

Moskau, London, Washington. Die Welt ist friedlicher geworden. Um 10.30 Uhr (jeweils Ortszeit) signieren der sowjetische Ministerpräsident Alexej N. Kossygin, Großbritanniens Außenminister Michael Stewart sowie US-Außenminister Dean Rusk den Atomwaffensperrvertrag: Ihre Länder werden keine Kernsprengköpfe mehr exportieren und über die Verschrottung ihrer nuklearen Arsenale verhandeln.

Westeuropa. Am 1. Juli fallen alle gewerblichen Zölle innerhalb der 1957 von Frankreich, Westdeutschland, Italien, den Niederlanden, Belgien und Luxemburg gegründeten Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft weg. Dadurch soll die ökonomische Zusammenarbeit der Mitgliedsstaaten gestärkt werden – ein bedeutender Schritt zur europäischen Integration.

Bitterfeld. Kurz nach Beginn der Mittagsschicht des 11. Juli kommen bei einer Gasexplosion 42 Arbeiter einer PVC-Produktionsanlage des örtlichen Chemiekombinats ums Leben, mehr als 200 werden verletzt. Grund für diesen schwersten Industrieunfall der DDR-Geschichte: Die Regierung hat zu wenig in die War-

tung des maroden Staatsbetriebs investiert; Gasleitungen etwa wurden teils nur mit Pappe abgedichtet.

Bagdad. Vermutlich rechnet Iraks Staatsschef Abd ar Rahman Arif damit, erschossen zu werden, als ihn ein Offizier am Morgen des 17. Juli weckt und ihn im Namen der panarabisch-sozialistischen Baath-Partei für abgesetzt erklärt. Doch der Uniformierte teilt Arif mit, er dürfe ins Exil gehen. Zur gleichen Zeit fahren Aufständische mit Panzern vor dem Präsidentenpalast auf und besetzen den Rundfunksender. Es ist der unblutigste Umsturz in der Geschichte des Irak – aber auch der folgenreichste. Denn er eröffnet Saddam Hussein, einem 31-jährigen Funktionär der Baath-Partei, den Weg zur Alleinherrschaft: Der Mitorga-

nisator des Putsches wird das Land von 1979 an als Diktator regieren.

Rom. Am 25. Juli verbietet Papst Paul VI. mit der Enzyklika „Humanae vitae“ Katholiken jede Schwangerschaftsverhütung. „Unerlaubt und unsittlich“ sei der eheliche Verkehr, wenn dabei die Weckung neuen Lebens verhütet werde – so habe es der Kirchenvater Augustinus bereits gut anderthalb Jahrtausende zuvor verfügt. 68 Prozent der deutschen Katholiken halten die Auffassung für irrig, neun Prozent wollen das Verbot befolgen.

Athen. Eine ferngezündete Bombe explodiert am 13. August hinter dem Wagen von Georgios Papadopoulos. Doch der Chef der griechischen Militärdiktatur, die sich im Jahr zuvor an die Macht geputscht hat, bleibt unverletzt. Das Regime nutzt das Attentat als Vorwand für Massenverhaftungen. Der Täter wird gefasst und zum Tode verurteilt.

Saint-Tropez. Erstmals seit ihrer Trennung 1963 stehen Romy Schneider und Alain Delon wieder gemeinsam vor der Kamera. Mehr als das Filmprojekt, der erotische Thriller „Swimmingpool“, interessiert viele Fans das reale Beziehungs-drama: Finden



Höher als ein sechsstöckiges Gebäude, Platz für 360 Reisende: Kein Passagierflugzeug ist größer als die im September 1968 vorgestellte Boeing 747

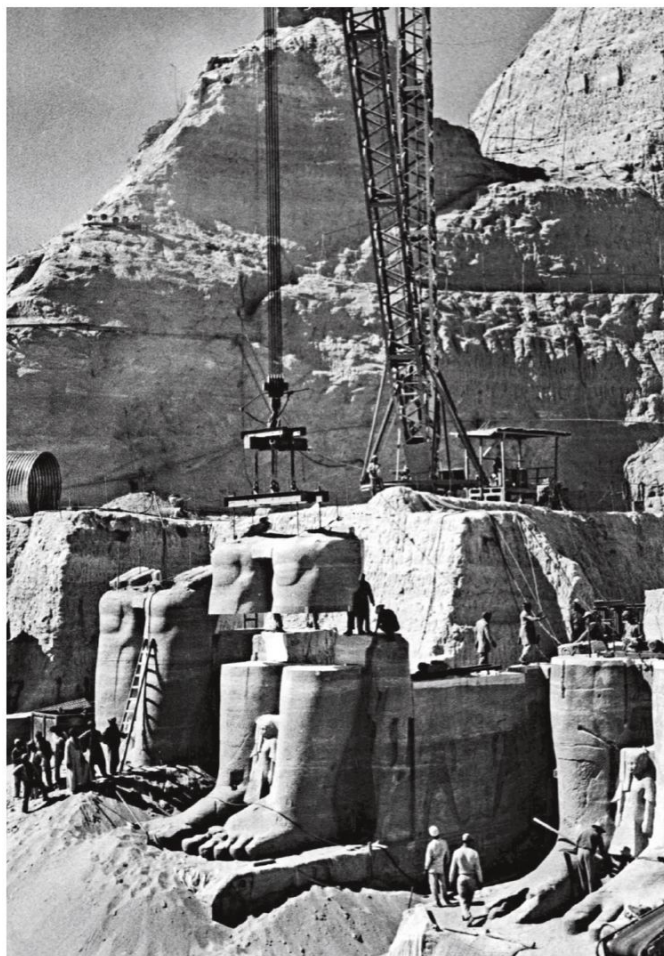
die beiden Stars wieder zueinander? Aber Delon teilt seine Villa bereits mit Jane Birkin, einer weiteren Akteurin in dem Film.

Guatemala-Stadt. Als sich US-Botschafter John Gordon Mein am 28. August gegen einen Entführungsversuch wehrt, erschießen ihn Guerilleros der „Fuerzas Armadas Rebeldes“. Die linksextreme Gruppe führt seit Jahren Krieg gegen die von den USA gestützte Militärjunta Guatemalas.

Bundesrepublik. Ab September räumen fast alle Geldinstitute berufstätigen Girokonten-Inhabern Dispositionskredite ein, meist in der Höhe eines Nettoeinkommens. In den folgenden neun Monaten nehmen allein bei der Dresdner Bank die Hälfte der Kunden den Überziehungskredit in Anspruch und leihen sich insgesamt fast 40 Millionen Mark.

Ostberlin. Laut einem Bericht der Staatssicherheit mehrten sich die Proteste gegen den Einmarsch des Warschauer Paktes in Prag: Allein in der DDR-Hauptstadt haben Volkspolizisten bis zum 8. September 3528 Flugblätter beschlagnahmt. Immer mehr Bürger wenden sich mit subversiven Aktionen gegen die eigene Regierung: Sie kappen Fernmeldekabel der Armee, versammeln sich zu spontanen Kurzdemonstrationen und provozieren die Staatspartei SED mit Hakenkreuzschmierereien.

Frankfurt am Main. Auf der 23. Delegiertenkonferenz des Sozialistischen



Als ein Stausee den ägyptischen Tempel von Abu Simbel zu zerstören droht, wird er in Blöcke geschnitten und etwas entfernt wieder aufgebaut

Deutschen Studentenbundes fordert die 31-jährige Helke Sander in einer Rede von ihren männlichen Genossen mehr Respekt und Gleichberechtigung. Denn was ihre Einstellungen zu Frauen betrifft, sind die linken Revolutionäre fast so reaktionär wie ihre Väter: Ihre Freundinnen und Gattinnen sollen für sie den Haushalt machen, kochen, Manifeste abtippen und auf die Kinder aufpassen. Bei Diskussionen dagegen kommen Frauen nur selten zu Wort. Als der SDS-Cheftheoretiker Hans-Jürgen Krahls Sanders Rede ignoriert und zur Tagesordnung übergehen will, bewirft ihn eine Frau mit Tomaten. Die Aktion wird zum

Auftakt einer neuen Bewegung: Nach dem Eklat gründen Frauen in vielen deutschen Städten eigene Gruppen, die sich unter anderem für antiautoritäre Erziehung und die Legalisierung der Abtreibung einsetzen. Das Aufbrechen alter Rollenbilder und die weitergehende Emanzipation der Frauen ist eine der bleibenden gesellschaftlichen Folgen des Jahres 1968.

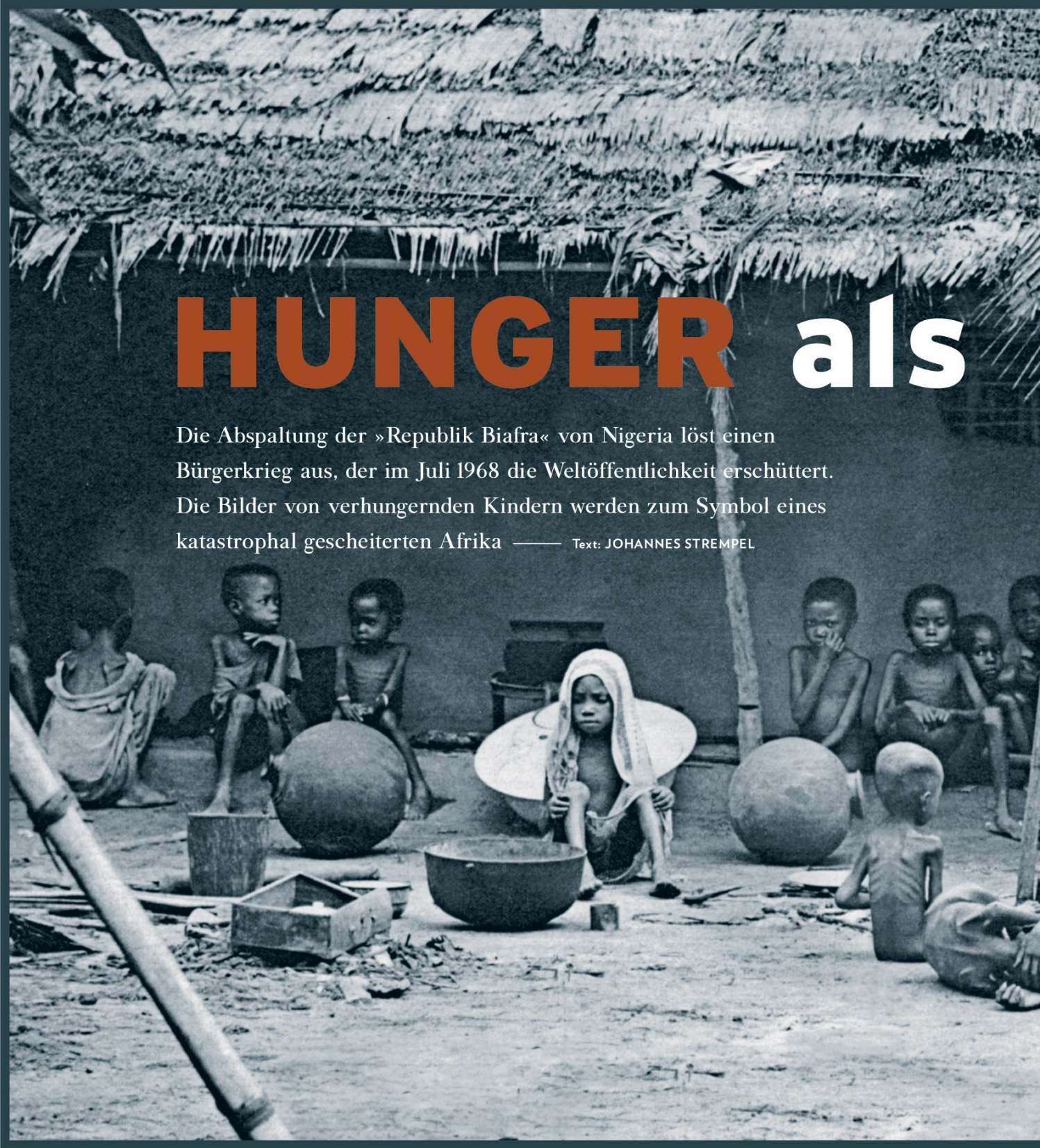
Abu Simbel. Pharao Ramses II. ließ die Tempelanlage in Abu Simbel am Nil um 1250 v. Chr. bis zu 55 Meter tief in einen Berg treiben. Nun hat Ägyptens Regierung das Heiligtum sorgsam zerlegen und 180 Meter landeinwärts wieder aufbauen lassen, um es davor zu bewahren, durch den Bau des Assuan-Stausees in den Fluten des Nil zu versinken. Am 22. September ist der mehr als 40 Millionen Dollar teure Umzug abgeschlossen.

Frankfurt am Main. „Wir achten das Grundgesetz“, versprechen mehrere ehemalige Funktionäre der seit 1956 verbotenen KPD, als sie die Gründung der Deutschen Kommunistischen Partei bekannt geben. Wichtigster Finanzier der DKP ist die DDR.

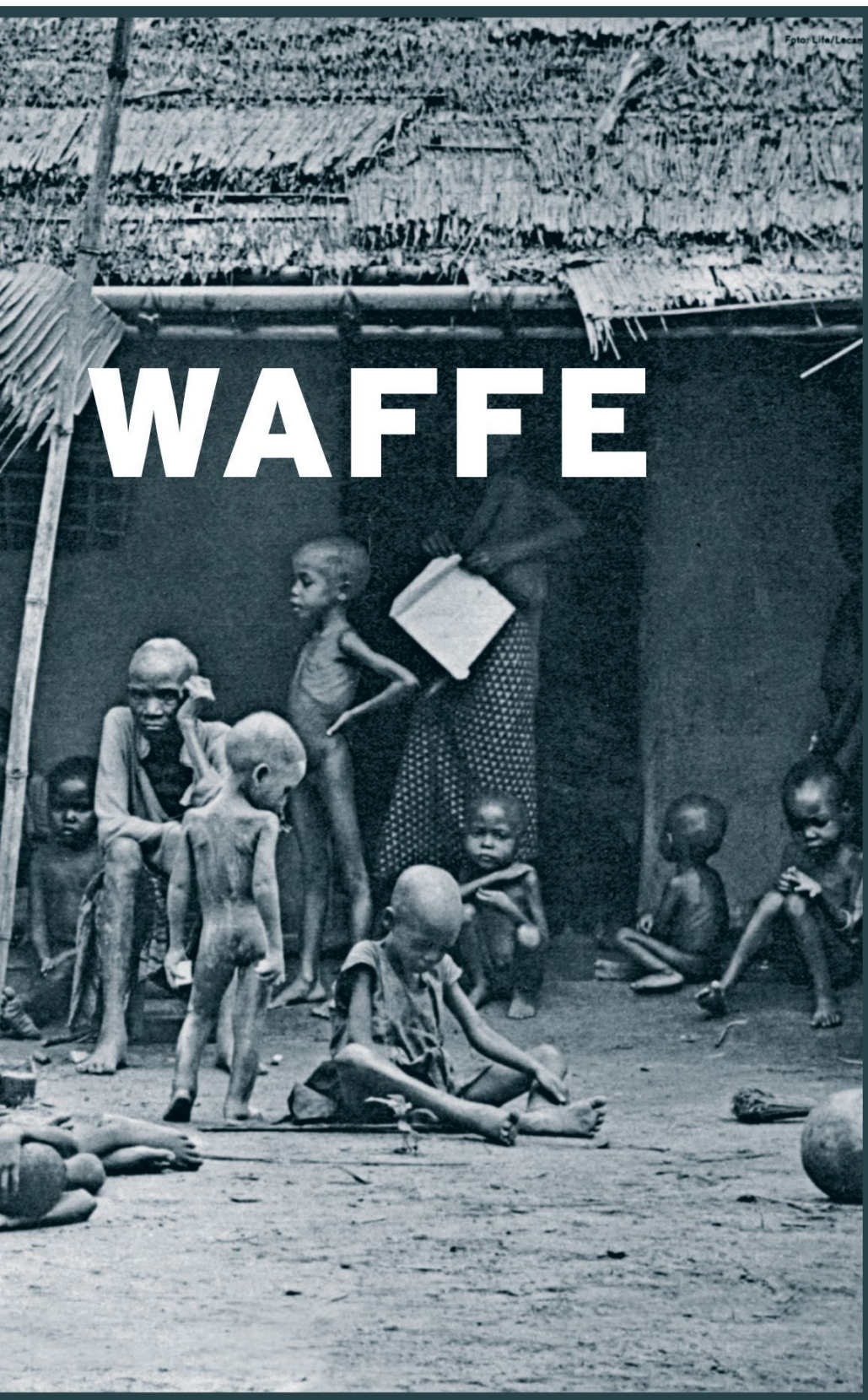
Everett. Am 30. September stellt die Firma Boeing ihr Modell 747 auf einem Flughafen der Öffentlichkeit vor. Der „Jumbojet“, wie die Maschine bald genannt wird, ist ein Flugzeug der Superlative: Mit einer Spannweite von knapp 60 und einer Länge von gut 70 Metern ist er in den folgenden vier Jahrzehnten der größte Passagierjet der Welt. ●

HUNGER als

Die Abspaltung der »Republik Biafra« von Nigeria löst einen Bürgerkrieg aus, der im Juli 1968 die Weltöffentlichkeit erschüttert. Die Bilder von verhungerten Kindern werden zum Symbol eines katastrophal gescheiterten Afrika — Text: JOHANNES STREMPER



Kinder, vom Hunger gezeichnet, apathisch, ausgemergelt: Es sind Bilder wie dieses aus einem Flüchtlingslager in Biafra, die die Welt schockieren und eine nie da gewesene Welle internationaler Hilfsbereitschaft auslösen



D

Die westliche Welt lernt im Sommer 1968 ein neues Wort: *kwashiorkor*.

Es stammt aus der afrikanischen Ga-Sprache und bezeichnet eine Krankheit, die Verhungernde befällt. Wer an Kwashiorkor leidet, dessen Körper magert immer weiter ab, schwillt aber durch sich einlagernde Flüssigkeit zugleich auch an, besonders am Bauch und an den Beinen. Das Schrecklichste an Kwashiorkor ist, dass vor allem Kleinkinder der Mangelerkrankung zum Opfer fallen.

Und es sind die Fotos von hungernen Kindern und Babys, die in jenem Sommer die Welt entsetzen. Am 12. Juli zeigt das US-Magazin „Life“ die „Hungernen Kinder des Biafra-Kriegs“ auf seiner Titelseite, gut zwei Wochen später der deutsche „Stern“. Auch in TV-Nachrichten verdrängen nun plötzlich Bilder aus Biafra die allgegenwärtigen Reportagen vom Konflikt in Vietnam.

Biafra – wo liegt das? Außer Experten hat noch kaum jemand den Namen dieser Region überhaupt gehört.

Dort herrscht ein Bürgerkrieg, erfahren nun die TV-Zuschauer. Im Mai 1967 hat sich der Südosten des afrikanischen Staates Nigeria als unabhängige „Republik Biafra“ vom Rest des Landes abgespalten; seither kämpfen Truppen der Zentralregierung gegen die Rebellen. Und mit dem Krieg ist der Hunger nach Biafra gekommen, in einem Maße, wie es die westliche Öffentlichkeit nie zuvor gesehen hat. Tausende, vor allem Kinder, sterben täglich an Unterernährung, so die Berichte.

Groß ist die Anteilnahme während dieses Sommers 1968, vor allem in Europa und den USA. Allein in der Bundesrepublik bilden sich mehr als 90 meist studentische „Biafra-Komitees“, die In-

formationsmaterial verteilen und Demonstrationen mit Gastrednern wie dem Schriftsteller Günter Grass organisieren.

In Sonntagsgottesdiensten erzählen Prediger vom Bürgerkrieg in Nigeria und fordern die Gemeindeglieder auf, an ihren jeweiligen Abgeordneten oder gleich an die Vereinten Nationen zu schreiben und die Anerkennung Biafras zu fordern.

Hilfsorganisationen wie das Rote Kreuz, das Diakonische Werk und die Caritas erhalten in einem noch nie da gewesenen Ausmaß Spenden und fliegen per Luftbrücke Stockfisch, Mehl und Milchpulver in das von den Regierungstruppen eingeschlossene Biafra.

Richard Nixon, Präsidentschaftskandidat der Republikaner bei der Wahl im kommenden November, drückt bei einer Rede aus, was die westliche Welt empfindet: „In diesem Augenblick findet ein Völkermord statt – und Hunger ist der Sensenmann.“

Diese Tragödie in Afrika scheint eine Geschichte von Gut und Böse zu sein, von David gegen Goliath. Der Böse, das ist die nigerianische Regierung, die den Tod unschuldiger Kinder in Kauf nimmt. Die Guten sind die tapferen Rebellen von Biafra, die um ihre Freiheit ringen.

Kaum jemand ahnt, dass Hardliner auf *beiden* Seiten den Hunger kalkuliert als Waffe nutzen: die Staatsführung, um die Rebellen schneller in die Knie zu zwingen; die Sezessionisten, um die Öffentlichkeit für ihre Sache zu gewinnen.

Denn der Krieg um Biafra ist auch ein Krieg der Worte, der PR-Agenturen und manipulierten Journalisten.

Zum grausigen Symbol dieses Krieges werden die „Biafra-Babys“ mit ihren bis auf die Knochen abgezehrten Gliedmaßen, den leeren Augen, dem eingefallenen Brustkorb und dem durch Kwashiorkor aufgeblähten Hungerbauch.

Mehr noch: Die Aufnahmen von den sterbenden Kindern erscheinen vielen bald wie ein Sinnbild für das Scheitern des afrikanischen Kontinents.

Dabei haben gerade auf Nigeria alle Beobachter die größten Hoffnungen gesetzt. Acht Jahre ist es her, dass die europäischen Mächte Frankreich, England und Belgien insgesamt 17 afrikanische



Die modernen Schnellfeuergewehre, die hier Soldaten der nigerianischen Armee lachend präsentieren, kommen vor allem aus Großbritannien, Panzer und Kanonen aus der UdSSR. Frankreich und China hingegen unterstützen die Rebellen in Biafra mit Waffenlieferungen

Kolonien in die Unabhängigkeit entlassen haben.

Nigeria, ein ehemals britisches Überseegebiet und mit 47 Millionen Bürgern der bevölkerungsreichste Staat Afrikas, erfüllt eigentlich alle Voraussetzungen für eine stabile Zukunft: Die Kolonialherren haben nach 1945 Millionen Pfund in Wasserversorgung, Schulen und Krankenhäuser investiert. Der Export von Kakao, Erdnüssen und Gummi sorgt für ein solides Handelseinkommen.

Überdies sind 1958 im Nigerdelta im Süden des Landes reiche Öllagerstätten entdeckt worden, deren Ausbeutung großen Wohlstand verspricht.

Doch wie so viele ehemalige Kolonialgebiete mit ihren willkürlich gezogenen Grenzen trägt das Land an einer Bürde: Es gibt jetzt zwar einen jungen Staat, aber deshalb noch lange keine nigerianische Nation. Stattdessen leben mehr als 200 Ethnien in dem Land, die ein verbindendes Nationalgefühl nicht kennen. Die größten Volksgruppen sind die Hausa im Norden, die Yoruba im Südwesten und die Igbo im Südosten.

Jede dieser drei Volksgruppen ist in den ersten Jahren der Unabhängigkeit vor allem von der Angst beseelt, von einer der anderen dominiert zu werden. Weil der Norden die meisten Einwohner

zählt, führt die dortige politische Partei auch die Bundesregierung an. Aber die beiden anderen starken Ethnien drängen ebenfalls an die Macht. Denn wer den Staat beherrscht, kann Regierungsgelder und Posten in der Verwaltung oder dem Militär an sein Volk verteilen. Die Folge sind manipulierte Volkszählungen, gefälschte Wahlen, Vetternwirtschaft.

Im Januar 1966 haben junge Offiziere der Armee genug und putschen gegen die Republik. Die Männer handeln wohl tatsächlich aus idealistischen Motiven – sie wollen das Treiben der korrupten Politiker beenden. Aber weil vier der fünf Offiziere Igbo sind, wittern die Hausa des Nordens hinter dem Putsch das Ziel, das Volk der Igbo an ihrer Stelle an die Macht zu hieven.

Schon im Juli kommt es daher zu einem Gegenputsch durch nördliche Armeeangehörige. Die Distanz und Abneigung, die seit Jahrhunderten zwischen muslimischen Hausa und christlichen Igbo herrscht, entlädt sich nun während der Wirren der Putsche in Gewalt.

Tausende Igbo, die zum Teil seit Generationen im Norden leben, werden Opfer von Massakern und Pogromen. Wohl mindestens 5000 Menschen sterben, mehr als 150 000 sind auf der Flucht. Oberst Chukwuemeka Ojukwu,

der Militärgouverneur der Ostregion, ruft daraufhin alle Igbo auf, zu ihm in die Heimat zu kommen, und empfiehlt umgekehrt den im Südosten lebenden Hausa, die Region zu verlassen.

Offenbar erwägt der Gouverneur, überzeugt davon, dass die Igbo in einem vereinten Nigeria nicht in Frieden werden leben können, die Sezession.

Die Zentralregierung will das unbedingt verhindern – zum einen, um nicht andere Volksgruppen zu einem ähnlichen Schritt zu ermuntern. Vor allem aber, weil zwei Drittel der nigerianischen Ölvorkommen auf südöstlichem Gebiet liegen. Doch alle Verhandlungen helfen nicht: Am 30. Mai 1967 erklärt Ojukwu den Südosten mit seinen 13 Millionen Einwohnern zur unabhängigen „Republik Biafra“ (der Name leitet sich ab von einer Bucht an der Küste).

Die Zentralregierung in Lagos ist davon überzeugt, die Rebellion mit einer raschen Militäraktion binnen weniger Wochen niederwerfen zu können. Die nigerianische Armee besteht zu jener Zeit aus weniger als 10 000 Männern, die sich auf sechs Bataillone verteilen. Nur eines davon kämpft auf der Seite Biafras.

Am 6. Juli 1967 überrennen Regierungstruppen die Grenze Biafras und stehen schon eine Woche später wenige Meilen vor Enugu, der Hauptstadt der neuen Republik. Doch dann erobern Biafras Soldaten in einer überraschenden Gegenoffensive weite Teile des Südwestens und nähern sich der Kapitale Lagos.

Die Sezessionisten sind zwar an Soldaten unterlegen, aber in Logistik, Taktik und Organisation im Vorteil, weil

viele der gut ausgebildeten Offiziere der Armee zur Ethnie der Igbo gehören. Außerdem sind die Igbo seit den Pogromen davon überzeugt, dass ihr Volk vollständig vernichtet werden soll, und kämpfen daher mit besonderer Entschlossenheit.

Doch aufgrund von Chaos in Biafras Armeeführung scheitert der Gegenangriff schließlich, und die Soldaten ziehen sich wieder über den Niger zurück. Jetzt rücken die nigerianischen Truppen immer weiter in den Südosten vor und erobern Anfang Oktober auch Enugu.

Nur drei Monate nach Kriegsbeginn hat Biafra zwei Drittel seines Territoriums verloren. Und die Zentralregierung tut alles, um die Abtrünnigen zusätzlich zu schwächen: Die nigerianische Marine blockiert die Häfen Biafras, Flüge aus dem Ausland dürfen nur noch mit Sondererlaubnis aus Lagos in das



Krieg um Biafra

Flüchtlinge in Biafra versuchen, ihre Habseligkeiten vor den heranrückenden Truppen der Zentralregierung zu retten. Die nigerianische Armee drängt die Rebellen immer weiter zurück, umschließt deren Gebiet schließlich vollständig. Nun erreichen kaum noch Nahrungsmittel die Menschen dort – und das große Hungern beginnt

Rebellengebiet abheben. Und Anfang 1968 führt die Regierung überraschend eine neue nigerianische Währung ein, sodass alle Reserven Biafras auf einen Schlag wertlos sind.

Im Mai schließlich besetzen die staatlichen Truppen die Stadt Port Harcourt und damit Biafras Zugang zum Meer und zugleich den letzten Flughafen der Rebellen. Biafra ist nun von allen Seiten eingeschlossen.

Die Lage der Rebellen erscheint aussichtslos. Militärisch haben sie keine Chance auf einen Sieg, und auch auf politischer Ebene verzeichnen sie kaum Erfolge: Zwar erkennen vier afrikanische Staaten die neue Republik im Frühjahr 1968 diplomatisch an, aber der Rest der Welt nimmt von dem Konflikt kaum Notiz. Biafras Staatschef erkennt, dass er eine neue Strategie finden muss.

Der 34-jährige Ojukwu stammt aus einer reichen Igbo-Familie und hat, wie viele aus der Elite des Landes, während der Kolonialzeit eine privilegierte britische Erziehung genossen: Nach dem Studium in Oxford wurde er an der eng-



Wie ein zynischer Kommentar zur Katastrophe von Biafra wirkt das Reklameschild einer Fabrik für Kindernahrungsmittel in Nigerias Hauptstadt Lagos: Denn in dem Land, in dem Babys angeblich »glücklich und gesund« sind, verhungern Hunderttausende Kinder

lischen Militärakademie Eaton Hall zum Offizier ausgebildet.

Sein Gegenspieler ist Nigerias Präsident Yakubu Gowon, der aus einer der kleineren Ethnien des Landes stammt und mit 32 Jahren zum jüngsten Staats-

chef der Welt aufgestiegen ist. Der britische „Daily Telegraph“ nennt ihn einen „afrikanischen Kennedy“.

Die zwei Männer sind sich sehr ähnlich: fast gleich alt, beide christlichen Glaubens und beide ein Produkt der britischen Armee – Gowon hat die Militärakademie Sandhurst in Südengland besucht. Beider Karrieren begannen während der Putsche, als die Militärs die Kontrolle in Nigeria übernahmen. Beide sind keine Politiker und unfähig zum Kompromiss. Und sie pflegten bis zu Beginn des Bürgerkriegs sogar einen kameradschaftlichen Umgang miteinander.

Gowon und die nigerianische Regierung wollen den Konflikt mit Biafra möglichst unbeachtet und auf nationaler Ebene halten – auch, um ohne fremde Einmischung Waffen kaufen zu können.

Ojukwu dagegen erkennt nun, dass seine einzige Chance darin liegt, Biafras Freiheitskampf der Weltöffentlichkeit bekannt zu machen. Daher lässt er ab Februar 1968 die Genfer PR-Agentur Markpress für seine Ziele arbeiten, eine Firma, zu deren Kunden bis dahin vor allem Hotels, Fluglinien und Kosmetikfirmen gehört haben.

Der amerikanische Agenturchef William Bernhardt erzählt später einem Journalisten, er habe Biafra zuerst für den Namen einer neuen Zahnpasta gehalten.



Grausiges Symbol des Leides: *Kwashiorkor* heißt die durch Hunger verursachte Mangelkrankheit, die vor allem Kinder befällt

Per Luftbrücke bringen Organisationen wie das Rote Kreuz Hilfsgüter und Ärzte in das Rebellengebiet (Juli 1968)



Markpress beginnt die PR-Tätigkeit damit, Journalisten nach Biafra zu bringen, die über die Zustände in der eingeschlossenen Region berichten sollen.

Dort sind die Lebensbedingungen inzwischen dramatisch: Schon in Friedenszeiten konnte die Bevölkerung nur mit massiven Nahrungsimporten ernährt werden. Durch die Blockade der Regierung, die hohe Zahl an Flüchtlingen aus dem Norden und die im Krieg verlorenen Gebiete, zu denen auch Ackerflächen gehören, gerät die Versorgung nun aber immer weiter außer Kontrolle.

Die Lage in Biafra ist ohne Frage ernst – wird von der PR-Agentur aber absichtlich übertrieben. So kommt es, dass die Angaben über die Zahl der täglich Verhungerten in Berichten zwischen 200 und 10 000 Menschen am Tag schwanken, die Wahrheit kennt niemand, sie muss irgendwo dazwischen liegen.

Und auch die Journalisten scheuen sich auf der Jagd nach der besten Story nicht, die Realität zu manipulieren. Als etwa die Zustände in einem Krankenhaus an der Front nicht so bestürzend sind wie erwartet, suchen die Reporter in der Umgebung nach einem Kind, das an Kwashiorkor leidet, und stellen mit ihm Fotos nach. Das britische Außenministerium wird später festhalten: „Viele Print- und TV-Berichte waren einseitig, partiell und sogar gelogen.“

Doch bei aller Manipulation: Das Leid der Menschen in Biafra ist echt, die Opferzahlen sind gewaltig. Seriöse Schätzungen, die Forscher nach dem Krieg aufstellen werden, gehen von etwa zwei Millionen Toten aus, davon sterben die meisten an Hunger.

Die aufwühlenden Bilder der hungrigen Kinder bedeuten für die Rebellen den Durchbruch: Biafra ist nun in die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit gerückt.

Auch weil es kaum andere Quellen zur Lage in Biafra gibt, versorgt Markpress bald fünf Nachrichtenagenturen mit ihren einseitigen Pressemitteilungen, außerdem das britische Parlament, den US-Kongress und die beiden US-Präsidentschaftskandidaten.

Staatschef Ojukwu und Markpress konzentrieren sich in ihrer Kampagne vor allem auf einen Vorwurf: den ver-

meintlichen Genozid an den Menschen Biafras. Waren nicht schon die Pogrome vor dem Bürgerkrieg – deren Opferzahlen Ojukwu bewusst deutlich übertreibt – der Auftakt zu einem Völkermord an den Igbo? Und sind die Blockade Biafras und die daraus folgende Hungerkatastrophe nicht der Beweis, dass die nigerianische Zentralregierung die Ethnie vollständig auslöschen will?

Die Presse nimmt die Anschuldigungen bereitwillig auf, der britische „Guardian“ etwa verwendet in einem seiner Berichte über die Abriegelung Biafras die Nazi-Vokabel „Endlösung“.

Nigerias Premier Gowon ist empört und weist immer wieder darauf hin, dass er nur einen Krieg gegen die abtrünnigen Rebellen führe und keinem Igbo in den Gebieten der Regierung ein Leid geschehe. Im Spätsommer 1968 lädt er eine internationale Beobachtergruppe ein, die Vorwürfe zu untersuchen.

Das Team stellt fest, dass es zwar auf beiden Seiten Exzesse im Krieg gegeben habe, doch „das Wort Genozid ist vollkommen ungerechtfertigt“ (der Bericht wird aber erst nach Ende des Krieges veröffentlicht).

Während die nigerianische Zentralregierung also schon kurz vor einem militärischen Sieg zu stehen scheint, erin-

gen die Rebellen in diesem Sommer einen moralischen Vorteil: Biafra wird in der Öffentlichkeit immer weniger als teilnehmende Partei an einem Krieg gesehen, sondern als Opfer, das umschiere Überleben kämpft.

D

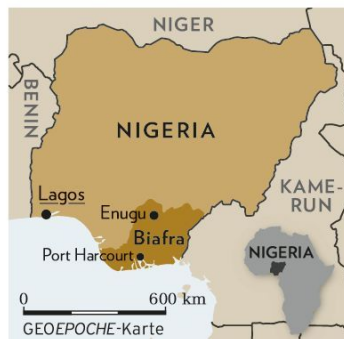
Die Frage, ob es in Biafra um Völkermord geht, sichert Oberst Ojukwu nicht nur Anteilnahme im Ausland, sondern schmiedet auch die Igbo im Rebellengebiet gegen Nigerias Regierung zusammen. „Gowon hasst dich!“, ist ein Propagandaplakat überschrieben, das einen invaliden Biafra-Soldaten mit Verbänden und Krücke zeigt, darunter die Zeilen: „Gowon verschont niemanden. Er zerstört alle.“

Ausländische Reporter sind von der Entschlossenheit und dem Kampfesmut der Menschen in Biafra beeindruckt: Elektriker und Ingenieure basteln aus Milchkannen Landminen und aus Metallschrott Handgranaten. Mädchen stricken, nähen und kochen für junge Rekruten, von denen viele ihre Klassenkameraden waren, als die Schulen noch geöffnet hatten. Verwaltungsbeamte, die früher in grauen Anzügen in den Büros der inzwischen eroberten Hauptstadt saßen, tragen jetzt bunte, handgemachte Hemden und einen Vollbart wie ihr Vorbild, der Rebellenchef Ojukwu.

Weil es kein Zeitungspapier mehr gibt, werden die Nachrichten auf Schulheften gedruckt. Und da wegen der Luftangriffe die Nachtlokale geschlossen bleiben, treffen sich junge Paare eben zum Tanztee am Nachmittag und trinken dabei Palmwein, weil Bier ebenso wenig wie Zigaretten zu haben sind.

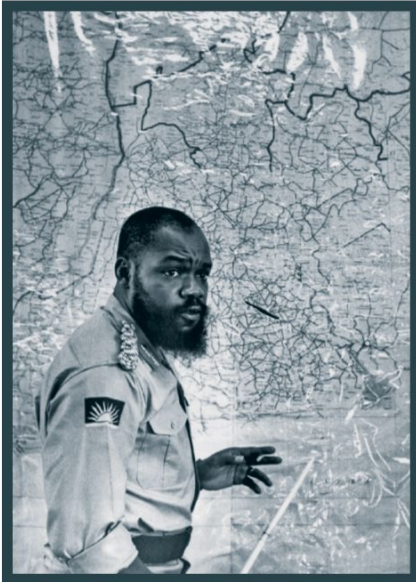
Durch die Blockade ist alles knapp und teuer geworden: Fleisch, Fisch, Eier. Ein Huhn, das zu Beginn des Krieges für 15 nigerianische *shilling* zu haben war, kostet an dessen Ende 30 Pfund. Den-

GESPALTENES LAND



Die »Republik Biafra« macht nur einen kleinen Teil der Fläche Nigerias aus. Doch zwei Drittel der Öleressourcen des Landes lagern innerhalb ihrer Grenzen

Biafras Staatschef Ojukwu sieht nur eine Chance, den Krieg zu überstehen: Die Welt muss von der Katastrophe erfahren



Der Deutsche Rolf Steiner ist einer von zahlreichen Söldnern aus aller Welt, die auf der Seite Biafras kämpfen. Der ehemalige Fremdenlegionär bildet Kämpfer der Rebellenarmee aus – darunter auch, wie hier, Kindersoldaten (Juli 1968)

noch: „Wenn wir die Wahl zwischen 1000 Gewehren und Milch für 50 000 verhungerte Kinder hätten“, so ein Beamter zu einem Journalisten, „würden wir die Gewehre nehmen.“

Waffen sind rar auf beiden Seiten, und so suchen Nigeria wie Biafra ständig nach Verbündeten, die sie mit Kriegsgerät versorgen könnten. Die Briten, als die ehemaligen Kolonialherren der wichtigste Partner, ziehen sich offiziell auf eine neutrale Position zurück.

Denn das niederländisch-britische Konsortium Shell/BP hat 200 Millionen Pfund in die Ölfelder im Südosten investiert – und Großbritannien will am Ende des Krieges in jedem Fall auf Seiten der Gewinner stehen.

Dennoch beliefern die Briten die Zentralregierung mit Gewehren und leichter Ausrüstung, weisen Bitten um Flugzeuge, Bomben und Panzer allerdings zurück. Deshalb hat sich Nigerias Premier Gowon schon 1967 an die Sowjetunion gewandt, die, immer auf der Suche nach neuen Einflusszonen, das Land bald bereitwillig mit Kampfjets, Artillerie und Technikern unterstützt.

Zu Biafras wichtigstem Verbündeten wird Frankreich. Alarmiert von den Berichten über einen vermeintlichen Genozid, versichert die Regierung Charles de Gaulles dem abgespaltenen Biafra ihre Unterstützung im Freiheitskampf und liefert ab Mitte 1968 massiv Waffen. Dies ist vor allem Realpolitik: Frankreich will Londons Einfluss in Afrika schwächen und hat kein Interesse an einem starken Nigeria, da es Frankreichs Bedeutung als ehemalige Kolonialmacht in Westafrika schmälern könnte.

Zu einem weiteren Partner Biafras wird die Volksrepublik China, die in dem Bürgerkrieg eine Chance sieht, die Sowjetunion als Führer der kommunistischen Welt herauszufordern.

So stehen in diesem Konflikt also de facto Großbritannien und die UdSSR auf der einen Seite gegen China und Frankreich auf der anderen. Und Biafras Staatschef Ojukwu, Oxford-Absolvent aus einer wohlhabenden Familie, bedankt sich in einem Brief an Mao Zedong für dessen Hilfe im „Kampf gegen den vom sowjetischen Revisionismus unterstützten angloamerikanischen Imperialismus“.

Die Waffenlieferungen vor allem Frankreichs sind ein Grund, wieso die

taumelnde Rebellenrepublik nach dem Sommer 1968 noch weitere 18 Monate durchhält. Ein anderer liegt in der internationalen Spendenwelle, die in Folge der Bilder hungernder Biafra-Babys nun einsetzt. Von der größten Hilfsaktion seit dem Zweiten Weltkrieg spricht das Rote Kreuz, dessen Budget von 0,5 Millionen Pfund im Jahr auf 1,4 Millionen im Monat anwächst.

Während die linke Studentenbewegung in vielen Ländern in diesen Jahren gerade die Kritik am Imperialismus und die internationale Solidarität entdeckt, ist der nigerianische Bürgerkrieg einer der ersten Konflikte, die auch dem normalen Fernsehzuschauer die Existenz einer „Dritten Welt“ bewusst machen.

Neben dem Roten Kreuz engagieren sich kirchliche Organisationen in der Hilfe für Biafra. Französische Ärzte, die sich über die Neutralität des Roten Kreuzes empören und eindeutig Stellung zu dem angeblichen Genozid in Biafra beziehen wollen, gründen wegen ihrer Erfahrungen in Biafra 1971 die karitative Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“. Und aus einem Hamburger „Biafra-Komitee“ geht später die „Gesellschaft für bedrohte Völker“ hervor.

Vor allem in den USA und in Westdeutschland spenden die Menschen ungeheure Summen. Anfangs werden all die Lebensmittel und Medikamente in den gleichen Flugzeugen nach Biafra geschafft, in denen die Rebellen auch ihre neu eingekauften Waffen transportieren. Erst im Oktober 1968 schließen sich die Kirchenorganisationen von 21 Ländern zur ökumenischen „Joint Church Aid“ zusammen und kaufen eigene Flugzeuge, die von der portugiesischen Insel Sao Tomé im Golf von Guinea aus Biafra anfliegen. Bis zum Kriegsende werden die Kirchen auf diesem Weg 60 000 Tonnen Hilfsgüter in die belagerte Republik bringen.

Da Biafra inzwischen alle Flughäfen verloren hat, sind nur noch wenige Behelfslande bahnen im Dschungel übrig – etwa eine Landebahn beim Dorf Uli, eigentlich nicht mehr als eine Autopiste. Aber sie ist die letzte Lebensader der Rebellen und ein Symbol der Hoffnung.

Nur bei Dunkelheit wagen die Piloten den Anflug, fast 40 Flugzeuge landen pro Nacht. Die meisten davon sind mit Hilfsgütern beladen, andere kommen aus Gabuns Hauptstadt Libreville und bringen französische Waffen.

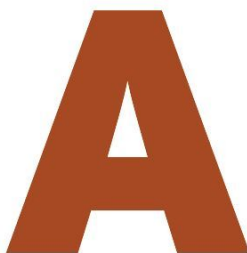
Wegen dieser Lieferungen fliegt die nigerianische Luftwaffe immer wieder Angriffe gegen Uli, was auch die Piloten der Hilfsorganisationen in Gefahr bringt. Die meisten von ihnen sind Söldner. 25 Gräber auf einem kleinen Buschfriedhof neben der Landepiste gemahnen sie täglich an das Risiko ihres Berufs.

Auch am Boden kämpfen Ausländer für Biafra. Einer der bekanntesten ist der deutsche Rolf Steiner, der als Hitlerjunge einst zum letzten Aufgebot der Nationalsozialisten gehörte, dann zur Fremdenlegion ging und im Indochinakrieg eingesetzt wurde. Die „Gruppe Steiner“, eine Handvoll Söldner, von denen viele schon in den Bürgerkriegen im Jemen und im Kongo gekämpft haben, bildet eine

Brigade von 3000 Biafranern in Guerillataktiken aus. Die Ausländer verdienen etwa 1000 Dollar im Monat und in bar – weshalb sie eigene Leibwächter anheuern, deren Aufgabe nur darin besteht, auf das Geld aufzupassen.

Manche Söldner allerdings entwickeln auch das „Biafra-Fieber“, wie sie es nennen: Sie fechten nicht mehr in erster Linie für Bezahlung, sondern für die Sache, weil sie beeindruckt sind vom Freiheitskampf der Rebellen.

„Ich habe schon viele Afrikaner in Kriegen kämpfen sehen“, sagt etwa der Söldner Taffy Williams aus Südafrika, „doch niemand kann es mit diesen Leuten aufnehmen. Überlasst mir 10 000 Biafraner für sechs Monate, und wir werden eine Armee aufbauen, die auf dem Kontinent unbesiegt ist.“



Aber dazu kommt es nicht mehr. Im Sommer 1968 rücken Regierungstruppen von Norden und Süden aus auf das Rebellengebiet vor, erobern mehr und mehr Terrain, darunter die neue Hauptstadt Umuahia. Den Biafranern gelingen zwar Gegenangriffe, aber niemand rechnet noch mit einer Wende.

Kurz nach Kriegsende wird der Präsident der katholischen Caritas in einem Brief schreiben: „Ojukwu opferte seine Leute rücksichtslos auf der Schlachtbank, obwohl er seit spätestens Anfang 1969 wissen musste, dass politisch und militärisch nichts mehr zu gewinnen war.“ Darin liegt allerdings auch das Dilemma der Hilfsorganisationen: Zwar retten sie mit ihren

Lebensmitteln und Medikamenten Tausende Leben, stärken aber auch die unterlegene Seite in einem Konflikt und verlängern so den Krieg.

Und so hält sich, auch wegen der Luftbrücke nach Uli, die Rebellenregierung noch das ganze Jahr 1969 über. Die Kämpfe flauen ab, zwischen Mai und Oktober herrscht fast völlige Ruhe. Als dann Ende des Jahres Regierungstruppen überraschend zur Offensive ansetzen, leistet Biafra kaum noch Widerstand.

Zum einen haben die Soldaten in der langen Kampfpause Kontakte mit ihren Gegnern auf der anderen Seite geknüpft, sogar Fußballspiele und Schwarzmärkte organisiert.

Zum anderen hat sich inzwischen herumgesprochen, dass die Igbo in den eroberten Gebieten nicht ein Genozid erwartet, sondern friedliches Leben.

Am 12. Januar 1970 erklärt die Republik Biafra offiziell ihre Niederlage. Einen Tag zuvor ist Ojukwu von Uli aus ins Exil an der Elfenbeinküste aufgebrochen (1982 darf er nach Nigeria zurückkehren und nach einer kurzen Haftzeit weiter als Politiker agieren, er tritt sogar mehrmals als Präsidentschaftskandidat an, verliert aber. Er stirbt 2011).

Beobachter erwarten nun ein Blutbad in Nigeria. Doch dazu kommt es nicht. Präsident Gowon gibt den Slogan aus: „Keine Sieger, keine Besiegten“. Niemand solle in diesem Bruderkrieg auf Rache sinnen oder Genugtuung fordern.

Das Interesse der westlichen Medien an Biafra hat schon im August 1968 nachgelassen, als die Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei einmarschiert sind, um den „Prager Frühling“ zu beenden (siehe Seite 134).

Nun bestimmen wieder die Entwicklungen im Ostblock und der Konflikt in Vietnam die Schlagzeilen – Ereignisse, die mehr zu tun haben mit den Fragen der Zeit, der Ideologie des Kalten Krieges als Nigeria.

Doch ein paar kurze Wochen lang haben die Fotos von den verhungerten Biafra-Kindern die Welt erschüttert.

Und auf lange Zeit unser Bild von Afrika geprägt. ■

Johannes Strempel, Jg. 1971, ist Autor im Team von GEOEPOCHÉ.

LITERATURTIPPS

John de St. Jorre
»The Nigerian Civil War«
Ausführliche Darstellung der Ursachen und des Verlaufs des Bürgerkrieges (Hodder & Stoughton).

Jonathan Benthall
»Disasters, Relief and the Media«
Analyse der Rolle der Medien bei Katastrophen, auch anhand des Biafra-Krieges (I. B. Tauris).



Und fast niemand spricht von Skandal: 5000 Trauergäste kommen 1966 zur Beerdigung des SS-Generals Sepp Dietrich – und singen das verbotene Horst-Wessel-Lied. Erst langsam setzt eine kritische Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit ein

Deutschlands dunk

Durch eine Politik des Wegschauens und Verdrängens der NS-Verbrechen sichert sich die Bundes Reich« schuldig gemacht hatten. Doch in den 1960er Jahren fragen immer mehr junge Leute ihre



Ritterkreuzträger unter sich: Sepp Dietrich (l.), einst Kommandeur von Hitlers Leibgarde, 1959 mit Kameraden

les Erbe

republik Deutschland lange Zeit die Loyalität jener Hunderttausenden, die sich im »Dritten Eltern: Was habt ihr damals gewusst? — Text: MATTHIAS LOHRE und JOACHIM TELGENBÜSCHER

D

Die Bundesrepublik ist auf Vergessen gegründet. Auf Schweigen über den Mord an den Juden, auf der Verdrängung der eigenen Schuld. Und auf einer Lüge.

überhaupt erst möglich macht. Mit dem CDU-Politiker Konrad Adenauer wird zwar 1949 ein Gegner Hitlers zum Bundeskanzler gewählt, aber in der zweiten Reihe übernehmen alte Funktionselemente rasch hohe Posten, gewinnen ehemalige NSDAP-Mitglieder wieder an Einfluss.

Ob in der Justiz, der Industrie oder der Forschung: Eine aktive Beteiligung an dem Unrechtsregime der Nationalsozialisten ist in der jungen Republik oft kein Hindernis für eine steile Karriere.

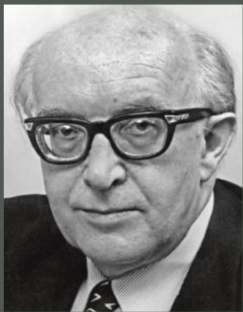
Doch in den 1960er Jahren drängt die dunkle Erinnerung mit Macht zurück ins öffentliche Bewusstsein. Eine neue Jugend wächst heran, die mit der Unbefangenheit der Nachgeborenen die

Der groß gewachsene Mann mit den grau melierten Haaren, der an diesem Sommernachmittag den Gerichtssaal betritt, war einst NS-Funktionär. Bis Kriegsende arbeitete er als stellvertretender Abteilungsleiter im Reichsaußenministerium und gehörte der NSDAP an. Mitgliedsnummer 2633930.

Sein Name: Kurt Georg Kiesinger. Sein derzeitiges Amt: Bundeskanzler.

Rund 50 Journalisten sind gekommen, um über die Aussage des CDU-Politikers zu berichten. Der Raum ist überfüllt, alle Zuschauerplätze besetzt. Im

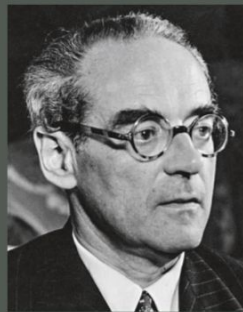
SCHÄNDLICHE KONTINUITÄT: Zahlreiche führende Männer der Bundesrepublik waren in das NS-System verstrickt



Ernst Achenbach
NS-Diplomat. Beteiligt an Judendeportationen. Ab 1957 Mitglied des Bundestags (FDP)



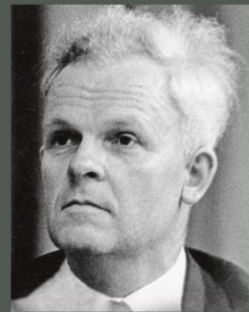
Werner Best
Stellvertreter von Reinhard Heydrich. Direktoriumsmitglied Hugo Stinnes GmbH



Otto von Bismarck
NS-Diplomat und Gesandter in Rom. Abgeordneter im Bundestag (CDU)



Gustav Bosselmann
Mitglied in NSDAP und SA. Jurist. Ab 1965 niedersächsischer Justizminister (CDU)



Ewald Bucher
NSDAP-Mitglied und Wehrmachtsoffizier. Bundesjustizminister (FDP, 1962–65)

Von den Verbrechen der Nationalsozialisten hätten sie nichts gewusst, so die Ausrede vieler Westdeutscher. Verantwortlich für die Gräueltaten sei allein eine kleine Gruppe um Adolf Hitler und den SS-Führer Heinrich Himmler gewesen. Auch viele unter denen, die sich persönlich etwas haben zuschulden kommen lassen, erklären sich zu bloßen Befehlsempfängern – und sprechen sich damit von aller Verantwortung frei.

Statt als Mitwisser oder Komplizen fühlen sich die meisten Bürger der Bundesrepublik als Opfer. Haben sie nicht auch durch Bombenkrieg und Vertreibung Unrecht erlitten?

Es ist diese nationale Amnesie, die Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

Lebenslügen ihrer Eltern hinterfragt. Dies trägt dazu bei, einen Prozess in Gang zu setzen, für den die Deutschen ein neues Wort erfinden müssen: Vergangenheitsbewältigung. Und schließlich fällt der Schatten der Geschichte auch auf die Spitzen des Staates.

Bonn, 4. Juli 1968. Vernehmung vor einem Schwurgericht. Die Verteidiger der Angeklagten, des früheren NS-Diplomaten Fritz-Gebhardt von Hahn, haben die Ladung eines prominenten Zeugen durchgesetzt. Es geht um Beihilfe zum Massenmord – und um jene Frage, die das Land umtreibt: Haben die Deutschen wirklich nichts von dem Genozid an den Juden und der mörderischen Verfolgung anderer Minderheiten gewusst?

Mittelpunkt des Prozesses steht die Verstrickung des Angeklagten in den Völkermord. Als Beamter im Außenamt, so der Vorwurf der Staatsanwaltschaft, habe von Hahn ab 1943 an Deportationen mitgewirkt und sei daher mitverantwortlich für den Tod von mehr als 30 000 Juden aus Thrakien, Mazedonien und Saloniki in den Gaskammern der Vernichtungslager des NS-Regimes.

Von Hahn bestreitet jedoch, geahnt zu haben, welches Schicksal den Deportierten drohte. Meldungen über industrielle Massentötung habe er zwar gehört, ihnen aber als vermeintliche Feindpropaganda keinen Glauben geschenkt.

Hier kommt Kiesinger ins Spiel. Der Bundeskanzler soll in den folgenden

Stunden darüber Auskunft geben, ob von Hahns Verteidigung plausibel ist.

Seine Worte, das erwarten die Prozessbeobachter, werden weitreichende Auswirkungen haben.

Erklärt Kiesinger, dass die Meldungen über den Massenmord glaubwürdig waren, bricht die Verteidigungsstrategie zusammen – sowie die Lebenslüge einer ganzen Generation: die Legende von den ahnungslosen Mitläufern.

Versichert er aber, auch gut informierte Ministeriale hätten den Völkermord lange für unvorstellbar gehalten, entlastet er den Angeklagten – und bestätigt die Haltung Millionen Deutscher.

schmäht den CDU-Mann als einen jener „gepflegten bürgerlichen Nazis, die weiterhin schamlos durch die Lande ziehen“.

Und für Karl Jaspers, einen der bedeutendsten Philosophen der Bundesrepublik, ist Kiesingers Kanzlerschaft eine Beleidigung all jener Deutschen, die Hitler gehasst haben.

Niemand aber steht dem Regierungschef so feindlich gegenüber wie die Aktivisten der Außerparlamentarischen Opposition. Immer wieder protestieren sie am Rande von CDU-Veranstaltungen gegen Kiesinger, nennen ihn sarkastisch „Führer“ und empfangen ihn mit „Sieg Heil“-Rufen. In seinem Aufstieg sehen viele ein Zeichen, dass der Nationalsozialismus in der Bundesrepublik noch längst nicht besiegt ist – ja manche glau-

lich: In den ersten zwölf Monaten nehmen allein die Amerikaner in ihrer Zone mehr als 250 000 Deutsche in Haft. Beamte, die NS-Mitglieder waren, werden sofort aus dem Staatsdienst entlassen.

Die 24 überlebenden Hauptkriegsverbrecher, wie etwa Luftwaffenchef Hermann Göring oder Rüstungsminister Albert Speer, müssen sich ab November 1945 in Nürnberg vor einem internationalen Tribunal verantworten. Zwölf werden später zum Tode verurteilt, sieben erhalten lange Haftstrafen. Am gleichen Ort folgen bis 1949 zwölf weitere Verfahren gegen führende Mediziner, Juristen, Staatsdiener und Industrielle.



Karl Carstens
NSDAP, Offizier der Luftwaffe. Ab 1968 Chef des Kanzleramts (CDU), 1979 Bundespräsident



Rolf Dahlgrün
Promovierter Jurist und NSDAP-Mitglied. Bundesfinanzminister (FDP, 1962–66)



Hans Filbinger
NS-Militärrichter. Wirkte an Urteilen mit. Ab 1966 Regierungschef Baden-Württemberg (CDU)



Friedrich Flick
Industrieller. Profiteur von Zwangsarbeit. In den 1960ern reichster Mann der Bundesrepublik



Wolfgang Fränkel
NS-Jurist beim Reichsgericht in Leipzig. Ab 1962 Generalbundesanwalt in Karlsruhe

Der 64-jährige Kiesinger ist bekannt für sein rhetorisches Geschick. Parteifreunde nennen ihn halb spöttisch, halb bewundernd „König Silberzunge“.

Drei Mitarbeiter begleiten ihn in den Gerichtssaal, darunter der Kanzleramtsminister Karl Carstens, ebenfalls einst NSDAP-Mitglied. Ein Assistent blättert für den Chef in eigens angefertigten Fotokopien. Der Kanzler ist bereit.

Und doch: Es ist ein äußerst heikler Termin für Kiesinger. Er tritt zwar nur als Zeuge auf, aber er muss sich bewusst sein, dass an diesem Tag auch seine eigene Vergangenheit verhandelt wird.

Seit seiner Wahl zum Kanzler, zwei Jahre zuvor, sieht er sich heftiger Kritik ausgesetzt. Der Autor Heinrich Böll etwa

ben sogar, dass die Gewaltherrschaft bald zurückkehren wird.

Diese Ängste sind sicherlich übertrieben. Doch die Frage, wie ein NSDAP-Mitglied Bundeskanzler werden konnte und wieso Männer wie von Hahn 20 Jahre lang unbehelligt blieben, stellt die westdeutsche Jugend zu Recht.

Als die Wehrmacht im Mai 1945 kapitulierte, scheint die Stunde des völligen Neuanfangs gekommen. Die Alliierten sind entschlossen, die alten Eliten zur Rechenschaft zu ziehen und Deutschland derart radikal umzugestalten, dass es nie wieder einen Krieg gegen seine Nachbarn beginnen kann.

„Entnazifizierung“ nennen die Siegermächte dieses Vorhaben. Und tatsäch-

Bis zum Ende des Jahrzehnts werden in den drei westlichen Besatzungszonen (der späteren Bundesrepublik) rund 5000 NS-Täter abgeurteilt, etwa 500 werden hingerichtet.

Die Entnazifizierung trifft aber auch gewöhnliche Deutsche. So verpflichten die Amerikaner alle erwachsenen Bürger in ihrem Machtbereich, Fragebögen auszufüllen, in denen sie über ihre Mitgliedschaft in den verschiedenen NS-Organisationen Auskunft geben.

Auf dieser Grundlage sollen dann Kammern darüber entscheiden, wie tief jemand in die Diktatur verstrickt war – und welche Strafe er dafür verdient hat (Ähnliches geschieht in der britischen und französischen Zone, aber mit gerin-

noch gar nicht abgeschlossen. Etliche Beschuldigte kommen mit lächerlich milden Strafen davon.

Wenige Wochen nach der Gründung der Bundesrepublik fordert auch Kanzler Konrad Adenauer, „Vergangenes vergangen sein zu lassen“.

Die Aufarbeitung der NS-Zeit habe „viel Unglück und viel Unheil“ angerichtet, sagt er in seiner ersten Regierungserklärung am 20. September 1949. Die Unterscheidung zwischen „zwei Klassen von Menschen in Deutschland“, zwischen „politisch Einwandfreien“ und „Nicht-einwandfreien“, müsse verschwinden.

Der Krieg habe für viele harte Prüfungen und Versuchungen mit sich gebracht – da müsse man für manche Verfehlungen Verständnis aufbringen. Unter

malige NS-Funktionäre überraschen muss. Es bietet sich ihnen eine zweite Chance – und sie nutzen sie.

So sind um 1950 beispielsweise mehr als 90 Prozent aller Richter und Staatsanwälte in Bayern ehemalige Nationalsozialisten. Im Bonner Außenministerium gehörte jeder Dritte zu Hitlers Partei, das Bundeskriminalamt wird von früheren SS-Offizieren aufgebaut.

Selbst beim Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, Symbol der freien Presse in der jungen deutschen Demokratie, steigt ein früherer Angehöriger von Heinrich Himmlers mörderischer „Schutzstaffel“ zum Ressortleiter auf.



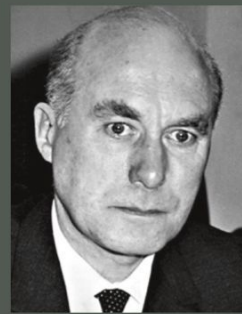
Albert Ganzenmüller
Reichsbahner, zuständig für die Deportationen. Später Logistikfachmann der Hoesch AG



Reinhard Gehlen
General und Geheimdienstoffizier. Gründer des Bundesnachrichtendienstes BND



Hans Globke
Kommentator der NS-Rassegesetze. CDU-Kanzleramtschef unter Konrad Adenauer



Karl-Maria Hettlage
SS-Hauptsturmführer und Rüstungsmanager. CDU-Staatssekretär im Finanzministerium



Hermann Höcherl
Parteimitglied und NS-Staatsanwalt. Landwirtschaftsminister (CSU, 1965–69)

Kurt Georg Kiesinger wird erst als Mitläufer, dann in einem zweiten Verfahren als unbelastet eingestuft, obwohl er Parteimitglied war und im Außenministerium des NS-Regimes gedient hat.

Er arbeitet ab 1948 als Rechtsanwalt und engagiert sich in der neu gegründeten CDU, in der er rasch aufsteigt.

Bald nach dem Beginn des Kalten Krieges verlieren die drei Westmächte dann ganz das Interesse an der Umerziehung der Deutschen – im aufkommenden Ringen mit Moskau brauchen sie die einstigen Feinde als Verbündete. 1947 stellen sie die politischen Untersuchungen in ihren Besatzungszonen ein. Mit grotesken Konsequenzen. Denn viele Verfahren gegen schwerer Belastete sind

dem Beifall der Unionsfraktion kündigt er an, sich bei den Alliierten dafür einzusetzen, dass von Militärgerichten verhängte Strafen erlassen werden.

Mit Amnestiegesetzen zieht der Bundestag in den folgenden Jahren den vom Bundeskanzler geforderten Schlusstrich. Viele bereits verurteilte NS-Täter werden begnadigt, zahlreiche Strafverfahren eingestellt (ausgenommen sind schwere Verbrechen wie Mord).

Jene Beamte, die nicht zu den Hauptbelasteten gehören und die seit Ende des Krieges ihren Posten verloren hatten, dürfen zurückkehren oder erhalten eine Pension.

Es ist eine bemerkenswerte Wendung des Schicksals, die auch viele che-

Und ausgerechnet Konrad Adenauer – der während der Diktatur nicht die geringste Schuld auf sich geladen hat – holt zwei Vertreter des NS-Regimes in das Zentrum der Macht. Er macht den Juristen Hans Globke, der 1936 als hoher Beamter im Reichsinnenministerium an der Formulierung von antijüdischen Gesetzen und Verordnungen teilgehabt sowie einen Kommentar zu den „Nürnberger Rassegesetzen“ mitverfasst hatte, zum Kanzleramtschef.

Und Theodor Oberländer, der 1923 an Hitlers Putschversuch teilgenommen hatte und später als Professor die deutsche Gewaltherrschaft über Osteuropa wissenschaftlich begründete, beruft Adenauer zum Vertriebenenminister.

Die Wirtschaftswunderjahre, die nun beginnen, sind gute Zeiten für die früheren Nationalsozialisten. Auf ihre Expertise als Juristen, Verwaltungsfachleute, Manager kann die Bundesrepublik kaum verzichten. Das Land ohne sie wiederaufzubauen erscheint illusorisch.

So findet auch Fritz-Gebhardt von Hahn ins Berufsleben zurück. Bereits 1947 arbeitet der Ex-Diplomat bei der Industrie- und Handelskammer Hannover, später bei diversen Behörden, ab 1962 als Oberregierungsrat im Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung.

Kaum jemand in Deutschland stört sich an Karrieren wie der von Hahns. Zu

kann wieder zu Amt und Vermögen kommen. Nur wer sich noch immer öffentlich zum Nationalsozialismus bekennt, wird geächtet – auch um Westdeutschlands internationale Glaubwürdigkeit nicht zu untergraben. So verbietet das Verfassungsgericht 1952 die in zwei Landtagen vertretene „Sozialistische Reichspartei“, in der sich unbelehrbare Hitler-Anhänger gesammelt hatten.

Doch meist hält das Schweigekartell. Gefahr droht ihm nur von außen – aus dem angeblich besseren Deutschland.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1949 präsentiert sich die DDR als durch und durch antifaschistischer Staat, in dem die alten Eliten nichts mehr zu sagen haben.

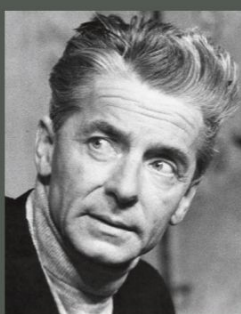
tierender Unterlagen gegen Hunderte Mitglieder der bundesdeutschen Behörden (wichtige Archive aus der NS-Zeit befinden sich im Osten).

Gebündelt in einem „Braunbuch“ und seit 1955 häufig westdeutschen Medien zugeschoben, bringen die meist zutreffenden Anschuldigungen viele Staatsanwälte, Richter und hohe Beamte sowie prominente Politiker in Bedrängnis.

Eines der prominentesten Opfer ist Theodor Oberländer. Ostberlin fordert nicht nur seinen Rücktritt, sondern verurteilt ihn in einem einwöchigen Schauprozess 1960 in Abwesenheit zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe. Angeblich



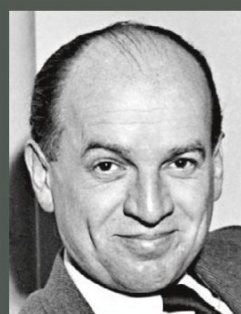
Volkmar Hopf
NS-Jurist und Landrat im
»Protektorat Böhmen und
Mähren«. Präsident des
Bundesrechnungshofs



Herbert von Karajan
NSDAP-Mitglied und
Staatskapellmeister.
Ab 1955 Chefdirigent
Berliner Philharmoniker



Franz Krapf
NS-Diplomat und
Mitglied der SS.
Ab 1966 deutscher
Botschafter in Japan



Horst Mahnke
SS-Offizier im Reichs-
sicherheitshauptamt.
Ressortleiter beim
»Spiegel« (1952–58)



Josef Neckermann
NSDAP-Mitglied.
Profiteur von Arisierungen.
Gründer eines
großen Versandhauses

groß ist die Erleichterung der Menschen darüber, die als „Hexenjagd“ geschmähte Entnazifizierung überstanden zu haben.

Von einer grundlegenden Ablehnung der Hitler-Zeit kann ohnehin keine Rede sein. Bei Befragungen Ende der 1940er Jahre stimmt gut die Hälfte der Westdeutschen der Aussage zu, dass „der Nationalsozialismus eine gute Idee war, die schlecht ausgeführt wurde“.

Und noch 1955 sind 48 Prozent der Bundesbürger überzeugt: Ohne den Krieg wäre Hitler einer der größten deutschen Staatsmänner gewesen.

Ein erstaunlicher Konsens prägt den Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik: Wer sich der neuen, demokratischen Ordnung anpasst, der

Im Kampf der Systeme ist dieser vermeintliche Neuanfang einer der größten Propagandatrümpfe Ostberlins.

Und tatsächlich ersetzen dort oftmals linientreue, in Moskau geschulte Kader die NS-Funktionäre. Dennoch muss auch die DDR-Führung Kompromisse machen und belastete Spitzenkräfte einbinden. Das Ministerium für Staatssicherheit etwa übernimmt Tausende ehemaliger Gestapo-Männer.

Selbst die Staatspartei SED wird zur neuen Heimat einstiger Hitler-Anhänger. Zeitweise gehören ihr rund 100 000 frühere NSDAP-Mitglieder an.

Trotzdem wird die NS-Vergangenheit der Bonner Beamten für die SED-Führung zur scharfen Waffe im Kalten Krieg. In den 1950er Jahren sammeln DDR-Forscher eine Fülle kompromit-

habende Vertriebenenminister während des Zweiten Weltkriegs im besetzten Polen und im ukrainischen Lemberg Tausende Zivilisten erschießen lassen.

Um diese Vorwürfe zu bekräftigen, hilft den SED-Anklägern der sowjetische Geheimdienst bei der „Suche, Vernehmung und Vorbereitung von Zeugen“, wie es in einem Vermerk heißt – und wohl auch durch die Lieferung von gefälschten Dokumenten.

Wahr ist: Oberländer hatte zu jener Zeit eine Sabotageeinheit aufgestellt, deren Angehörige möglicherweise an Massakern beteiligt gewesen sind. Wahr ist aber auch, dass ihn ein Ukrainer trotz der Beeinflussung durch Agenten entlastet hat. (Im Jahr 1993 wird die Berliner

nisse in der Bundesrepublik die Westdeutschen dazu, sich der NS-Vergangenheit zu stellen.

Justiz das DDR-Urteil als „rechtsstaatswidrig“ aufheben.)

Adenauer hält an seinem Minister fest. „Herr Oberländer“, erklärt er, sei zwar „tiefbraun“ gewesen, „aber er hat niemals etwas getan, was gegen seine Ehre war“. Er werde niemanden entlassen, nur weil es die SED verlange.

Doch nicht allein die DDR, sondern auch die westdeutsche Opposition und sogar etliche prominente CDU-Mitglieder fordern die Demission des Ministers. Und so tritt Oberländer kurz nach dem Ostberliner Urteil zurück.

Eine weitere Kampagne der DDR zielt gar auf die Spitze des westdeutschen

An Heiligabend 1959 beschmieren zwei Mitglieder einer rechtsextremen Partei die kurz zuvor eingeweihte Kölner Synagoge mit Hakenkreuzen und antisemitischen Parolen („Deutsche fordern: Juden raus!“). Ihre Aktion ist der Auftakt zu einer Welle judenfeindlicher Straftaten in der Bundesrepublik – und ein entscheidender Wendepunkt im Umgang mit der NS-Vergangenheit.

Die Schändung der jüdischen Einrichtungen nährt die Sorge, Westdeutschland könne nach rechts driften. Damit steht der Gründungskonsens der jungen Demokratie auf dem Spiel. In Berlin erklärt der Regierende SPD-Bür-

kratische Jurist für acht Monate in ein Konzentrationslager gesperrt. Drei Jahre später emigrierte er nach Skandinavien, wo er den Krieg unbeschadet überstand. Anders als viele Exilanten kehrte er danach in das Land seiner Peiniger zurück.

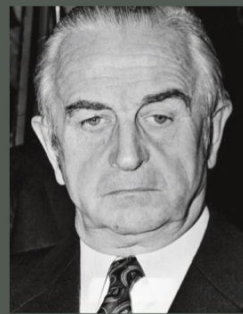
Als Generalstaatsanwalt in Braunschweig setzt sich Bauer schon früh für die Rehabilitierung der Verschwörer vom 20. Juli 1944 ein – jener Männer und Frauen, die Jahre nach ihrem fehlgeschlagenen Attentat auf Adolf Hitler weiten Teilen der Bevölkerung noch immer als Vaterlandsverräter gelten. Als der ehemalige Wehrmachtsoffizier Otto Ernst Remer, der maßgeblich dazu beigetragen



Theodor Oberländer
Teilnehmer am
Hitler-Putsch. Professor.
Bundesminister für
Vertriebene (CDU)



Rudolf-August Oetker
Mitglied der Waffen-SS.
Nationalsozialist.
Später Chef des
Familienunternehmens



Herbert Quandt
Industrieller. Beutete
KZ-Häftlinge aus.
Großaktionär bei BMW
und Daimler-Benz



Heinz Reinefarth
SS-General (»Schlächter von Warschau«).
Bürgermeister von
Westerland/Sylt



Gustav Adolf Scheel
Gauleiter von Salzburg
und hoher SS-Führer.
Niedergelassener Arzt
in Hamburg (bis 1977)

Staates: Den seit 1959 amtierenden Bundespräsidenten Heinrich Lübke (CDU), einen gelernten Vermessungsingenieur, bezeichnet die SED als „KZ-Baumeister“ – und präsentiert entsprechende, von Lübke unterzeichnete Konstruktionszeichnungen aus dem Jahr 1944.

Die Vorwürfe werden in der Bundesrepublik zwar heftig diskutiert, am Ende aber von den meisten Westdeutschen als Hetze abgetan – zu groß ist das Misstrauen gegenüber der DDR und dem von ihr vorgelegten Beweismaterial. (Heute weiß man, dass Lübkes Firma tatsächlich Rüstungsbetriebe und Konzentrationslager errichtet hat.)

Doch mehr als die zweifelhaften Anwürfe aus der DDR bewegen Ereignis-

germeister Willy Brandt, ein früherer Widerstandskämpfer: „Wenn man die Meldungen aneinanderreicht, könnte man meinen, eine Brigade des Teufels sei auf uns losgelassen worden. Wir haben alle miteinander Grund, uns zu schämen.“

Von solchen Nachrichten aufgeschreckt, nimmt in der Bonner Republik die Bereitschaft zu, sich mit dem NS-Unrecht auseinanderzusetzen und unge-sühnte Verbrechen zu verfolgen. Aber es braucht einen Außenseiter, um es auch zu tun. Sein Name: Fritz Bauer.

Der Sohn jüdischer Eltern, Jahrgang 1903, war selbst ein Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Kurz nach der Machtübernahme wurde der aus Stuttgart stammende sozialdemo-

hatte, den Aufstandsversuch niederzuschlagen, die Attentäter 1951 öffentlich als Landesverräter bezeichnet, klagt ihn Bauer wegen übler Nachrede an.

In dem Prozess formuliert der Jurist einen Gedanken, der die Bundesrepublik bis heute prägt: „Ein Unrechtsstaat, der täglich Zehntausende Morde begeht, berechtigt jedermann zur Notwehr.“ Die Richter folgten seinem Plädoyer – und erklärten die NS-Diktatur erstmals zu einem Unrechtsregime. Das haben bis dahin nur alliierte Gerichte getan.

Ab 1956 ist Bauer hessischer Generalstaatsanwalt. Unter ihm wird Frankfurt zum Zentrum der juristischen Aufarbeitung der NS-Zeit – häufig gegen den Widerstand seiner Vorgesetzten.

Dabei geht es Bauer, wie er später schreibt, „in keiner Sekunde um die Vergangenheit“, sondern „um Gegenwart und Zukunft“. Damit die junge Demokratie überleben kann, davon ist er überzeugt, müssen sich die Deutschen ihrer toxischen Geschichte stellen. Sonst droht eine Rückkehr des Nationalsozialismus.

Bei seinen Bemühungen hilft ihm die „Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“ in Ludwigsburg.

Ausschlaggebend für deren Gründung ist ein Kriegsverbrecherprozess in

den Mordgehilfen 1960 in Argentinien auf – und entführt ihn nach Jerusalem.

Dort wird ihm ein Jahr später der Prozess gemacht. Die Berichte über das Gerichtsverfahren führen der Welt und den Deutschen die Abscheulichkeit der NS-Verbrechen deutlicher vor Augen als je zuvor. Erstmals seit Ende des Krieges wird detailliert über Ghettos, Deportationen und Vernichtungslager gesprochen – auch im deutschen Fernsehen.

Eichmann, ein blasser Bürokrat mit schütterem Haar und dicker Brille, versucht sich damit herauszureden, er habe unter Befehlsnotstand gehandelt, also sich gegen ihm erteilte Anweisungen nicht wehren können. Die Verantwortung für den Judenmord trügen seine Vorgesetzten bis hinauf zu Adolf Hitler.

unauffällige Bürger in dunklen Anzügen: Akademiker, Beamte, hanseatische Kaufleute und schwäbische Apotheker. Ganz normale Männer. Aufgespürt haben sie die Fahnder aus Ludwigsburg.

Und die meisten verteidigen sich mit der Erklärung, sie selbst seien Opfer des Nationalsozialismus gewesen: Sie hätten Befehle ausgeführt und keine Wahl gehabt. Selbst nach Hunderten Zeugenaussagen von Überlebenden ändert sich an dieser Aussage wenig.

Kurz vor dem Urteil 1965 wendet sich der Vorsitzende Richter verärgert



Karl Schiller
NSDAP-Mitglied.
Professor in Rostock.
Wirtschaftsminister
(SPD, ab 1968)



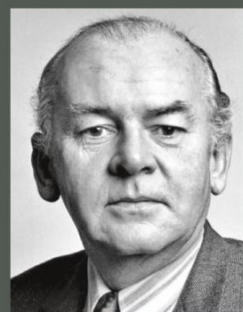
Hanns-Martin Schleyer
SS-Offizier und
NS-Studentenfunktionär.
Vorstandsmitglied bei
Daimler-Benz (ab 1963)



Hubert Schrübbers
NS-Staatsanwalt. Beteiligt
an Unrechtsurteilen. Ab
1955 Präsident Bundesamt
für Verfassungsschutz



Otmar von Verschuer
Mediziner und führender
»Rassehygieniker«.
Professor für Human-
genetik in Münster



Georg Wolff
SS-Hauptsturmführer im
besetzten Norwegen.
Ressortleiter beim
»Spiegel« in Hamburg

Ulm im Frühjahr 1958: Das Verfahren gegen Mitglieder einer Einsatzgruppe, also eines NS-Erschießungskommandos, hat gezeigt, dass noch etliche Mörder als vermeintlich unbescholtene Bürger in der Bundesrepublik leben.

1960 feiert Bauer seinen spektakulärsten Erfolg. Drei Jahre zuvor hat er durch einen Informanten erfahren, wo sich Adolf Eichmann versteckt, der Hauptorganisator des Völkermordes an den Juden. Vor den deutschen Justizbehörden hält Bauer sein Wissen jedoch geheim, weil er fürchtet, NS-Sympathisanten könnten Eichmann warnen.

Stattdessen wendet er sich heimlich an Israel. Dank seines Tipps spürt der dortige Auslandsgeheimdienst Mossad

Doch angesichts der Fülle von Beweisen, die israelische Ankläger gesammelt haben, ist seine Verteidigung chancenlos. Er stirbt am Galgen.

Für die Deutschen wird es in den Jahren darauf immer schwerer, der eigenen Vergangenheit aus dem Weg zu gehen – auch weil Fritz Bauer 1963 einen Prozess eröffnet, der es mit dem Eichmann-Tribunal aufnehmen kann.

Unter dem Kürzel „Strafsache 4 Ks 2/63“ will er ein Jahrhundertverbrechen verhandeln: die Morde an über einer Million Juden im Konzentrationslager Auschwitz. Vor Gericht in Frankfurt stehen 22 Männer, die im Vernichtungslager gedient haben: Verwalter und Handlanger des organisierten Massenmords.

Doch auf den Anklagebänken sitzen zur Verblüffung der Öffentlichkeit

den Angeklagten zu: „Wir wären der Wahrheit ein gutes Stück näher gekommen, wenn Sie nicht so hartnäckig eine Mauer des Schweigens um sich errichtet hätten. Vielleicht ist es dem einen oder anderen von Ihnen während des Verfahrens deutlich geworden, dass es hier nicht um Rache geht, sondern um Sühne.“

Nur zwei Angeklagte bekennen ihre Mitschuld am Massenmord und äußern Bedauern. Sechs Beschuldigte werden zu lebenslanger Haft verurteilt, elf zu kürzeren Strafen, drei kommen aus Mangel an Beweisen frei.

Auf den ersten Blick scheint Bauer, der die Deutschen mit den Mitteln der Justiz zu besseren Demokraten erziehen wollte, gescheitert zu sein: In Umfragen

geben die Bundesbürger 1965 mehrheitlich an, dass man „endlich aufhören sollte“, das „eigene Nest zu beschmutzen“. Auch ist inzwischen eine neue rechtsextreme Partei gegründet worden, die NPD, und die feiert bald einen Wahlerfolg nach dem anderen.

Doch bei näherem Hinschauen zeigt sich, was Bauer wirklich geleistet hat: Kurz vor den Urteilen im Auschwitz-Prozess beschließt der Bundestag, die Verjährungsfrist für NS-Morde zu verlängern – andernfalls wären alle Tötungsdelikte 20 Jahre nach der deutschen Kapitulation verjährt. Doch dieser Schlussstrich wird nicht gezogen.

Und vor allem bei den jungen Deutschen hat der Staatsanwalt ein Bewusstsein für die Verbrechen der Elterngeneration geweckt. Er hat ihnen gezeigt, was sich hinter dem Schweigen verbirgt und hat sie für die Zerbrechlichkeit der Demokratie sensibilisiert.

Damit wird Fritz Bauer zu einem Vordenker jener Bewegung, die immer lauter nach der NS-Vergangenheit des Kanzlers Kurt Georg Kiesinger fragt.

Doch dessen Aussage, die Gericht und Staatsanwaltschaft ein halbes Jahr lang zu verhindern versucht haben, erlebt Fritz Bauer nicht mehr. Er wird drei Tage vor dem Auftritt des Regierungschefs tot in seiner Badewanne aufgefunden.

Die Umstände seines Todes werden nie eindeutig geklärt. Möglicherweise hat der herzkrank und an einer Bronchitis leidende Jurist aus Versehen die zu hohe Dosis eines Schlafmittels eingenommen.

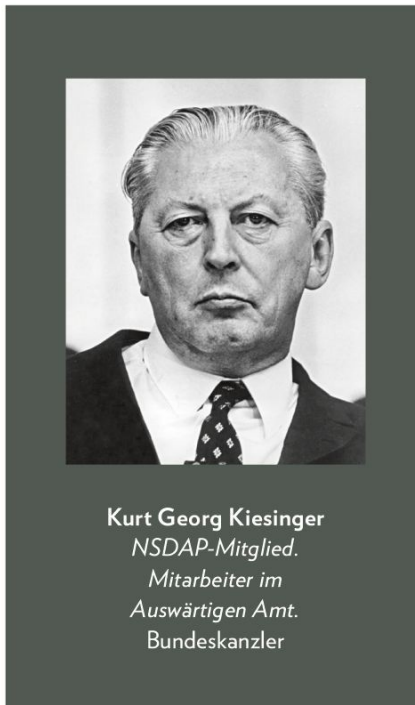
Was wird Kurt Georg Kiesinger vor Gericht tun? Wird er sich herausreden? Oder wird er Millionen Deutschen ein Vorbild geben – etwa, indem er Schuld- und Schamgefühle erkennen lässt und erklärt, welche Lehren er aus seiner eigenen Verstrickung in das NS-System gezogen hat?

Zu Beginn erläutert der Kanzler seinen beruflichen Werdegang. Als er im Februar 1933 als junger Gerichtsreferendar der NSDAP beitrat, sei das nicht aus „Überzeugung und auch nicht aus Opportunismus“ geschehen – sondern um „einiges von dem zu verwirklichen, was ich mir vorgenommen hatte“.

Schon bald habe er aber sehr klar gesehen, „wohin der Weg lief“ und daher „von 1933 bis 1940 praktisch keine Berührung mit der Partei“ gehabt. Im April 1940 wurde er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und entging so der Einberufung in die Wehrmacht.

Später wurde der aufstrebende Jurist ein Verbindungsmann zum Propagandaministerium, hatte Einblick in Protokolle ausländischer Rundfunkberichte.

„An Meldungen über Deportationen“ habe er aber zumindest aus den ersten Kriegsjahren „mit Sicherheit keine Erinnerung“, erklärt der Kanzler vor Ge-



richt. Von der Wannsee-Konferenz etwa, auf der die NS-Behörden 1942 den Mord an den europäischen Juden planten, habe er erst nach dem Krieg gelesen.

Überhaupt habe er während seiner Zeit im Außenamt auf dienstlichem Wege nie etwas über „Aktionen gegen die Juden“ vernommen.

Allerdings habe er natürlich „aus allen möglichen Quellen“ vom „Schicksal der Juden“ im NS-Staat erfahren (wie auch nicht: die Diskriminierung, Verfolgung und Vertreibung der Juden war spätestens nach 1938 nicht zu übersehen).

Und er habe „angesichts der anti-jüdischen Hetze alles versucht, diese schreckliche Propaganda zu verhindern“, erklärt Kiesinger. Dann fügt er hinzu: „Ich würde es nicht erwähnen, wenn nicht ein Dokument darüber vorläge.“

Das Schriftstück, von dem er spricht, hat nichts mit der Frage zu tun, ob der Kanzler vor dem Kriegsende von dem Massenmord an den Juden erfahren hat. Aber es lässt ihn gut aussehen.

Im Jahr 1943 stieg Kiesinger zum stellvertretenden Leiter der Rundfunkpolitischen Abteilung auf. Ende 1944 denunzierten ihn zwei seiner Mitarbeiter in einem Schreiben an das Reichssicherheitshauptamt. Darin behaupteten sie, ihr Chef behindere die „antijüdische Aktion“ der deutschen Auslandspropaganda. Wegen des nahenden Zusammenbruchs des NS-Regimes aber hatte der Brief (der Kiesinger fast wie einen Widerständler erscheinen lässt) keine Folgen.

Das Schreiben fand 1966 kurz vor der Wahl zum Bundestag seinen Weg aus einem US-Archiv in die Redaktion des „Spiegel“ (der es Kiesinger zuspielte und anschließend in Auszügen veröffentlichte) und brachte so die schon damals aufkommende Kritik an Kiesingers NS-Vergangenheit vorerst zum Schweigen.

Der Vorsitzende Hans Barth hat den Kanzler lange reden lassen. Nun aber nimmt einer der anderen Richter den Regierungschef ins Verhör: Hat der Zeuge wenigstens aus späterer Zeit noch Erinnerungen an Meldungen über Deportationen?

Die Antwort: „Dass es Vernichtungsaktionen gegen Juden gab, wurde mir bewusst“, erklärt Kiesinger. Urlauber von der Front hätten davon berichtet.

Auch aus seinem Haus seien jüdische Nachbarn deportiert worden. Damals habe er aber fest daran geglaubt, dass sie zu Arbeitsdiensten abgeholt würden.

Im Laufe des Jahres 1944 hätten sich dann zwar „alle möglichen Gerüchte“ bei ihm zum Gefühl verdichtet, „dass da mehr sein konnte“. Doch vom wahren Ausmaß der Massenmorde will er erst nach dem Kriegsende erfahren haben.

Und welche Kontakte hatte Kiesinger zum berüchtigten Referat D III, der Abteilung für „Judenfrage“ und „Rassenpolitik“? Dessen Leiter, antwortet der Zeuge, habe er lediglich „gesehen“, aber sonst keinen Kontakt gehabt.

Kann das so stimmen? Hat selbst ein hochrangiger Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, der an einer Schnittstelle

zwischen Außen- und Propagandaministerium saß, bei seiner Arbeit erst nichts Verdächtiges erfahren – und als es dann doch entsprechende Meldungen gab, ihnen keinen Glauben geschenkt?

Der Richter lässt nicht locker. Er stellt die Kernfrage: Wann durfte ein intelligenter Mensch in einer so verantwortungsvollen Position wie Kiesinger nach Lage der Dinge annehmen, dass die Juden systematisch ausgerottet wurden?

Und weiter: War ihm bewusst, dass alle Juden nach Osten deportiert wurden? Wusste er, dass Hitler von der Vernichtung des Judentums gesprochen hatte? Hatte er gehört, dass das Ausland die deutschen Machthaber der Judenvernichtung bezichtigte? Wenn ja: War das für ihn nur feindliche Propaganda?

Der Regierungschef bleibt zurückhaltend: Gut die Hälfte der rein militärischen Meldungen aus dem Ausland seien falsch gewesen. Daher habe er die Nachrichten bezüglich der Juden eher als Stimmungsmache empfunden – zu unvorstellbar sei ihm ihr Inhalt erschienen. Er habe sich gegen diese Informationen innerlich „gewehrt“, so Kiesinger.

Doch der Richter gibt sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. „Musste man nicht angesichts der Deportationen einen gewissen Wahrheitsgehalt der Meldungen annehmen?“, fragt er den Zeugen. Und „musste man nicht fragen, was sollen die alle im Osten? Die Juden waren doch für die Nazis Ungeziefer.“

Erneut erklärt Kiesinger, dass er auf solche Hinweise lange Zeit mit Unglauben reagiert habe. Erst im Laufe des Krieges sei ihm nach und nach klar geworden, dass „etwas nicht stimmte“.

Und dann: „Wenn ich solch eine Meldung 1944 bekommen hätte, wäre ich viel eher geneigt gewesen, dieser Meldung Glauben zu schenken, als wenn sie im Jahre 1942 gekommen wäre.“

Häufig fügt der Zeuge seiner Aussage eine Formulierung an: „Wie alle Deutschen, wie jeder andere“.

Wie alle Deutschen habe er erst gegen Kriegsende mehr darüber gewusst, was mit den Juden geschah. Da habe sich der Eindruck verdichtet, „dass wirklich etwas nicht stimmen konnte: Dort ist etwas ganz Böses, etwas ganz Schlimmes im Gange.“

Fast drei Stunden lang sagt Kiesinger aus. Er verwickelt sich nicht in offenkundige Widersprüche, die ihm oder dem Angeklagten schaden könnten.

Der Prozessbeobachter des „Spiegel“ notiert in seinem bitteren Fazit: „Die Reise des Frankfurter Schwurgerichts nach Bonn hat sich für den Angeklagten von Hahn gelohnt. Man musste ‚es‘ nicht wissen, nicht als Legationsrat, nicht als rundfunkpolitisch Tätiger – und die Reise hat sich vor allem für die Nation gelohnt, denn man musste als Deutscher nicht wissen; nicht wissen, wohin die Züge rollten, die leer zurückkehrten.“

Kiesingers Aussage sei „der Schlussstein jenes Versuchs, die braune Vergangenheit zu bewältigen“.

Doch es kommt anders. Die vage Aussage des Kanzlers kann von Hahn nicht retten: Das Gericht verurteilt den Angeklagten zu acht Jahren Haft wegen tausendfacher Beihilfe zum Mord. Gegen Kiesinger wird wegen Meineids ermittelt, das Verfahren aber 1971 eingestellt.

In ihrem Urteilsspruch halten die Richter fest: Der Völkermord an den Juden sei zwar vom Reichssicherheitshauptamt organisiert worden, doch die Verschleppung in die Gaskammern wäre „ohne die Mitwirkung des Auswärtigen Amtes nicht möglich“ gewesen.

Westberlin, vier Monate später. Auf dem CDU-Bundesparteitag am 7. November 1968 geht eine adrette junge Frau im weißen Pullover zum Vorstandstisch auf dem Podium. Niemand hält die vermeintliche Journalistin auf. Als sie etwa einen halben Meter von Kurt Georg Kiesinger entfernt ist, holt sie mit dem Arm aus, schlägt ihn mit dem fla-

chen Handrücken auf das linke Auge und ruft dabei unentwegt: „Nazi, Nazi, Nazi!“

Nach einem kurzen Handgemeine eskortiert ein Polizist die Angreiferin nach draußen. Der Beamte fragt die Frau, ihr Name ist Beate Klarsfeld, weshalb sie Kiesinger geschlagen habe.

Ihre Antwort: „Wir haben es satt, dass dort oben ein Nazi sitzt.“

Beate Klarsfeld, 1939 in Berlin geboren und mit einem jüdischen Franzosen verheiratet, erklärt später: Sie habe den Kanzler nicht zuletzt im Namen der deutschen Jugend geschlagen, „die sich der von gewissenlosen Individuen wie Kiesinger begangenen Untaten schämt“.

Die Ohrfeige wird zum Skandal. Auf Drängen von Parteifreunden stellt Kiesinger Strafantrag, obwohl er die Sache lieber auf sich beruhen lassen will.

In einem Schnellverfahren verurteilt ein Gericht Beate Klarsfeld zu einem Jahr Freiheitsentzug ohne Bewährung (in einem Berufungsverfahren wird die Strafe später auf vier Monate zur Bewährung reduziert).

Nicht die Attacke, sondern das harte Verdikt wird nun zum öffentlichen Streitthema. In Westberlin protestieren Studenten bald darauf gegen den gerade erfolgten Freispruch für einen ehemaligen Richter am Volksgerichtshof, der im Dritten Reich 231 Todesurteile unterzeichnet hatte.

Auf ihren Plakaten malen sie einen Gehenkten. Daneben steht „231 x dafür Freispruch. 1 Ohrfeige = 1 Jahr“.

So führen Gerichtsprozesse doch noch dazu, dass das Schweigen aufbricht und nun mehr Deutsche offen streiten über Schuld, Komplizenschaft und Reue.

Ein Jahr später verliert Kurt Georg Kiesinger die Bundestagswahl. Die Union hat zwar nur leicht an Stimmen eingebüßt. Aber erstmals gehen SPD und FDP ein Bündnis ein. Der neue Kanzler heißt Willy Brandt.

Auf den früheren NSDAP-Mann folgt ein erklärter Antifaschist. Die Bundesrepublik beginnt sich zu ändern. ●

Matthias Lohre, Jg. 1976, ist Autor in Berlin. Der GEOEPOCHEN-Textredakteur Joachim Telgenbüscher, Jg. 1981, hat das Konzept für diese Ausgabe erarbeitet. Mitarbeit: Olaf Mischer und Andreas Sedlmair.

LITERATURTIPPS

Irmtrud Wojak
»Fritz Bauer 1903–1968«
Genau recherchierte
Biografie des Nazi-Anklägers
(C. H. Beck).

Annette Weinke
»Die Verfolgung von
NS-Tätern im geteilten
Deutschland«
Die Aufarbeitung in DDR und
Bundesrepublik kenntnisreich
gegenübergestellt (Schöningh).

DIE ARMEE DER KINDER

Für die Kulturrevolution – in Wirklichkeit ein innerparteilicher Machtkampf – benutzt Mao jene, die von früh an gelernt haben, ihm blind zu folgen (Parade auf dem Platz des Himmlischen Friedens)



Im Sommer 1968 ist Chinas »Kulturrevolution« außer Kontrolle geraten: Der Kampf gegen angebliche Staatsfeinde, zu dem KP-Chef Mao Zedong Schüler und Studenten zwei Jahre zuvor aufgerufen hat, fordert immer mehr Todesopfer. Der Diktator sieht sich nun gezwungen, gegen seine eigenen Anhänger vorzugehen — Text: JOHANNES BÖHME

Es ist drei Uhr morgens, als die Anführer der Studenten Mao Zedongs Ruf folgen. Vier Männer und Frauen steigen im Dunkeln die Treppen zur Großen Halle des Volkes in Beijing hinauf. Über dem Platz des Himmlischen Friedens liegt eine trügerische Stille.

Seit fast zwei Jahren terrorisieren bewaffnete Banden das Land, durchlebt China blutige Wirren, führt die chinesische Jugend einen Krieg gegen ihre eigenen Mütter und Väter, gegen Lehrer, Funktionäre und Professoren. Ihr Ziel: die alte Gesellschaft zu zertrümmern, um eine neue, vermeintlich wahrhaft kommunistische Ordnung zu errichten. „Große Proletarische Kulturrevolution“ nennen sie ihre mörderische Kampagne, bei der bereits Tausende ums Leben gekommen sind.

Der Name hat seinen Ursprung in der Idee, dass es zwei Revolutionen braucht, um eine wirklich kommunistische Gesellschaft zu erreichen: Die erste Revolution verteilt das Eigentum um, die zweite findet in den Köpfen statt und erschafft eine kommunistische Kultur.

Die jüngsten Toten sind noch nicht beerdigt, als die Studentenführer bei Mao eintreffen; erst wenige Stunden zuvor haben Studenten fünf Arbeiter auf dem Campus der Tsinghua-Universität getötet, einer Eliteakademie in Beijing.

Die vier Besucher gehen vorbei an prächtigen Sälen. Sie betreten das Herz der Kommunistischen Partei Chinas, um den Gott der Revolution zu treffen. Es ist der 28. Juli 1968. Mao erwartet die Studenten mit fast seinem gesamten Hofstaat. Der Verteidigungsminister ist anwesend, der Premier und weitere hohe Parteifunktionäre sowie Jiang Qing, Maos politisch einflussreiche vierte Ehefrau.

Der Diktator scheint gut gelaunt. „Alle so jung!“, ruft der „Große Vorsitzende“ aus, als seine Gäste den Raum betreten. Dabei übersieht Mao die Universitätsdozentin Nie Yuanzi, die zwischen den drei Studenten steht. Sie ist schon 47 Jahre alt. Mit ihr kommen: Han Aijing, 23, Wang Dabin, 24, und die 31-jährige Tan Houlan.

Nur einer fehlt: Kuai Dafu, 22, der wohl mächtigste Studentenführer von allen. Er hat sich verspätet und wird erst Stunden später dazustoßen.

Obwohl die Rebellen gemeinsam erscheinen, hassen sie einander. Sie stehen an der Spitze mehrerer großer Jugendmilizen, die sich seit Monaten in den Universitäten Beijings erbittert bekämpfen. Sie alle hoffen, dass sich der chinesische Macht-

haber auf jeweils ihre Seite schlagen wird. Doch Maos Gesicht bleibt zunächst unergründlich. Niemand kann ablesen, was er plant. Der Diktator beginnt das Gespräch mit sanftem Tadel: „Wir haben bisher nicht miteinander gesprochen. Das ist nicht gut“, sagt er. „Aber ich habe alle eure Zeitungen gelesen, ich kenne eure Situation.“

Natürlich ist Mao gut informiert – er hat die Rebellion der Jugend ja vor zwei Jahren höchstpersönlich entfesselt. Doch an diesem Morgen will der KP-Chef das Morden beenden.

Und sich seiner Handlanger entledigen.

Mao bekämpft die eigene Partei

Begonnen hat die brutale Umwälzung mit der größten Krise, die Mao nach der Gründung der Volksrepublik überstehen musste. Ab 1958 versuchte er China binnen kürzester Zeit in eine industrielle Supermacht zu verwandeln. Er verordnete dem Land ein Radikalprogramm: Bauern mussten Stahl kochen, Dämme aufschütten und Straßen anlegen, statt ihre Felder zu bestellen. Private Besitztümer wurden weitgehend abgeschafft, Dorfbewohner in Kommunen gezwungen.

Mao nannte dieses Programm den „Großen Sprung nach vorn“. Doch das Experiment endete in der schlimmsten Hungersnot der Moderne. Da die Landwirte an Hochöfen und auf Baustellen schufteten, lagen ihre Äcker brach. Um dennoch die völlig überzogenen Produktionsvorgaben der Regierung für Stahl und Getreide zu erfüllen, schmolzen sie ihre Pflugscharen und andere dringend benötigte Gerätschaften ein und lieferten selbst Saatgut an die Behörden ab. Schon bald wurde in China die Nahrung knapp. Etwa 30 Millionen Menschen kamen ums Leben.

Nach dem Debakel war Mao Zedong nicht länger unantastbar. Immer mehr Kader forderten nun Reformen – und hinter vorgehaltener Hand wohl auch einen Wechsel an der Parteispitze.

1962 kritisierte Liu Shaoqi, der chinesische Präsident und Maos designierter Nachfolger, den „Großen Sprung“, der keinen Fortschritt gebracht, sondern das Land zurückgeworfen habe. Schließlich musste Mao nachgeben und vor mehreren Tausend Funktionären Fehler eingestehen.

Doch er ist kein Mann, der Widerspruch gut erträgt oder gar öffentliche Demütigungen. Während Liu sich in den folgenden vier Jahren beim Volk beliebt machte, indem er die Ernteerträge steigerte und die Arbeitszeit reduzierte, wuchs in Mao eine Idee heran: Er wollte, mit über 70 Jah-



Seinen Rivalen, den chinesischen Staatspräsidenten Liu Shaoqi, lässt Mao als »Konterrevolutionär« einsperren und foltern

ren, noch einmal eine Revolution anzetteln. Es allen zeigen, seinen neuen Erzfeind Liu Shaoqi loswerden und mit ihm all jene Genossen, die an ihm zweifeln. An seine Frau schrieb Mao später, er werde „große Unordnung unter dem Himmel“ schaffen, um letztendlich „große Ordnung unter dem Himmel“ zu erreichen.

Der Diktator plante eine Kampagne, die alles hinwegfegen sollte: die Rivalen in der Partei, die Gegner des Kommunismus und all das, was an das China vor der Machtübernahme durch die KP erinnerte. Die Propaganda nannte es die „vier Alten“: die alte Denkweise und Kultur, die alten Gewohnheiten und Gebräuche der „ausbeutenden Klassen“.

Darunter fielen so unterschiedliche Dinge wie die Werke des Staatsphilosophen Konfuzius, Porzellanvasen, weiche Matratzen, hochhackige Schuhe, Bücher und Musikinstrumente, aber auch Blumenläden, Friseure, selbst Haustiere wie Katzen, Hunde und Brieftauben. Chinas über Jahrtausende gewachsene Kultur – mit ihren Pagoden, Bronzestatuen, Elfenbeinschnitzereien und Schriftrollen – sollte zerschlagen werden.

Mao trieb sein Misstrauen gegenüber der Parteibürokratie. Er verdächtigte die Kader, insgeheim „den kapitalistischen Weg“ zu nehmen und den Kommunismus von innen zu zerstören. Vor allem aber sollte die von ihm angestoßene totale Umwälzung der Gesellschaft dazu dienen, seine Feinde in der Partei loszuwerden.

Helfen sollten Mao dabei all jene, die vom Kindesalter an gelernt hatten, ihn zu vergöttern: die Jungen, die Schüler und Studenten.

Die erste Generation, die im kommunistischen China aufgewachsen war, hatte viel über die glorreichen Taten ihrer Väter gehört, aber bislang wenig Möglichkeiten gehabt, sich selbst zu beweisen. Der Partei zu dienen hieß für sie: gute Schüler sein, auswendig lernen, blinder Gehorsam.

Jetzt gab Mao ihnen eine ungleich aufregendere und ruhmvollere Aufgabe: Sie sollten ihre eigene Revolution beginnen. Der KP-Chef sah in ihnen Gefolgsleute, die blind ausführten, was er befiehlt. Die anders als die KP-Kader keinen Widerstand leisteten und auf die kleinste Äußerung des Großen Vorsitzenden reagierten.

Viel brauchte es nicht, um den Zorn der Jugend zu entfachen, denn ihr Unmut nahm schon seit Jahren zu. Von vielen Alten, die den Kampf gegen Japan und den Bürgerkrieg miterlebt hat-

ten, wurden sie als feige „Treibhausgewächse“ geschmäht und von strengen Eltern gemaßregelt. Die Schüler litten unter einem enormen Leistungsdruck, denn es gab deutlich mehr Absolventen als gute Posten im Land. Wie verführerisch klang da, was Mao in seinem „Roten Buch“ verhielt, einer Sammlung von Zitaten, die dem Volk den Kommunismus näher bringen soll: „Ihr jungen Menschen, frisch und aufstrebend, seid das blühende Leben, gleichsam die Sonne um acht oder neun Uhr morgens. Unsere Hoffnungen ruhen auf euch. Die Welt ist euer!“



Anfangs kämpften die Jungen, von Mao ermuntert, in Wandzeitungen gegen angebliche Feinde der Revolution. Doch schon bald greifen sie Lehrkräfte körperlich an

Im Mai 1966 entfesselt Mao seine Kampagne, und es ist ein Meisterstück der Demagogie. Zur ersten von ihm angekündigten „Unordnung“ kommt es an der Universität Beijing. Der Präsident der Hochschule gehört zu jenen Kadern, die Mao aus der Partei vertreiben will. Zu diesem Zweck zettelt einer seiner Vertrauten eine Intrige an: Er schickt seine Frau an die Universität, die einer kleinen Gruppe zu verstehen gibt, der Universitätspräsident sei in Ungnade gefallen.

Die Aktivisten lassen sich gern aufstacheln. Am 25. Mai 1966 hängen sie in der Mensa ein Plakat auf. In großen Schriftzeichen beschuldigen sie den Rektor, ein Feind der Revolution zu sein, der „einen hinterhältigen Plan verfolgt“. Sieben Unterschriften zieren das Poster, darunter die von Nie Yuanzi.

Die Dozentin ist eigentlich zu alt, um eine Studentenrevolte anzuführen – aber sie hat viel zu verlieren. An ihrer Philosophiefakultät ist sie unbeliebt und als ultralinke Agitatorin bekannt. Der Universitätspräsident plant längst ohne sie, hat sogar schon einen Nachfolger gefunden. Der Aufstand gegen ihn ist Nie Yuanzis letzte Chance, ihre Verbannung in die Provinz zu verhindern.

Mit dem Plakat entfacht die Gruppe auf dem Campus einen regelrechten Krieg der Wandzeitungen. Binnen eines halben Tages ist die Universität mit Textblättern zugeklebt, die den Präsidenten verteidigen oder attackieren.

Mao hat nun die Gelegenheit, die er braucht, um einen landesweiten Aufstand der Jungen zu starten. Und er ergreift sie: Er ordnet an, dass Rundfunk und Presse den Text der ersten Wandzeitung verbreiten. In der „Volkszeitung“, dem Organ der KP, erscheint zudem ein von ihm beauftragter Leitartikel mit der Überschrift „Vertreibt die Rinderdämonen und Schlangengeister“.

Gemeint sind „akademische Autoritäten“, die angeblich die Jugend zu einer reaktionären Politik verleiten – also Lehrer, Dozenten, Professoren.

Der Streit an einer Fakultät wird so plötzlich zur nationalen Angelegenheit. Mao hat den Generationenkonflikt zur Triebkraft einer neuen Revolution erhoben. Und Nie Yuanzi ist durch seine Rückendeckung fortan nahezu unantastbar.

Überall in Universitäten tauchen nun Plakate mit Anschuldigungen gegen vermeintliche „Kapitalisten“ und „Revisionisten“ auf. „Wir werden brutal sein“, ist dort zu lesen. Oder: „Weg mit menschlichen Gefühlen!“

Doch bald sind Worte nicht mehr genug. Die Gewalt beginnt in den Schulen: Jugendliche verspotten und bespucken ihre Lehrer, demütigen sie mit riesigen Hüten, die sie ihnen öffentlich aufsetzen, schlagen manche zusammen. Um die Ausschreitungen noch anzufachen, lässt Mao den Unterricht einstellen und deutet an, dass nur jene Schüler später studieren dürfen, die sich an der Kulturrevolution beteiligen.

Kurz darauf folgen die Universitäten. Wieder ist es Nie Yuanzi, die den Anfang macht. Am 18. Juni treiben sie und ihre Mitstreiter den Leiter der Beijinger Hochschule und etwa 40 andere zusammen, die sie zu „Monstern und Freaks“ erklären. Die Studenten prügeln auf ihre Opfer ein, kleben ihnen Schmähschriften an den Rücken, setzen ihnen Mülleimer auf den Kopf, schütten Tinte in ihre Gesichter. Es geht jetzt gegen alle, die für die vermeintlich veraltete Kultur stehen: Lehrer, Professoren, ja selbst die eigenen Eltern.

Mao hält die Rebellen nicht zurück. Im Gegenteil: Im August ordnet er an, die Kommunistische Partei solle den Studenten freie Hand lassen. Er selbst schreibt einer Schülergruppe in Beijing eine Notiz, die bald zum Schlachtruf wird: „Rebellion ist gerechtfertigt!“

Für den Diktator ist nun die Zeit gekommen, um mit seinen Rivalen abzurechnen, etwa mit Liu Shaoqi. Chinas Präsident hat anfangs noch versucht, die Gewalt einzudämmen. Er hat Parteikader an die Universitäten und Schulen geschickt, die Exzesse verhindern sollten. Das wird ihm nun zum Verhängnis. Mao wirft ihm vor, die „Massen unterdrückt zu haben“.

Auf einem Treffen des Zentralkomitees demütigt er Liu vor der Elite der chinesischen Genossen. Mehrmals unterbricht er die Rede seines

Der KP-Chef will sein Land »reinigen«



Stolz zeigen
Studenten Maos
»Rotes Buch« vor, eine
Sammlung kommunistischer
Sinnsprüche,
deren Besitz zur
Pflicht wird

Widersachers, um ihn zu schmähen. Kurz darauf wird Liu ins Gefängnis gesperrt, dann als Präsident abgesetzt und aus der Partei ausgeschlossen.

Als wolle er beweisen, dass er den jugendlichen Revolutionären an Grausamkeit nicht nachsteht, quält Mao ihn mit Isolationshaft, Hunger, Durst und Schlafentzug und lässt sich dabei ständig über Lius immer schlechteren Gesundheitszustand informieren. Am Ende ist der einst zweitmächtigste Mann Chinas zu schwach, um zur Toilette zu gehen, wird mit Mullbinden an sein Bett gefesselt. Im November 1969 wird er in geistiger Verwirrung sterben.

Liu ist nicht der Einzige, der Maos Zorn spürt. Längst hat der das Land in zwei Gruppen gespalten: in „Schwarze“ (vor allem Bürgerliche und innerparteiliche Gegner) und „Rote“ (Studenten und Arbeiter aus proletarischen Familien). Die jugendlichen Anhänger des Diktators organisieren sich in paramilitärischen Banden, den „Roten Garden“, und plündern die Häuser der Schwarzen: stehlen Möbel, Schmuck, Bücher, Geschirr, Musikinstrumente. Viele Studenten richten sich mit dem Raubgut ein, der Rest verrottet in feuchten Lagerräumen oder wird zerschlagen.

Im August 1966 beginnt dann das Morden. Das erste Opfer ist eine Lehrerin an einem Elitegymnasium in Beijing. Ihre Schülerinnen prügeln sie mit nagelbesetzten Knütteln zu Tode. Ihr Leichnam wird später auf einem Abfallkarren gefunden.

Einige Tage darauf lädt Mao die Roten Garden zu einer Kundgebung auf den Platz des Himmlichen Friedens ein. Eine Million Schüler und Studenten marschieren auf, der greise Diktator steigt von der Bühne herab, um sie zu begrüßen. Die Veranstaltung erreicht ihren Höhepunkt, als eines der Mädchen, die kurz zuvor ihre Lehrerin erschlagen haben, dem KP-Chef ein Armband der Roten Garden überstreift und damit zeigt: Mao ist einer von ihnen. Spätestens jetzt ist klar, dass er das Töten und Rauben der Roten Garden billigt.

Nach diesem Auftritt des Großen Vorsitzenden eskaliert in Beijing der Terror: Schüler erschlagen ihre Lehrer mit Knütteln, Studenten erstechen einander mit Messern oder erwürgen reiche Bürger mit Draht. Denkmäler werden gestürzt, alte Tempel zertrümmert, Bibliotheken angezündet, weil sie Symbole des nicht-

kommunistischen China sind. Das Alte muss zerstört werden, damit das neue, revolutionäre China entstehen kann. Die Schüler und Studenten steigern sich in eine schier unglaubliche Verwüstungslust – und die Polizei lässt sie gewähren.

„Gebt ihnen keine Anweisungen. Sagt nicht, dass es falsch ist, Menschen zusammenzuschlagen. Wenn sie aus Wut jemanden töten, dann ist das eben so“, erklärt der Minister für innere Sicherheit seinen Mitarbeitern, auf Maos Befehl.

Aus Angst, ins Visier der Roten Garden zu geraten, vernichten viele Menschen ihr gesamtes Hab und Gut, denn schon Kleinigkeiten reichen den Foltertrupps als Beweis für eine vermeintlich „reaktionäre Gesinnung“ – etwa Mah-Jongg-Spiele, Bücher oder Jadevasen.

Zugleich erreicht der Kult um den Großen Vorsitzenden nun absurde Ausmaße. Bald muss jeder Bürger dessen kleines Rotes Buch besitzen, um sich als anständiger Kommunist auszuweisen. Sechs Milliarden Mao-Porträts kommen in Umlauf. Selbst auf Reisschalen prangt das Gesicht des Diktators, und jeder Morgen beginnt für Millionen Einwohner des Riesenreiches nun mit einer Verneigung vor dem Genie des Staatsgründers.

Als im Winter die erste Welle der Gewalt abebbt, haben Rotgardisten allein in Beijing mehr als 1700 Menschen ermordet.

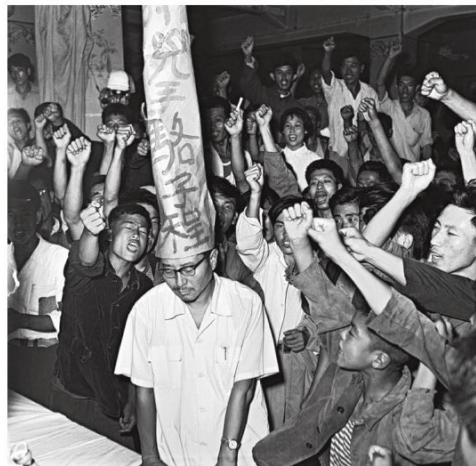
Für Mao offenbar ein Grund zur Freude: An seinem 73. Geburtstag im Dezember 1966 lädt er einige enge Vertraute zu sich ein und protest ihnen am Pool seines Hauses zu mit den Worten: „Auf die Entwicklung eines landesweiten Bürgerkriegs.“

Denn der Aufstand der Schüler und Studenten, der sich längst über China verbreitet hat, ist Mao nicht genug: Er will die Arbeiter aufhetzen.

Er weiß, dass viele Chinesen einen tiefen Groll gegen die Partei hegen – und gegen deren Misswirtschaft. Deshalb ruft er die Menschen dazu auf, sich gegen all jene Funktionäre zu erheben, die angeblich einer „bourgeois-reaktionären Linie folgen“. Die Logik dahinter ist klar: Nicht Mao trägt Schuld daran, dass die Volksrepublik noch kein kommunistisches Paradies ist, sondern der korrupte Parteiapparat.

Überall entstehen nun Rebellengruppen. Im blutigen Chaos, das der Große Vorsitzende entfesselt hat, kann sich fortan jeder zum Aufrührer erklären – die Schülerrevolution wandelt sich zu einem Bürgerkrieg der Erwachsenen.

Schüler ermorden ihre Lehrer



Mit einem
Papierhut demütigen
Studenten einen
vermeintlichen
Konterrevolutionär.
Auch Parteifunk-
tionäre sind von dem
Furor betroffen

Kampftruppen werden gegründet, um Parteifunktionäre zu stürzen. Die Attackierten rufen daraufhin ebenfalls Milizen ins Leben, um sich zu schützen. Arbeiter in Fabriken schließen sich zusammen, aber ebenso ihre Chefs, die Leiter der Industriebetriebe. Die Gruppen beginnen, sich gegenseitig zu bekämpfen, und alle berufen sich auf Mao; alle glauben, im Recht zu sein.

Im Januar 1967 erteilt der Diktator der Armee schließlich den Auftrag, die „roten“ Kräfte bei ihrem Kampf zu unterstützen. Doch die Soldaten geraten bald in die lokalen Wirren, die das Land ergriffen haben. Wer „rot“ ist und wer „schwarz“, entscheidet meist die Willkür. In den folgenden Monaten kämpft sich die Armee von Provinz zu Provinz und richtet noch schlimmere Blutbäder an als die Rotgardisten zuvor.

Um sich gegen die Soldaten zur Wehr zu setzen, überfallen Rebellen im Frühjahr 1967 Rüstungstransporte, erbeuten Waffen und verwandeln Chinas Provinzen endgültig in Schlachtfelder.

Spätestens jetzt muss Mao klar sein, dass er die Kontrolle über die Kulturrevolution verloren hat – und fürchten, dass die anarchistische Gewalt auch ihn hinwegfegen könnte. Die einzige verlässliche Macht, die sein Regime nun noch stützt, ist das Militär. Und so gestattet er im März 1967 der Armeeführung, in den Provinzen zumeist von Offizieren geführte „Revolutionskomitees“ als lokale Regierungen einzusetzen.

Viele Aufständische aber wehren sich gegen die Machtübernahme des Militärs. In Guangxi, an der Grenze zu Vietnam, setzen Soldaten daraufhin Maschinengewehre gegen sie ein, Mörser und Napalm.

Tausende Tote werden einfach in die Flüsse geworfen. Manche der aufgedunsenen, verstümmelten Leichen werden später im Hafenbecken der britischen Kronkolonie Hongkong angespült.

In Wuxuan gehen Kämpfer sogar dazu über, vermeintliche Klassenfeinde zu verspeisen. Die Anführer essen die Herzen und Lebern ihrer Opfer, das einfache Volk den Rest der Körper.

Anfang 1968 ist Mao Zedong noch immer nicht vollständig Herr der Lage. Massaker geschehen ohne seinen Befehl. Doch selbst in dieser Situation ist seine Macht nicht ernsthaft gefährdet. Denn seine beiden großen parteiinternen Gegner – Liu Shaoqi und Deng Xiaoping, der frühere Vize-Premier – sind ausgeschaltet, und der Rest der Partei versucht verzweifelt, nicht auch noch in Ungnade zu fallen.



Um die Kontrolle dort zurückzugewinnen, wo sie ihm entglitten ist, wendet Mao sich nun erneut an die Jungen des Landes.

Die Studenten und Schüler in Beijing sind inzwischen nur noch ein kleiner Teil des Kampfes. Wichtig sind sie dennoch weiterhin: als Symbol. Daher will Mao sie im Sommer 1968 ein letztes Mal benutzen. Das Schicksal der Studenten in der Hauptstadt soll ein Signal an das ganze Land senden: Der militante Teil der Revolution ist vorbei.

Am 27. Juli 1968 machen sich 30 000 loyale Arbeiter auf den Weg, um Maos Willen durchzusetzen. Sie marschieren zum Campus der Tsinghua-Universität, den zwei rivalisierende Studentenmilizen besetzt haben. Die Werktätigen sollen ihnen die Gewehre abnehmen, ihren Kampf beenden. Sie kommen ohne Waffen. So hat Mao es befohlen. Es soll eine Demonstration des Friedens sein.

Die Roten Garden an den Universitäten sind im Sommer 1968 auf einen harten Kern zusammengeschrunpft. Die meisten Studenten sind desillusioniert, zynisch, die Aufregung der ersten Wochen ist längst verflogen. Viele spielen daheim Schach, lesen Romane, warten darauf, dass der Unterricht wieder beginnt. Jene, die geblieben sind, kämpfen schon lange nicht mehr gegen Autoritäten, sondern vor allem gegen andere Garden.

Nie Yuanzis Gruppe etwa führt einen Kleinkrieg gegen eine Fraktion der Universität Beijing.

Und Kuai Dafu, ein weiterer prominenter Rotgardist, streitet sich an der Tsinghua-Hochschule mit anderen Kämpfern.

Angebliche Verräter werden mit Tinte beschmiert und öffentlich beschimpft. Auf den Schildern sind ihre Vergehen verzeichnet

Kaum einen der Aktivisten beschäftigen noch inhaltliche Fragen, es geht nur noch darum, den Gegner zu vernichten. Die rivalisierenden Trupps schießen mit Maschinenpistolen und Gewehren aufeinander oder schlagen sich die Köpfe mit Steinen ein. Eine der Roten Garden hat sich sogar einen eigenen Panzer gebaut.

Gefangene sperren die Rebellen zuweilen tagelang ohne Nahrung in dunkle Räume ein – wenn sie ihre Opfer nicht gleich zu Tode prügeln.

Als die Arbeiter an diesem Tag den Campus erreichen, rufen sie: „Kämpft mit Worten, nicht mit Waffen!“ Sie strömen auf das Unigelände und stellen sich zwischen die verfeindeten Rotgardisten. Da eskaliert die Situation. Die Studenten eröffnen das Feuer. Fünf Arbeiter gehen tot zu Boden, mehr als 700 weitere werden verletzt.

Die Aktivisten hören nicht auf die Botschafter, die Mao geschickt hat. Für den Großen Vorsitzenden ist nun endgültig die Zeit gekommen, die wichtigsten Rebellenführer zu sich zu zitieren.

Nachdem der KP-Chef seine Gäste in der Großen Halle des Volkes begrüßt hat, lädt er sie ein, sich zu setzen. Es ist das erste Mal, dass die Studenten direkt mit ihrem Idol sprechen, und sie merken schnell, dass sich hinter Maos scheinbarer Freundlichkeit große Härte verbirgt. Fünf Stunden dauert ihre Unterredung, und als der Diktator zur Sache kommt, wird den Studenten klar, dass diese Nacht die letzte sein wird, in der sie Rote Garden anführen.

„Ihr habt jetzt zwei Jahre lang an der Kulturrevolution teilgenommen“, sagt Mao. „Die

Menschen sind nicht glücklich, die Arbeiter sind nicht glücklich, die Bauern sind nicht glücklich, die Stadtbewohner sind nicht glücklich. Sieht so der Weg aus, um alles unter dem Himmel zu vereinen?“

Er fährt fort: „Wenn jemand noch weiter Widerstand leistet, gegen die Volksbefreiungsarmee kämpft, den Verkehr blockiert, Menschen umbringt oder Feuer legt, dann begeht er damit Verbrechen. Wir werden sie umzingeln, und wenn sie sich nicht beugen, dann müssen sie vernichtet werden.“

Wer weitermacht, wird getötet – das ist seine Botschaft. Die Roten Garden werden vom Militär aufgelöst, notfalls mit Gewalt.

Die Studentenführer verstehen anfangs überhaupt nicht, worauf ihr Idol hinauswill, und können gar nicht glauben, dass Mao sie einfach entsorgt. Doch dann fügen sie sich.

Kurz darauf besetzen Einheiten der Armee vielerorts die Universitäten. Und dann beginnt eine der größten Umerziehungskampagnen der Geschichte. Systematisch vertreiben die Behörden die Jugendlichen aus den Städten und schicken sie in die Provinz.

„Hoch in die Berge und hinunter in die Dörfer“ sollen sie gehen, um von den Arbeitern und Bauern dort zu lernen – Mao beordert seine Revolutionäre aufs Land.

In Beijing marschieren Tausende Schüler und Studenten in Reih und Glied zu den Bahnhöfen, mit wehenden Fahnen, Blasorchestern und Lautsprechern, die revolutionäre Lieder spielen.

Viele Rotgardisten denken, dies sei der eigentliche Test, bei dem sie sich als loyale Anhänger des Großen Vorsitzenden beweisen könnten. Viele hoffen darauf, in der Fremde ein Leben voller Schönheit und Wildheit zu finden.

Doch niemand erwartet die Jugendlichen in den Provinzen, niemand braucht sie. Als sie dort ankommen, finden viele nicht einmal eine Unterkunft vor. In einigen Gegenden schläft mehr als die Hälfte von ihnen in Höhlen, verlassenen Tempeln oder Schweineställen, mitten im Winter.

Etliche sind obdachlos. Wer Glück hat, landet in einer Massenunterkunft. Die Arbeit, auf den Feldern oder in den Fabriken, ist hart und beginnt oft morgens um sechs.

Das Schlimmste ist der Hunger. Verpflegung ist auch sieben Jahren nach Maos Großem Sprung knapp, viele Dörfer haben gerade genug, um sich selbst zu versorgen. Für die rund 16 Millionen



Als seine Hand-
langer außer
Kontrolle geraten,
verbannt Mao
16 Millionen Jugend-
liche aufs Land.
Viele von ihnen
sterben

LITERATURTIPPS

Frank Dikötter

»Mao und seine
verlorenen Kinder«

*Gut lesbare, ausgewogene
Geschichte der Kultur-
revolution (Theiss).*

Roderick MacFarquhar,
Michael Schoenhals

»Mao's last Revolution«

*Sehr detailreich; für alle, die das
Thema wirklich durchdringen
wollen (Belknap Press).*

Schüler und Studenten, die aufs Land geschickt werden, haben sie kaum etwas übrig. Viele der Verbannten werden krank und sterben. Die Zahl der Toten sei „ohne Ende“, notiert ein Regierungsbeamter in einem Bericht, bis heute hat sie niemand ermittelt.

Die frühere Dozentin Nie Yuanzi schlägt es in ein Lager, in dem sie unter anderem Ziegelsteine brennen muss. Sie arbeitet bis zu zehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, nur unterbrochen durch Seminare über die Ideen Mao Zedongs, geleitet von gnadenlosen Propagandateams.

Die örtlichen Funktionäre lassen sie spüren, dass sie wieder ein Niemand ist. Jeden Morgen muss sie die schweren Eimer voll Urin leeren, die sich über Nacht gefüllt haben.

Kuai Dafu wird in eine Metallfabrik geschickt, an den westlichen Rand der Chinesischen Mauer, weit weg von Beijing. Er blicke auf „Berge über Berge, Flüsse über Flüsse“, schreibt er in einem Brief. Einmal noch erwähnt Mao ihn in

einer Rede: Es habe seiner Einstellung gutgetan, dass man ihn in die Provinz geschickt habe.

Den anderen drei Anführern der Studentenrevolte geht es nicht viel besser. Tan Houlan und Wang Dabin müssen ebenfalls in Fabriken schuften, Han Aijing verrichtet in einem Militärlager niedrigere Arbeiten.

Als die Armee alle Provinzen endlich unter Kontrolle hat, verkündet ein Parteitag der KP am 1. April 1969, die Kulturrevolution habe „einen großen Sieg“ errungen. Mao steht wieder unangefochten an der Spitze der Volksrepublik, die er bis zu seinem Tod im Jahr 1976 mit eiserner Hand regieren wird. Geschätzte drei Millionen Menschen sind der Kulturrevolution zum Opfer gefallen, jahrtausendealte Schätze für immer verloren.

Etwa zur gleichen Zeit geschieht am anderen Ende der Welt Merkwürdiges: Studenten in Europa beginnen sich für den chinesischen Diktator zu begeistern, auch in der Bundesrepublik. Dort verkauft sich das „Rote Buch“ allein im ersten Jahr seines Erscheinens mehr als 70 000 Mal. Und eine selbst ernannte „Rote Garde Berlin“ demonstriert in der Mauerstadt mit dem Schlachtruf „Sie sind alt, wir sind jung – Mao Tse-Tung!“

Auf die „Kinder von Marx und Coca-Cola“ (so der französisch-schweizerische Regisseur und vorübergehende Mao-Anhänger Jean-Luc Godard) übt die Kombination aus Klassenkampf

und Krieg der Generationen, die Mao in China angezettelt hat, offenbar starke Anziehungskraft aus.

Denn die Ideen des Großen Vorsitzenden sind mehr als nur eine radikale Alternative zur bürgerlichen Gesellschaft: Sie sind auch frischer und unerbittlicher als jener Kommunismus, den die moskautreuen Parteien in Europa vertreten.

Wer für Mao ist, kann gegen alles andere sein: die USA, die Bonner Republik, den Kapitalismus, den Kreml und das graue SED-Regime.

Der westdeutsche Studentenfürer Rudi Dutschke sympathisiert ebenfalls mit dem chinesischen Diktator. Er sieht die Kulturrevolution als Vorbild für einen Aufstand der Jungen, wie er ihn selbst entfachen will. Zwar haben deutsche Medien bereits 1967 über die Gräueltaten der Roten Garden berichtet, doch die deutschen Genossen wollen sie nicht wahrhaben.

Stattdessen zeichnen linke Magazine ein verharmlosendes Zerrbild der Zustände in der Volksrepublik: „Das Ganze ist eine große Debatte, die 14 Stunden am Tag dauert, eine gigantische Zeitung, die ständig neu gedruckt wird“, schreibt etwa ein Autor von „Konkret“, jenem Magazin, für das auch Ulrike Meinhof arbeitet, die spätere Mitgründerin der „Roten Armee Fraktion“.

Ein anderer „Konkret“-Kommentator schwärmt darüber, dass in China die Jugend ernst genommen werde: Der Kampf der Rotgardisten gleiche „bis in die Einzelheiten dem der europäischen Studenten“.

Rund zehn Jahre währt die Faszination der deutschen Studenten für Mao. Erst nach dem Tod des Großen Vorsitzenden 1976 nimmt der Kult um ihn im Westen allmählich ab – zumal nach und nach viele seiner Verbrechen ans Licht kommen und bekannt wird, wie viele Tote er zu verantworten hat (wohl mehr als 55 Millionen).

Zwei Jahre später schreibt China das letzte Kapitel der Revolte: vor Gericht. Nie Yuanzi, Kuai Dafu, Han Aijing und Wang Dabin werden für ihre Rolle während der Kulturrevolution verurteilt. Nie Yuanzi und Kuai Dafu erhalten die längsten Strafen: 17 Jahre Gefängnis.

Doch an einer weitergehenden Aufklärung der Verbrechen hat die Partei kein Interesse – unter anderem deshalb, weil viele Kinder hoher Funktionäre an den Exzessen beteiligt waren. Bis heute ist die Kulturrevolution eines der größten Tabus in der Volksrepublik. Und auch die einstigen Rotgardisten schweigen meist über ihre Taten. Sie gelten als Chinas „verlorene Generation“.

Johannes Böhme, Jg. 1987, hat nach der Recherche im Regal seiner 68er-Eltern nach Maos „Rotem Buch“ gesucht – und es zu seiner Erleichterung nicht gefunden.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0. Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Joachim Telgenbüscher (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Dr. Anja Fries, Samuel Rieth, Johannes Teschner
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst, Dr. Mathias Mesenhöller, Johannes Stempel
BILDREDAKTION: Christian Gargerle (Leitung), Roman Rahmacher, Edith Wagner; Mitarbeit: Jochen Raifß
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Mitarbeit: Dr. Dirk Hempel, Svenja Muche
LAYOUT: Jutta Janßen, Eva Mitschke
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
CHEF VOM DIENST / SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Mitarbeit: Olaf Stefanus
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan, Helen Oqueka, Saskia Paternmann, Anastasia Mattern, Thomas Rost
HONORARE: Andreas Koseck
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler

**VERANTWORTLICH FÜR DEN
REDAKTIONELLEN INHALT:** Michael Schaper

PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Heiko Hager, G + J Media Sales
**VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT
DER BEILAGEN:** Daniela Krebs – Director Brand Solutions
G + J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste
unter www.gujmedia.de
MARKETING: Kristin Niggel
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),
Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00647-7; 978-3-652-00641-5
(Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097
© 2017 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00, BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appli Druck GmbH,
Senefelderstraße 3-11, 86650 Wemding
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 040 / 37 03 20 84, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
GEOEPOCHE Kundenservice, 20080 Hamburg
E-Mail: kundenservice@dpv.de
Telefon: 0049 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: 0049 / 1805 / 861 80 02*
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
24 Std. Online-Kundenservice: www.geo.de/kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich.

**BESTELLADRESSE FÜR
GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.**
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaßfeld
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27
Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Gilles Caron/Gamma-Rapho/Getty Images

INHALT: Wolfgang Kunz/Fotofinder: 4 l. o.; Tom Murray: 4 r. o.; Bettmann/Getty Images: 4 m.; Gilles Caron/Gamma-Rapho/Getty Images: 4 l. u.; AFP/Getty Images: 4 r. u.; Steve Schapiro/Getty Images: 5 o.; Josef Koudelka/Magnum Photos/Agentur Focus: 5 m.; Hiroji Kubota/Magnum Photos/Agentur Focus: 5 u.

JAHR DES ZORNIS: Li Zhenheng/Contact Press Images/Agentur Focus: 6; Eddie Adams/AP/Bridgeman Art Library: 7; Bettmann/Getty Images: 8, 11, 14; Zentralbild/picture alliance: 9; Gilles Caron/Gamma-Rapho/Getty Images: 10; Absag Tillmann/bpk-images: 12; Josef Koudelka/Magnum Photos/Agentur Focus: 13; imago: 15; Stephen Shames/Polaris/laif: 16; NASA: 17

DIE VORZEICHEN DER REVOLTE: ddp images: 18; ullstein bild: 19
PIONIER AM SKALPELL: Henry Tyler/Paris Match: 20; Cape Newspapers/Trace Images: 22; Max Scheler Estate/Agentur Focus: 23 l.; Keystone-France/Getty Images: 23 r.; Time Magazine: 24 l.; Rolls Press/Popperfoto/Getty Images: 24 r.

DIE WUT DER JUNGEN: Michael Ruetz/Agentur Focus: 26/27; dpa/picture alliance: 28 o.; Herrmann/AP Photo: 28/29; Klaus Lehnartz/bpk-images: 29 (2); Wolfgang Kunz/Fotofinder: 30; Wolfgang Kunz/ullstein bild: 31 o.; Schinkel/Interfoto: 31 u.; Huth: 32 o.; Bestand Ludwig Binder, Haus der Geschichte, Bonn: 32 m., 35 u.; Stark-Otto/ullstein bild: 32 u.; Jochen Moll/bpk-images: 35 o.; Bettmann/Getty Images: 36

IM ASHRAM DES MAHARISHI: Tom Murray: 40/41; Paul Saltzman/Agentur Focus: 42/43; Don McCullin/Contact Press Images/Agentur Focus: 44, 45
IN DER FALLE VON KHE SANH: Bettmann/Getty Images: 48/49; Christian Simonpietri/Sygm Premium/Getty Images: 50; Robert Ellison/Camera Press/ddd images: 51 (2), 54 (2); Pictures From History/akg-images: 52; Bettmann/Getty Images: 53, 55

ZEIT DER TABURÜCKE: mumok – Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien, Schenkung des Künstlers: 56; Friedrich/Interfoto: 57

TOD EINES TRÄUMERS: AFP/Getty Images: 58/59; Everett Collection/picture alliance: 60; Charles Moore/imagemotiv: 61 l. o.; AP Photo/picture alliance: 61 o. u.; Bettmann/Getty Images: 62/63, 67 (3); AP Photo: 64 o., 66 u.; Joseph Louw/The LIFE Images Collection/Getty Images: 64 m., 64 u.; Privat-sammlung: 65; Robert Abbott Sengstacke/Getty Images: 66 o.; Afro American Newspapers/Gado/Getty Images: 66 m.; UPI/SZ Photo: 68

STURM AUF DIE SORBONNE: Bruno Barbey/Magnum Photos/Agentur Focus: 71, 73, 74; Guy Le Querrec/Magnum Photos/Agentur Focus: 72; Gilles Caron/Gamma-Rapho/Getty Images: 75, 76, 78; Archiv Friedrich/Interfoto: 77; Keystone-France/Getty Images: 79

ENDE EINES HOFFNUNGSTRÄGERS: Steve Schapiro/Getty Images: 80/81; Manchester Daily Express/Getty Images: 83 o.; The LIFE Premium Collection/Getty Images: 81 l. u.; Paul Slade/Paris Match/Getty Images: 83 r. u.; Lawrence Schiller/Polaris Communications/Getty Images: 84 o.; Bride Lane Library/

Popperfoto/Getty Images: 84 u.; United Archives International/Imago: 87 l. o.; Bill Eppridge/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 87 r. o.; Bettmann/Getty Images: 87 l. m., r. u.; Getty Images: 87 r. m.; Everett Collection/Bridgeman Art Library: 87 l. u.; Paul Fusco/Magnum Photos/Agentur Focus: 88 (5)

PROTEST GEGEN DIE PARTEI: Karin Wiedhorst/PUNCTUM: 90 (3), 91 (3); BStU, MIS, BV Leipzig, KD Lpz.-Stadt/Fo. Nr. 05685: 95 o.; BStU, MIS, BV Leipzig, AU, Nr. 431/72: 95 u.; BStU, MIS, 5dM, Fo. Nr. 0558: 94; Eastbook-world.com: 95; Sorja Hess/Dietrich Koch: 96

SOMMER DES WANDELS: Robert W. Kelley/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 100; Bridgeman Art Library: 101

HUNGER ALS WAFFE: Hubert Lecampion: 102/103, 106 l. u.; AFP/picture-alliance: 104; Dennis Lee Royle/AP Photo: 105; Bruno Barbey/Magnum Photos/Agentur Focus: 106 o.; Gilles Caron/Gamma-Rapho/Getty Images: 106 r. u.; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 107; Keystone/picture-alliance: 108 l.; Gilles Caron/Contact Press Images/Agentur Focus: 108 r.

DEUTSCHLANDS DUNKLES ERBE: Paris Match Nr. 891, 7. Mai 1968: 110/111; Hutton/INTEROTO: 111 u.; SZ Photo: 112 l., 115 l.; dpa/picture-alliance: 112,2 v. l., 113,2 v. l., 116,2 v. r., 117 m. akg-images: 112 m.; Privatsammlung: 112,2 v. r., 114,2 v. r., 117,2 v. r.; ullstein bild: 112 r., 113 l., 113,2 v. r., 114 l., 114 m., 115 m., 115 r., 116 l., 116,2 v. l., 116 m., 118; bpk-images: 113 m., 114 r., 116 r., 117 l.; Keystone/ZUMA/Imago: 113 r.; AP Photo: 114,2 v. l.; Rolf Hayo/Imago: 115,2 v. l.; Der Spiegel: 115,2 v. r., 117 r.; Manfred Vollmer/Imagetrust: 117,2 v. l.

DIE ARMEE DER KINDER: SIPA: 120; adoc-photos/bpk-images: 121; Li Zhenheng/Contact Press Images/Agentur Focus: 122, 124, 125, 126; Jean Vincent/AFP/Getty Images: 123

DER SOUND DER REVOLTE: Graham/COLEZ/bsd-photo-archiv: 128; MOMA, New York/Scala: 131; GAB Archive/Redfern/Getty Images: 132 l. o.; Privatsammlung: 132 r. o., l. u., r. u.

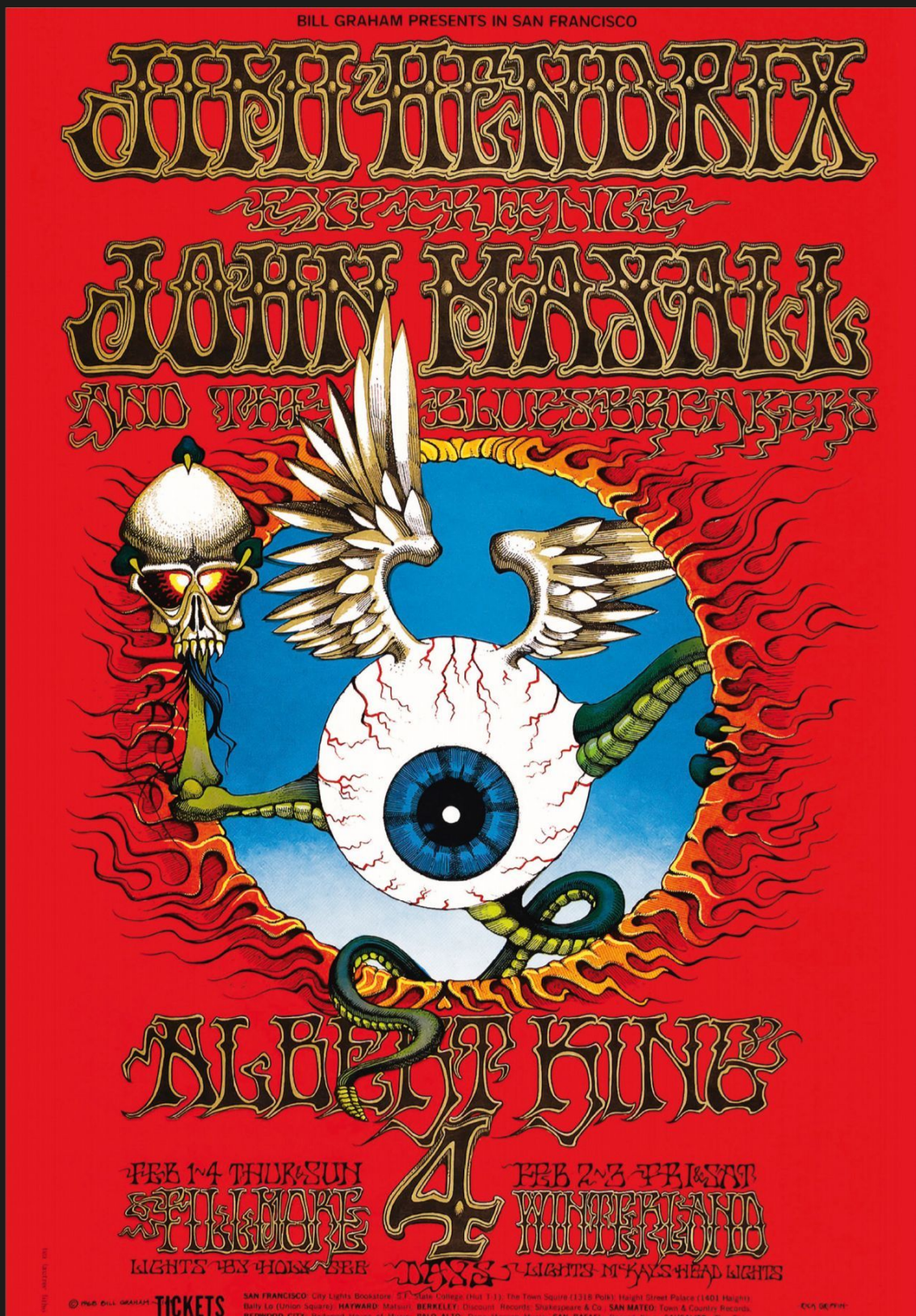
DAS ENDE DES FRÜHLINGS: Josef Koudelka/Magnum Photos/Agentur Focus: 134/135, 137, 138 (2), 140 (2), 141, 142, 143, 145 (2); Alain Nogués/Sygma/Getty Images: 136

ÜBER DAS JAHR HINAUS: Bettmann/Getty Images: 148; NASA: 149
DIE SEHNSUCHT DER BLUMENKINDER: Hiroji Kubota/Magnum Photos/Agentur Focus: 150/151; Bob Ritch: 152 o.; Robert Altman/Interfoto: 152 u., 154; Dennis Stock/Magnum Photos/Agentur Focus: 153

EINE MASCHINE FÜR DIE ZUKUNFT: James Ball/Anzenberger: 156, 158 (3), 159, 160 (2), 161; SRI International: 157

VORSCHAU: Thierry Le Mage/RMN-Grand Palais/bpk-images: 163

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 2017 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.



Plakatkünstler wie der zu San Franciscos Underground-Szene gehörende Rick Griffin schaffen die Optik zu den neuen psychedelischen Klängen: surrealistische Darstellungen, bunt, fantastisch, wild – und ebenso wie die Musik oft von LSD inspiriert (Konzertposter für Jimi Hendrix, John Mayall und andere Musiker)

Der SOUND der REVOLTE

In Haight-Ashbury, einem heruntergekommenen Viertel San Franciscos, entsteht Mitte der 1960er Jahre die Musik der Hippie-Bewegung. Der psychedelische Rock ist experimentell, improvisiert, von bewusstseinsweiternden Drogen befeuert. Und auf dem Newport Pop Festival im August 1968 klingt er so energiegeladen und lebendig wie nie zuvor

—— Text: ROBERT PAUSCH



Und plötzlich regnet es Blumen. Die Veranstalter lassen Blütenblätter aus einem Helikopter auf den Parkplatz und den Baldachin der Bühne im kalifornischen Costa Mesa segeln. Auf die Zehntausende, die sich an diesem sonnigen Augusttag im Takt der Musik bewegen. Die Augen geschlossen, die Hände wie in Trance durch die Luft wirbelnd.

Aus den Boxen dröhnt ein Solo von Jerry Garcia. Am Kopf seiner Gitarre hat der Frontmann der Grateful Dead eine rote Blume befestigt. Er kreiselt auf der Bühne, springt vor und zurück. Wendet sich vom Publikum ab, sucht den Blick seines Schlagzeugers, dann dreht er sich um, reißt den Hals des Instruments empor und stampft mit dem Fuß auf die Bühne. Wie lang dauert seine Improvisation nun schon? Zehn Minuten, 20?

Wer weiß das schon, und es ist ja auch unwichtig. Ebenso wie die fehlende Toilette, der spärliche Schatten unter der sengenden Sonne – und dass das Wasser seit Stunden knapp ist. Was zählt, ist die Musik. Und dass heute alle hier sind, in diesem winzigen Ort, 60 Kilometer südöstlich von Los Angeles, nicht weit von Newport Beach. Die Helden einer Generation und die Scharen ihrer Jünger.

Niemals waren es mehr: „Newport Pop“ ist das bis dahin größte Festival der Geschichte. Rund 100 000 Besucher lauschen an diesem Wochenende den Hausmusikern der Hippie-Bewegung, den Heroen der kalifornischen Gegenkultur: Bands, die auf dem Weg sind, Weltstars zu werden. Sie haben den Sound der Revolte geprägt, doch niemals erklang er so kraftvoll wie an diesem Wochenende.

Drei Jahre zuvor ist an all das noch nicht zu denken. Ein Abend im November 1965. Drei junge Männer, unter ihnen Jerry Garcia, hocken in einem Ranchhaus

im kalifornischen Soquel und klimpern auf Instrumenten. Um sie ein paar Dutzend Jugendliche, die versonnen die Wand anstarren. Sie alle haben sich an der Brause bedient, die am Eingang ausgedient wurde. Darin: Kool-Aid-Limonade und eine gute Portion LSD.

Dies ist der erste öffentliche „Acid Test“, eingeladen hat Ken Kesey, Schriftsteller und Drogenpionier. Das Motto des Treffens: Erweitere dein Bewusstsein! Erfinde dich neu mit LSD!

Die Band, die den Drogenrausch musikalisch begleitet, kennt keiner der Gäste. The Warlocks heißt sie. Wenige Tage später werden sich ihre Mitglieder umbenennen – angeblich nach den ersten Begriffen, die ihnen beim Durchblättern eines Wörterbuchs in die Augen springen. Fortan sind sie die Grateful Dead, die Dankbaren Toten.

Die Gruppe gehört zu den Pionieren einer neuen Musik. Und sie ist nicht allein. Auch andere kalifornische Bands wie Jefferson Airplane, Quicksilver Messenger Service und Big Brother and the Holding Company experimentieren mit vielfältigen Einflüssen, mit Country, Folk, Jazz und Blues. Vor allem um eines geht es ihnen: Sie wollen Grenzen einreißen, mit ihrer Musik neue Wege gehen, neue Möglichkeiten erproben. Sie wollen weg von den üblichen Popsongs, mit Strophe, Refrain und einem kurzen Instrumentalsolo, mit einer Länge von drei Minuten und einem schlichten Text über die Liebe zu einem Mädchen.

Vieles davon haben die Beatles, Bob Dylan und andere in den vorangegangenen Jahren vorgemacht. Sie haben gezeigt, dass erfolgreiche Popsongs durchaus ungewöhnliche Akkorde enthalten, ihre Texte aus surrealistischer Poesie bestehen können. Streicherquartette, eine indische Sitar oder rückwärts gespielte Tonbänder – auf einmal ist alles möglich.

Auch die San-Francisco-Bands experimentieren. Sie sprengen die herkömmliche Songform, ihre Stücke werden immer länger, bestehen wie im Jazz zunehmend aus Instrumentalimprovisationen zwischen den Gesangsparts.

Meist übernimmt in dem musikalischen Wechselspiel die elektrisch verstärkte Sologitarre die Hauptrolle – in den Händen von Männern wie Jerry

Garcia und Jimi Hendrix wird sie zum zentralen Instrument, ja zum Fetisch jener rebellischen Musik, die nun immer häufiger *rock music* genannt wird und sich vom als oberflächlich empfundenen Pop, aber auch vom musikalisch eher schlichten Rock 'n' Roll früherer Jahre abgrenzt.

Clubs und Spelunken, Parks und Hallen werden zu Weihestätten des neuen Sounds. Die wichtigsten von ihnen liegen in diesen Jahren in San Francisco.

Seit einiger Zeit bevölkern Studenten und Bohemiens die verfallenden viktorianischen Prachtbauten in den Straßenzügen zwischen dem Golden Gate Park und dem Armenviertel Fillmore. Viele Gebäude stehen leer. Mit ein bisschen Glück kann man für 175 Dollar pro Monat eine Villa mit 15 Zimmern mieten. Aussteiger und Ausreißer, sie alle zieht es hierhin: nach Haight-Ashbury, den Schnugsuchtsort der Unangepassten.

Auch die fünf Jungs von Grateful Dead wohnen in Haight-Ashbury. Ihr Haus ist ein Treffpunkt des Viertels, Tag und Nacht stehen die Türen offen.

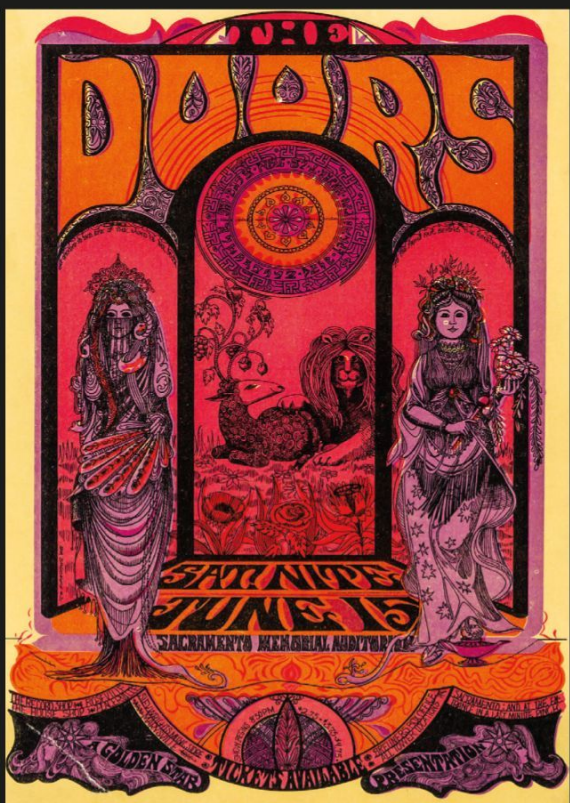
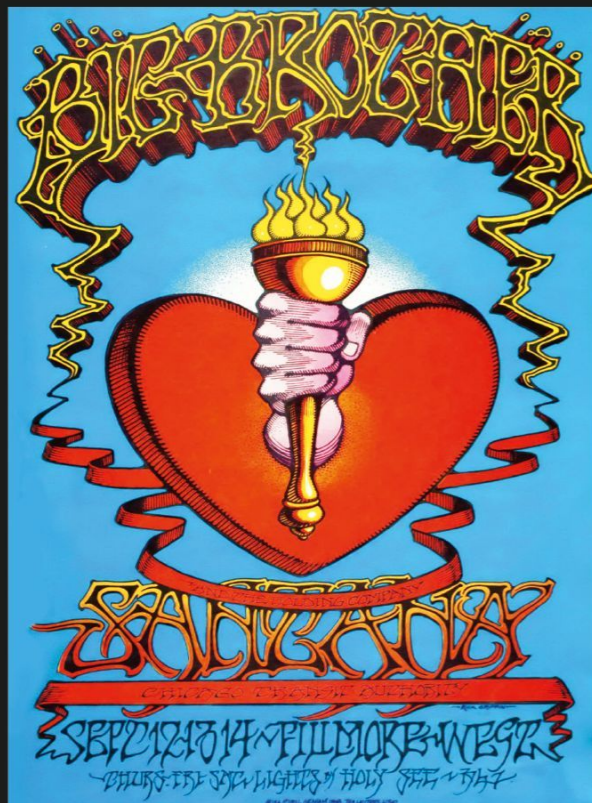
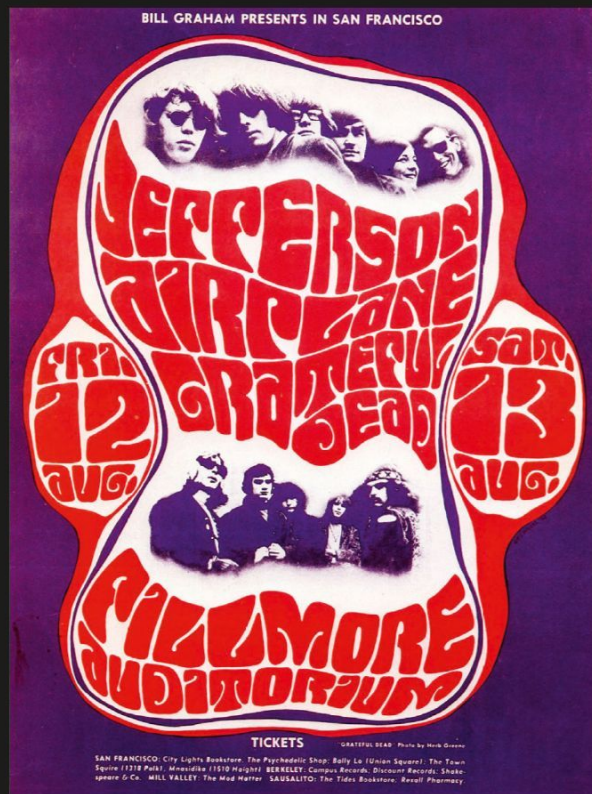
Die kalifornischen Drogenpartys werden immer beliebter. Die anfangs kleinen Feiern entwickeln sich zu großen Happenings. Im Januar 1966 drängen sich mehrere Tausend junge Leute in der Longshoremen's Hall im Norden von San Francisco. Der programmatische Titel der Veranstaltung: „Trips Festival“.

Zum ersten Mal versetzen die Bands aus San Francisco ein Massenpublikum in Ekstase, zum ersten Mal versinken sie alle gemeinsam in einen kollektiven Rausch. Viele Bandmitglieder arbeiten tagsüber als Gitarrenlehrer oder Plattenverkäufer, Musik ist für sie ein Hobby, kein Beruf. Dass sich das bald ändern wird, dass aus den Amateuren Stars werden, hat mit einer der schillerndsten Figuren des Viertels zu tun.

„Bill Graham presents:“ steht nun immer öfter auf den Konzertplakaten, die in Haight-Ashbury hängen. Und Graham präsentiert sie alle. Der Sohn russisch-deutscher Juden, der mit zehn Jahren vor dem Holocaust geflüchtet ist, erkennt als Erster das kommerzielle Potenzial der neuen Bands. Er mietet Konzerthallen an, verschafft den Künst-



Der Promoter
Bill Graham
erkennt als Erster
das kommer-
zielle Potenzial
der neuen Bands.
Seine Konzerte
(etwa mit den
Doors) locken
bald Tausende
Fans an



Grelle Farben und optische Täuschungen sollen auf den Konzertplakaten für die gleichen überwältigenden Effekte sorgen wie die psychedelischen Songs der Musiker, für die sie werben – als würde man halluzinogene Drogen nehmen (Poster für Jefferson Airplane, Grateful Dead, Santana und die Doors)

lern erste bezahlte Auftritte, sorgt für ihre Gagen und verdient selbst am Eintritt. San Franciscos beste Bands spielen nun nicht mehr umsonst in Parks, sondern in Grahams „Fillmore Auditorium“.

In der Gegenkultur Haight-Ashburys wirkt der Drogen ablehnende Graham wie ein *alien* – und sein Ruf ist umstritten. Als Kombination zwischen Mutter Teresa und Al Capone beschreiben ihn manche im Viertel. Denn natürlich wird nun alles professioneller, natürlich verdienen die Künstler endlich Geld. Aber zugleich verlieren die Bands den Charme des Unprofessionellen, des naiven Idealismus. Mit Graham erobert der Kapitalismus die Musikwelt San Franciscos. Die Bands werden über die Landesgrenzen hinweg bekannt, Plattenfirmen führen die ersten Gespräche.

Aus vielen Radios ertönt im Sommer 1967 die Ballade „San Francisco“, in der Sänger Scott McKenzie von „sanften Menschen mit Blumen in den Haaren“ schwärmt und allen, die nach San Francisco kommen, ein *love-in* verspricht. Halb Amerika, so scheint es, macht sich auf, das seltsame Treiben in Kalifornien aus der Nähe zu bestaunen.

Biedermänner aus dem Süden und jugendbewegte Ostkünstler zwingen sich in die „Hippie-Hop“-Busse und zuckeln durch Haight-Ashburys Straßen, vorbei am „Psychedelic Shop“, den Umsonstläden und dem Gratis-Krankenhaus.

Und mitten in diesem Sommer der Veränderung treffen sich die Stars der Szene zum ersten großen Popfestival: in Monterey, zwei Autostunden südlich von San Francisco.

Natürlich ist Bill Graham an der Organisation beteiligt. Die Veranstaltung wird stilprägend. Die Bands San Franciscos, aber auch der schwarze Soulsänger Otis Redding und der indische Sitarspieler Ravi Shankar treten auf einer großen Freilichtbühne auf. Und der Gitar-

rist Jimi Hendrix gibt ein umjubeltes Konzert, in dem er seinem Instrument durch Rückkopplungen, Vibrato und eine virtuose Spieltechnik nie gehörte Klänge entlockt.

Noch spektakulärer als die Musik ist jedoch die Show des Amerikaners: Er spielt die Saiten seiner Gitarre mit den Zähnen und der Zunge, ehe er das Instrument auf der Bühne anzündet und schließlich in Stücke schlägt.

Für die Musikbranche ist Monterey eine Initialzündung. Direkt danach nimmt das Plattenlabel Columbia Records 20 Bands unter Vertrag, steigert damit seinen Anteil von Rockmusik im Programm von 15 auf 50 Prozent und verdoppelt seinen Umsatz. Die Goldader, die Bill Graham entdeckt hat, macht jetzt eine ganze Branche reich. Und der Sound, der sich in der Subkultur von Haight-Ashbury entwickeln konnte, tritt von Monterey aus seinen Siegeszug an.

Vierorts gibt es nun Open-Air-Konzerte, zäunen mutige Festival-Organisatoren Wiesen ein und nageln Bühnen zusammen, vor denen sich Zehntausende versammeln: für einen Ausstieg auf Zeit. Für einige Stunden Rausch und Ekstase, Exzess und Solidarität.

Dass die Festivals dabei sind, die ganze Musikszene zu verändern, merken auch zwei Geschäftsleute aus Los Angeles. Sie wollen sich das neue Geschäft nicht entgehen lassen. Aber nicht irgend-

ein Festival soll es werden. Sie planen das größte und beste Konzert, mit vielen Stars und einer einmaligen Lightshow. Ihr „Newport Pop Festival“ soll alles Dawesene überstrahlen.

18 Bands sind für den 3. und 4. August 1968 angekündigt, 100 000 Karten werden binnen Kurzem verkauft – mehr als je zuvor für zwei Konzerttage.

Der Andrang ist so groß, dass das Festival von einem Messegelände kurzfristig auf jenen Riesensparkplatz in Costa Mesa umziehen muss, auf dem die Grateful Dead das Publikum begeistern – inzwi-

schen wohl 140 000 Fans, weil viele die Begrenzungszäune einfach umreißen.

Neben Jerry Garcias Band tritt der exaltierte Troubadour Tiny Tim auf, der mit wirrem Blick auf die Bühne stakst und im Falsett einen 20er-Jahre-Revuesong singt. Country Joe McDonald bellt die Anti-Vietnam-Hymne „I-Feel-Like-I'm-Fixin'-to-Die Rag“ in das Mikrofon und lässt das Publikum das Wort „FUCK“ buchstabieren.

Die Bluesrockband Steppenwolf spielt ihren Song „Born to Be Wild“, der gerade die US-Charts erobert und bald zu einer weiteren Hymne der Hippie-Generation wird. Und Iron Butterfly besingen mit „In-a-gadda-da-vida“ einen geheimnisvollen Garten Eden.

Als die Abendsonne das Gelände in blassrosafarbenes Licht taucht, beginnen sich Jerry Garcia und Grace Slick, die Sängerin von Jefferson Airplane, plötzlich mit Kuchen zu bewerben. Nun tobt die Menge. Die Ordner springen zurück, als Zuschauer massenhaft die Bühne stürmen. Sie nehmen sich Cremetorten, die hinter der Bühne lagern, und drücken sie ihren Idolen ins Gesicht.

Die Presse ist entsetzt. Von einem „spätromischen Drama“ schreibt ein Reporter der „Los Angeles Times“. Ein solches Festival sei Chaos statt Kultur, ein grobschlächtiges und dekadentes Ereignis. Mehr noch: ein Tiefpunkt des jugendlichen Sittenverfalls. Auch der Bürgermeister von Costa Mesa kündigt an, nie wieder zuzulassen, dass derartig ausgelassene Horden durch den beschaulichen Küstenort ziehen.

So aufsehenerregend das Newport Pop Festival auch war: In das Gedächtnis der US-Jugendkultur brennt sich schon bald ein anderes Wochenende ein. Im Prinzip ist es eine Kopie von Newport, nur größer und noch chaotischer.

Fast genau ein Jahr nach dem Festival in Costa Mesa versammeln sich im August 1969 400 000 Menschen auf einer Farm im US-Bundesstaat New York – für „3 Days of Peace and Happiness“. Der Name des Festivals: Woodstock. ●

Robert Pausch, Jg. 1991, ist Absolvent der Hamburger Henri-Nannen-Schule.

LITERATURTIPPS

James Henke (Hg.)
»I Want to Take You Higher«
*Opulent bebilderte Chronik
der psychedelischen
Ära der Pop-Geschichte*
(Chronicle Books).

Paul D. Grushkin
»The Art of Rock«
*Alle bedeutenden Konzert-
plakate der 1960er Jahre in
exzellenter Druckqualität*
(Abbeville Press).

Das Ende des FRÜHLINGS

Seit 1945 gehört Osteuropa zur Machtsphäre der UdSSR, bald darauf auch die Tschechoslowakei. Doch 1968 wagt der dortige KP-Chef Alexander Dubček vorsichtige Reformen, erlaubt während des »Prager Frühlings« eine freie Presse und damit Kritik am Regime. Im August schickt Moskau 300 000 Soldaten, um den neuen Kurs zu beenden — Text: ULRIKE MOSER; Fotos: JOSEF KOUDELKA



In den Straßen der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag treffen am 21. August 1968 schwerbewaffnete Invasionstruppen auf demonstrierende Einheimische

D



Die Tschechoslowakei befindet sich im Januar 1968 in einer Regierungskrise, als Alexander Dubček (M.) an die Macht kommt. Er gilt als linientreuer Kommunist – entpuppt sich aber als Reformler

Der 20. August 1968 ist ein etwas diesiger Sommertag. Prag ist voller Touristen. Vor allem junge Menschen aus Europa und den USA sind in die tschechoslowakische Hauptstadt gereist. Erst vor acht Tagen hat die „New York Times“ gemeldet: „Für alle unter 30 scheint Prag in diesem Sommer genau der richtige Ort zu sein.“ Es ist schwer, ein Hotelzimmer in der Stadt zu bekommen.

Im Hauptquartier der Kommunistischen Partei, einem Betonklotz am Ufer der Moldau, herrscht dagegen keine Urlaubsstimmung. Im Gegenteil. Seit 14 Uhr tagt dort das elfköpfige Präsidium des Zentralkomitees, das oberste Führungsorgan der Partei, um über die Zukunft jenes Experimentes zu beraten, das aus der Tschechoslowakei das freieste Land im Ostblock gemacht hat.

Die versammelten Parteikader debattieren seit Stunden über den Parteikongress in drei Wochen. Dort sollen die Genossen nicht nur ein neues Zentralkomitee wählen, sondern auch die liberalen Reformen gesetzlich verankern, die ihr Vorsitzender Alexander Dubček seit Monaten vorangetrieben hat.

Die Atmosphäre ist angespannt. Gerüchte machen die Runde: Angeblich haben die Sowjetunion und weitere Staaten des Warschauer Paktes Truppen an der tschechoslowakischen Grenze zusammengezogen.

Will Moskau der neuen Freiheit im Bruderland mit Gewalt ein Ende setzen?

Dubček verbreitet Zuversicht. Er glaubt, dass es sich nur um eine Drohgebärde des Kreml handle. Der KP-Chef weiß nicht, dass einige Verschwörer innerhalb des Präsidiums planen, ihn zu stürzen: Noch im Laufe dieser Sitzung wollen sie einen Streit provozieren und ein Misstrauensvotum beantragen.

Doch dazu kommt es nicht mehr. Die Beratungen über den künftigen Parteitag ziehen sich bis in den späten Abend hin und dauern immer noch an, als Ministerpräsident Oldřich Černík für das Präsidium des ZK um 23.30 Uhr einen Anruf des Verteidigungsministers entgegennimmt: Die UdSSR und die anderen Staaten des Warschauer Paktes haben ihren Truppen an der Grenze den Marschbefehl gegeben. „Die Armeen haben die Grenzen der Republik überquert und sind dabei, unser Land zu besetzen“, berichtet Černík den anderen.

Dubček steigen Tränen in die Augen. „Das tun sie mir an“, ruft er aus, wie sich ein Genosse erinnert, „mir, der sein ganzes Leben der Zusammenarbeit mit der Sowjetunion gewidmet hat! Das ist für mich die Tragödie meines Lebens.“

In dieser Nacht beginnt die größte militärische Offensive in Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Aus drei Himmelsrichtungen dringen rund 300 000 Soldaten mit 7500 Panzern, 2000 Geschützen und 1000 Flugzeugen in die Tschechoslowakei ein: im Norden aus Polen und der DDR, im Osten aus der Sowjetunion und im Süden aus Ungarn. Ihr Auftrag: das kleine

Land wieder unter den Einfluss des Kreml zu zwingen.

Die UdSSR stellt den Großteil der Invasoren, auch polnische, ungarische und bulgarische Truppen sind beteiligt. Die DDR hat keine Soldaten geschickt: Mehrere Divisionen der Volksarmee sind im letzten Moment gestoppt worden, um nicht Erinnerungen an den Einmarsch der Wehrmacht in die Tschechoslowakei im März 1939 wachzurufen.

Statt, wie von den Verschwörern geplant, über Dubček abzustimmen, beschließt eine Mehrheit der versammelten Funktionäre unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse um 1.30 Uhr eine Erklärung, in der sie die Invasion verurteilen: „Das Präsidium des ZK der KPČ betrachtet diesen Akt als eine Missachtung nicht nur der fundamentalen Prinzipien der Beziehungen zwischen sozialistischen Staaten, sondern auch der Grundsätze des Völkerrechts.“

Die Bevölkerung rufen die Parteikader dazu auf, Ruhe zu bewahren und sich nicht zu wehren. Die Armee erhält den Befehl, in den Kasernen zu bleiben.

Gegen eine solche Übermacht scheint jeder bewaffnete Widerstand aussichtslos und würde nur unnötige Todesopfer fordern. Die Welt soll Zeuge werden, wie eine fremde Macht mit Gewalt in ein friedliches Land einfällt.

Ab zwei Uhr morgens landen in Minutenabständen rund 120 sowjetische Antonow-Transportmaschinen auf dem

Prager Flughafen, an Bord Panzer und Truppen. Die Soldaten sollen die Kontrolle über Regierungsgebäude, Rundfunk und TV-Station übernehmen.

4.20 Uhr. Die Fenster des ZK-Gebäudes sind noch erleuchtet, als eine Wolga-Limousine der sowjetischen Botschaft vorfährt, begleitet von drei Panzerwagen. Soldaten umstellen das Gebäude. T-55-Panzer rollen heran.

Zugleich sind nun aus der Ferne Sprechchöre zu hören: „Russen nach Hause!“ Demonstranten nähern sich dem Hauptquartier, in den Händen die Fahne mit den blau-weiß-roten Landesfarben.

Als der Zug die Soldaten vor dem Gebäude erreicht, dreht sich einer der

Panzer um sich selbst. Einigen Tschechen gelingt es, auf ihn hinaufzuklettern und eine Fahne in das Geschützrohr zu stecken. Da peitschen plötzlich Schüsse der sowjetischen Posten durch die Nacht.

Die Trikolore fällt zu Boden, einer der jungen Tschechen ist getroffen. Die Parteiführer verfolgen die Ereignisse von einem Fenster aus und müssen hilflos zusehen, wie der Mann verblutet.

Gut 23 Jahre zuvor, im Frühjahr 1945, haben die Tschechen die sowjetischen Soldaten noch als Retter begrüßt. Kein Volk hat so lange unter der deutschen Besatzung gelitten wie die Tschechen, in keinem Land ist die Dankbarkeit für die Befreiung größer. Seite an Seite mit der Roten Armee haben tschechische Ver-

bände gegen die Deutschen gekämpft, die Tschechoslowaken sind Bündnispartner der Siegerkoalition. Auch deshalb zieht die Rote Armee noch im gleichen Jahr wieder ab.

Dem Westen dagegen misstrauen die Tschechen. Zu frisch ist die Erinnerung an das Jahr 1938, als die Regierungen in London und Paris sie im Stich gelassen haben. Im Münchner Abkommen hatten die zwei Großmächte der Abtretung des Sudetenlandes an das nationalsozialistische Deutschland zugestimmt, ohne Prag auch nur anzuhören; und als das NS-Regime ein halbes Jahr später Böhmen und Mähren annektierte, kamen die zwei Westmächte nicht wie



Unterstützt von Truppen aus Polen, Bulgarien und Ungarn, besetzen sowjetische Soldaten am 21. August 1968 die Tschechoslowakei, um eine angebliche »Konterrevolution« zu verhindern

versprochen zu Hilfe – aus Angst vor einem Krieg gegen Deutschland.

Daher richten viele Einheimische nun ihre Hoffnungen auf ein Bündnis mit der UdSSR. Als einzige Nation in Osteuropa entscheidet sich die wiedererrichtete Tschechoslowakei 1946 in demokratischen Wahlen für eine kommunistische Regierung. Es ist die letzte freie Abstimmung im Land.

Zwar haben die Kommunisten angekündigt, die demokratischen Traditionen von Tschechen und Slowaken zu

Selbst nach dem Tod Josef Stalins im März 1953, der in der UdSSR eine vorsichtige Liberalisierung auslöst, ändert sich an der Gewaltherrschaft in der Tschechoslowakei wenig. Anders als Nikita Chruschtschow, der neue starke Mann im Kreml, traut sich Antonín Novotný, der Erste Sekretär der KP, nicht an Reformen. Hartnäckig verweigert er sich jedem Wandel.

Als Chruschtschow 1961 die Verbrechen Stalins öffentlich anprangert, lässt Novotný zwar viele politische Gefangene frei – denn Moskau offen zu düpiert wäre für die KPČ nicht ratsam. Aber es bleibt bei kosmetischen Verän-

was die Bürger im Alltag benötigen. Lebensmittel sind knapp, vor den Läden bilden sich lange Schlangen. Immer lauter wird das Murren der Menschen.

Novotný muss handeln. 1964 setzt die Parteiführung eine Kommission ein, die ein neues Wirtschaftsmodell erarbeiten soll. Fachleute versuchen eine Mischung aus Planwirtschaft und Kapitalismus zu entwickeln, die Betrieben mehr Eigenständigkeit lässt, damit sie die Produktion an der tatsächlichen Nachfrage ausrichten können. Sie verlangen



Sowjetische Panzer auf dem Prager Wenzelsplatz: Alexander Dubček mobilisiert die tschechoslowakischen Streitkräfte erst gar nicht – zu groß ist die Übermacht der Besatzungsarmee



Demonstranten suchen das Gespräch mit den sowjetischen Soldaten, um sie auf ihre Seite zu ziehen. Andere lassen sich vor Panzern nieder, halten die Fahrzeuge mit Sitzblockaden auf

wahren – tatsächlich aber übernehmen sie 1948 die alleinige Macht im Staat.

Im nun beginnenden Kalten Krieg tritt die Tschechoslowakei Moskau an die Seite. Und im Inneren verwirklichen die Kommunisten rücksichtslos das sowjetische Modell: Bauernhöfe werden zwangsweise enteignet und zu Kollektiven zusammengelegt, Industriebetriebe verstaatlicht.

Um ihre Macht zu sichern, geht die tschechoslowakische KP brutaler und andauernder als andere kommunistische Parteien gegen Abweichler, angebliche Klassenfeinde und „imperialistische Agenten“ vor. Es kann jeden treffen.

Allein bis 1952 fällen die Richter in Schauprozessen 233 Todesurteile. Zudem sitzen bis 1954 rund 150 000 politische Häftlinge im Gefängnis.

derungen, die Organisatoren der stalinistischen Verfolgungen etwa werden kaum zur Verantwortung gezogen.

Doch bald darauf wird die schwache Wirtschaft sogar die hartleibigen tschechischen Kommunisten zu einer Reformdiskussion zwingen. Und diese Debatte, einmal eröffnet, lässt sich nicht mehr unterdrücken.

Als die Kommunisten 1948 an die Macht kamen, zählte die Tschechoslowakei zu den industriell fortschrittlichsten Staaten der Welt. Doch um 1963 ist die ökonomische Lage selbst im Vergleich zum Rest des sozialistischen Blocks erbärmlich.

Die bürokratische Planwirtschaft ist desaströs. Die Betriebe sind ineffizient, ihre Maschinen veraltet, die hergestellten Waren mangelhaft. Überall zwischen Prag und Bratislava fehlt es an vielem,

einen Abbau der Bürokratie und weniger direkte Einflussnahme der Partei.

Doch allen Neuerungen, die die Autorität der Partei einschränken, tritt Novotný unnachgiebig entgegen. Immer wieder verschleppt er die Reformen, bis schließlich nur eine fragmentarische, wirkungslose Variante umgesetzt wird. Statt unternehmerischer Freiheiten stärkt er erneut die zentrale Planung.

Eigentlich ging es den Reformern nur um ökonomische Liberalisierung. Doch viele Bürger verstehen ihr Programm als Forderung nach mehr Freiheit auch außerhalb der Wirtschaft, und so wird nun in Parteiversammlungen und Intellektuellenzirkeln darüber diskutiert, welchen Weg der Sozialismus in ihrem Land überhaupt nehmen soll. Auf einem Schriftstellerkongress im Sommer 1967

etwa schiebt der Romancier Milan Kundera einen mit der KP abgestimmten Vortrag kurzerhand zur Seite und verlangt stattdessen unter Beifallsstürmen Rede- und Pressefreiheit. Sein Kollege Pavel Kohout verliest einen Brief des russischen Autors Alexander Solschenizyn, in dem der die sowjetische Zensur verurteilt. Der anwesende Parteisekretär für ideologische Fragen stürmt daraufhin aus dem Saal mit den Worten: „Jetzt habt ihr verschissen!“

Am Tag darauf zieht Ludvík Vaculík, Autor, Parteimitglied und ehemaliger Schuster, auf dem Kongress eine vernichtende Bilanz der fast 20-jährigen Herrschaft der KP, der es nicht gelungen sei, eine einzige „menschliche Frage“ zu lösen – von den „Primärbedürfnissen wie Wohnungen bis zu feineren Bedürfnissen, welche die undemokratischen Systeme dieser Welt nicht erfüllen können“.

Ein unerhörter Tabubruch. Kundera hat die Partei kritisiert, Vaculík aber stellt ihren Machtanspruch infrage. Als er kurz darauf aus der KP ausgeschlossen wird und seine Arbeit als Redakteur bei der nun scharfer Zensur unterworfenen Verbandszeitung der Schriftsteller verliert, erfährt er eine beispiellose Unterstützung. Intellektuelle und Stahlarbeiter spenden Geld für ihn und seine Familie.

Und zusätzliche Schwierigkeiten erhöhen den Druck auf Novotný. Diesmal sind es nicht Künstler oder Schriftsteller, die aufbegehren. Diesmal ist es ein ganzes Volk: das der Slowaken.

Die südöstliche Landeshälfte leidet aufgrund ihrer ökonomischen Rückständigkeit besonders unter der Misere – und ist zudem politisch benachteiligt. Obwohl die Slowaken rund 30 Prozent der Bevölkerung stellen, ist die Politik im Land ganz auf Prag ausgerichtet. Zwar gibt es eine eigene slowakische kommunistische Partei, doch sie muss jeden Beschluss von Prag genehmigen lassen. Schon seit einigen Jahren verlangen die Slowaken immer nachdrücklicher Gleichberechtigung.

Novotný hält ihre Forderungen für abwegig. Mehr noch: Er zeigt öffentlich seine Abneigung gegen die Bewohner im Osten, die weit über die Vorbehalte hinausgeht, die viele Tschechen der ver-

meintlich primitiven Bauernbevölkerung gegenüber empfinden. Als sich der Parteichef im September 1967 bei einem Besuch in der Slowakei weigert, Gastgeschenke anzunehmen, ist das für die Slowaken ein Eklat.

Danach ist klar: Selbst konservative slowakische Kommunisten werden Novotný nicht mehr unterstützen. Und auch in der tschechoslowakischen KP sammeln sich nun seine Gegner.

Ende Oktober 1967 geht die Polizei mit brutaler Härte auf Studenten in Prag los, die für bessere Bedingungen demonstrieren. Ein solches Vorgehen empört nun auch viele hochrangige Parteimitglieder und lässt sie am harten Kurs des Parteichefs zweifeln. Die Stimmung im ZK wendet sich gegen Novotný.

Die Amerikaner GREIFEN nicht ein

Der bittet Moskau um Hilfe. Doch Leonid Breschnew, seit 1964 Parteichef der KPdSU, geht mittlerweile offenbar auch davon aus, dass Novotný nicht mehr zu halten ist. „Das ist eure Sache“, antwortet er dem Tschechen.

Für Novotnýs Gegner ist das ein Signal zum Sturz: Am 5. Januar 1968 muss der KP-Chef zurücktreten, das Zentralkomitee wählt einen neuen Ersten Sekretär: Alexander Dubček, den Führer der slowakischen Kommunisten (Novotný bleibt aber Staatspräsident).

Die Wahl des Nachfolgers ist ein Kompromiss, da weder Reformen noch Konservative eine Mehrheit im ZK besitzen. Dubček ist 46 Jahre alt, ein hagerer Mann, meist nur zaghaft lächelnd, gleichermaßen ernst und unbeholfen wirkend. Vielen seiner Parteigenossen gilt er als farbloser Funktionär. Aber da er Slowake ist, traut man ihm zu, beide Landesteile zu versöhnen.

Vom Kreml ist kein Widerspruch zu erwarten: Dubček ist ein überzeugter Kommunist mit makelloser Biografie. Ein Arbeitersohn, dessen Eltern einst in die Sowjetunion gezogen sind, um dort den Sozialismus mitaufzubauen. In der

UdSSR aufgewachsen, ist er dem Land tief verbunden. Drei Jahre lang hat er die Parteihochschule in Moskau besucht.

Allerdings hat er als Chef der slowakischen Kommunisten in seinem Landesteil der Presse und dem kulturellen Leben mehr Freiheiten zugestanden, als sonst in der Tschechoslowakei üblich war. Und er ist davon überzeugt, dass die Wirtschaft reformiert werden muss.

Zudem wissen einige wenige Vertraute, dass seiner Ansicht nach nur eine Demokratisierung die kommunistischen Gesellschaften Osteuropas erhalten kann und daher ein „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ entwickelt werden muss.

Die Parteiobere wählen ihn, weil er der richtige Mann zu sein scheint, um notwendige Veränderungen mit der nötigen Behutsamkeit gegenüber Moskau und den kommunistischen Funktionären alten Schlags umzusetzen.

Die Mehrheit der Bevölkerung nimmt den Wechsel an der Parteispitze gleichmütig hin. Für sie ist Dubček ein nahezu Unbekannter, von dem sie keinen wirklichen Wandel erwarten. Und tatsächlich verändert sich anfangs wenig.

In den ersten Wochen äußert sich der neue Parteichef kein einziges Mal öffentlich zu seinen Plänen. Denn er muss vorsichtig vorgehen. Für tiefgreifende Reformen, wie sie ihm vorschweben, hätte er in der Spitze der Partei noch nicht genügend Unterstützer.

Als Erstes lässt Dubček die Verbandszeitschrift der Schriftsteller wieder uneingeschränkt erscheinen und beginnt damit eine Lockerung der Zensur, um den Druck auf die Reformgegner in der Parteiführung zu erhöhen.

Journalisten enthüllen nun in Artikeln etliche Untaten des Regimes. Berichten über Fehlurteile, interviewen Opfer des Stalinismus und legen die Korruption prominenter Funktionäre offen. Immer lauter wird die Kritik an den Funktionären, die für die Repressalien der Novotný-Regierung stehen.

Am 4. März wird der Druck zu groß: Der Sekretär für ideologische Fragen, ein Vertrauter Novotnýs, muss zurücktreten. Am gleichen Tag beschließt das Präsidium der KP, die Zensur nicht



Während wie hier auf den Straßen Protestler marschieren, verhaften sowjetische Soldaten Dubček: Sie halten ihn mit vorgehaltener Waffe fest, schaffen ihn per Flugzeug außer Landes



Demonstranten versperren mit Autos, Baumaschinen oder hier einem Bus den sowjetischen Panzern den Weg. »Geht nach Hause«, steht in russischer Sprache auf dem Fahrzeug

mehr anzuwenden. Damit hat, für jeden sichtbar, ein Aufbruch begonnen, der mit einem verheißungsvollen Namen verknüpft wird: „Prager Frühling“.

Obwohl die Redaktionen nun drastisch ihre Zeitungsauflagen erhöhen, sind die Blätter oft schon frühmorgens ausverkauft. Kioske in der Hauptstadt bieten nun sogar Zeitungen aus dem westlichen Ausland an. Eine derartig freie Presse hat es in Osteuropa bislang nicht gegeben.

Auch das Auftreten der Funktionäre verändert sich: Im Laufe des März stellen sich die Reformer in Hunderten Veranstaltungen im Land kritischen Fragen. Am 20. März diskutieren im Prager Kongresspalast Politiker mit Intellektuellen vor 15000 Zuschauern über einen Wandel in Wirtschaft und Gesellschaft. Sieben Stunden lang überträgt der Rundfunk die Debatte in die tschechoslowakischen Wohnungen. Die erstarrte Gesellschaft ist in Bewegung geraten.

Dubček wendet sich nun ebenfalls den Bürgern zu. Bilder zeigen ihn lächelnd, umringt von begeisterten Menschen. Seine Schüchternheit und Bescheidenheit gefallen besonders jungen Leuten. Er ist bereit, zuzuhören und andere Meinungen gelten zu lassen.

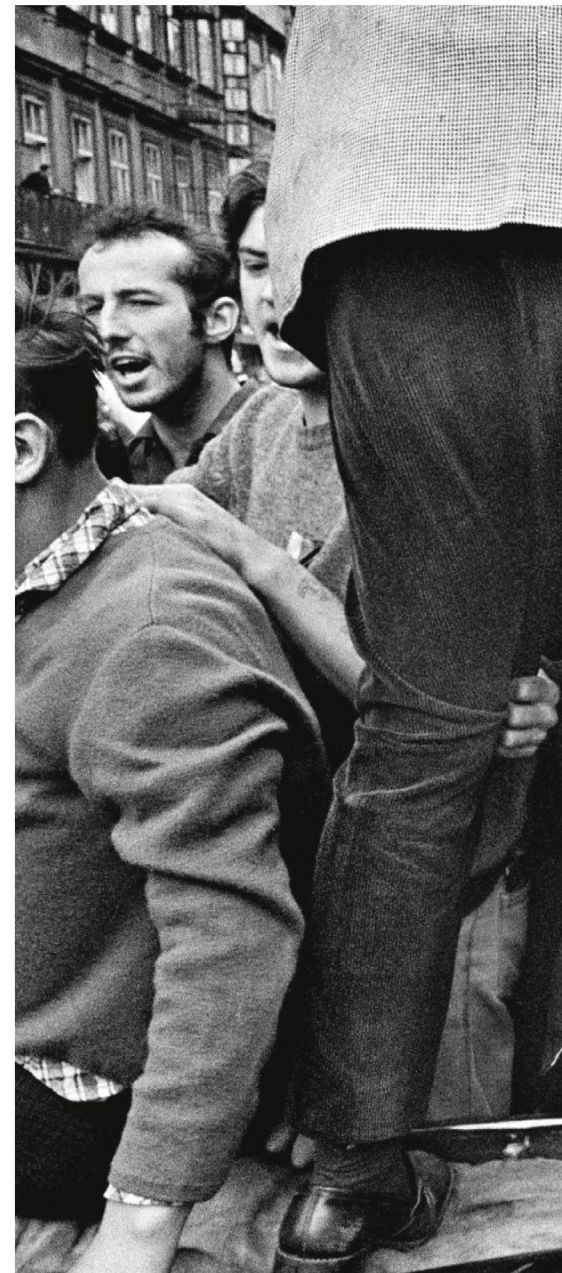
Noch weiß die Öffentlichkeit nicht, wie sich die neue Führung die politische

und wirtschaftliche Zukunft des Landes konkret vorstellt. Aber das neue Klima und das gewinnende Wesen Dubčeks bringen die Bürger dazu, ihm zunehmend zu vertrauen – und ihm zu glauben, dass es ihm nicht um Macht geht, sondern um das Wohlergehen des Volkes.

Am 22. März tritt Novotný, in einen Korruptionsskandal verwickelt, angeblich aus Gesundheitsgründen auch vom Präsidentenamt zurück; sein Nachfolger wird der hochangesehene ehemalige General Ludvík Svoboda. Tags darauf reist Dubček, begleitet von Beratern, zu einem kurzfristig einberufenen Treffen des Warschauer Paktes nach Dresden.

Auf der Konferenz sollen sie über die wirtschaftliche Zusammenarbeit sprechen – so hat es ihnen Breschnew angekündigt. Doch das ist eine Finte. Die Tschechoslowaken erleben ein Tribunal. Thema sind allein die Ereignisse in der ČSSR.

Nacheinander beschuldigen die Parteichefs aus der UdSSR, der DDR, Polen, Bulgarien und Ungarn Alexander Dubček, die Situation nicht mehr unter Kontrolle zu haben, und bekräftigen dies anhand mitgebrachter Artikel aus tschechischen und slowakischen Zeitungen.



Vor allem junge Tschechoslowaken protestieren gegen die Besetzung durch die fremden Truppen. Viele schwenken die blau-weiß-rote Flagge ihres Landes als Symbol des Widerstandes

Sie fordern ihn auf, gegen antisozialistische Kräfte durchzugreifen und das Machtmonopol der Partei durchzusetzen. Denn obwohl Dubčeks Reformpolitik erst in Umrissen erkennbar ist, bewegt sich das Land für Breschnew bereits in Richtung einer „Konterrevolution“.

Vor allem die ostdeutsche und die polnische Führung fühlen sich vom Prager Frühling bedroht. Walter Ulbricht und Władysław Gomułka fürchten, die Reformbegeisterung könne auf ihre Länder übergreifen. In Polen sind Anfang März bereits zahlreiche Studenten auf die Straße gegangen mit den Parolen „Es lebe die Tschechoslowakei!“ und „Polen wartet auf seinen Dubček“.

Die tschechoslowakische Delegation, ahnungslos über die eigentliche Absicht des Treffens, wird von den Vorwürfen völlig überrumpelt. Dubček wehrt sich in einer improvisierten Rede. Er rechtfertigt die Aussetzung der Zensur, versichert aber gleichzeitig, dass sich an der sozialistischen Orientierung des Landes nichts geändert habe. Vor allem beteuert er die Treue zu den Bündnisverpflichtungen des Warschauer Paktes.

Die Öffentlichkeit erfährt nichts von der Kritik der anderen Parteichefs. Zurück in Prag, treibt Dubček die Reformen trotz der Ermahnungen weiter voran, denn er glaubt auf einer unabhängigen Innenpolitik beharren zu können, solange er Moskau seine Loyalität versichert.

Am 5. April verabschiedet das Plenum der KPC ein „Aktionsprogramm“, das binnen zwei Jahren umgesetzt werden soll. Es offenbart Dubčeks Vision einer modernen Tschechoslowakei. Tschechen und Slowaken sollen künftig eine gleichberechtigte Föderation bilden, Opfer politischer Verfolgung rehabilitiert werden, Gerichte fortan unabhängig von der politischen Macht arbeiten. Kleine und mittlere Betriebe sollen privatisiert werden. Rede- und Versammlungsfreiheit sowie freiere Reisemöglichkeiten sollen ebenso gelten wie die Autonomie von Wissenschaft, Kultur und Kunst.

Dennoch zeigt das Papier auch die Grenzen von Dubčeks Reformbereit-



Besetzung der Tschechoslowakei

schaft. Er will den Sozialismus nicht abschaffen, sondern erneuern, um ihn so zu retten. Ihre „führende Rolle“ soll die KP keinesfalls verlieren – aber die Menschen sollen ihr vertrauen und freiwillig folgen. Für eine Opposition ist in seinem Denken nach wie vor kein Platz.

Die Mitgliedschaft der Tschechoslowakei im Warschauer Pakt stellt er ebenfalls nicht infrage. Er verlangt nur mehr Autonomie: Jeder Staat solle die „ausschließliche Verantwortung“ für den Sozialismus im eigenen Land tragen.

Längst hat die von der KPČ gewährte Freiheit eine kulturelle Revolution ausgelöst: Musikclubs eröffnen, das Avantgarde-theater blüht auf. Reisen in

den Westen sind leichter möglich. Der Dramatiker Václav Havel inszeniert sein Stück „Das Memorandum“ in New York.

Unterdessen übt die Presse immer offener Kritik an der UdSSR. Die Medien veröffentlichen auch Äußerungen sowjetischer Dissidenten. Russen können so in der Tschechoslowakei plötzlich Meinungen lesen, die zu Hause nicht gedruckt werden dürfen.

In den Machtzentralen des Warschauer Paktes lösen die Prager Entwicklungen Alarm aus. Schon lange signalisieren Gomułka und Ulbricht Bereitschaft zu einer gewaltsamen Lösung, doch Breschnew zögert. Er hofft noch immer, dass Dubček nachgeben wird. Um den Druck auf ihn zu erhöhen, vereinbaren im Mai die

fünf Parteichefs, die bereits in Dresden über ihn zu Gericht gesessen hatten, so bald wie möglich auf dem Gebiet der Tschechoslowakei Manöver abzuhalten.

Dubček dagegen setzt alle Hoffnungen auf einen außerordentlichen Parteikongress, den er für Anfang September ankündigt. Dort soll die KPČ seine Reformen bekräftigen – und die Mitglieder sollen seine Gegner in der Parteiführung abwählen.

Als am 20. Juni die geplante Militärübung des Warschauer Paktes beginnt, hat sich die freie Meinungsäußerung in den Medien bereits verselbstständigt. Immer wieder ermahnt Dubček die Journalisten zur Zurückhaltung. Vergebens.



Steine und Molotow-Cocktails: Viel mehr steht den Demonstranten gegen die Panzer nicht zur Verfügung. Hier schleppen junge Leute einen Baumstamm zu einer brennenden Straßenbarrikade

Der Regierungschef steht vor einem Dilemma: Er kann die Feindseligkeit der anderen Staaten kaum ignorieren, will aber auch nicht die Presse durch eine neue Zensur zum Schweigen bringen. Nähme er die Reform zurück, würde das seine Glaubwürdigkeit zerstören.

Am 27. Juni veröffentlichen mehrere Zeitungen ein Manifest mit dem Titel „Zweitausend Wörter, die an Arbeiter, Landwirte, Beamte, Künstler und alle gerichtet sind“. Zu den Unterzeichnern des von Ludvík Vaculík verfassten Textes zählen knapp 70 Wissenschaftler, Literaten, Sportler und andere Prominente. Sie fordern eine

weitergehende Demokratisierung, mehr Mitbestimmung, die Bildung von Bürgerausschüssen sowie die Absetzung von Funktionären, „die ihre Macht missbraucht haben“.

Der Appell ist ein Angriff auf das Machtmonopol der KPC, den viele Mitglieder des ZK-Präsidiums unter keinen Umständen dulden wollen. Schließlich einigen sich die Parteiführer auf eine Erklärung, die das Manifest verurteilt, betonen aber gleichzeitig, keine Zweifel an den guten Absichten der Verfasser zu haben. Der Kreml sieht darin einen weiteren Beweis dafür, dass die KPC-Kader nicht genug im Kampf gegen die Konterrevolution unternehmen.

Eine letzte Chance aber will Leonid Breschnew seinem Freund „Sascha“, wie er Dubček bisweilen nennt, noch geben.

Am 19. Juli schlägt er ihm ein Gipfeltreffen in der UdSSR vor. Doch die Tschechoslowaken sind nicht bereit, in das Bruderland zu fahren – wohl weil sie fürchten, nicht mehr von dort zurückzukehren. Beide Seiten einigen sich schließlich auf ein Treffen im slowakischen Städtchen Čierna nad Tisou unmittelbar an der sowjetischen Grenze.

Kaum hat sich diese Nachricht in der Tschechoslowakei verbreitet, da erscheint in einer Zeitung ein Manifest des Schriftstellers Pavel Kohout, in dem er die Prager Führung im Namen der Bürger zur Standhaftigkeit auffordert: „Verhandeln Sie, erklären Sie, aber verteidigen Sie unnachgiebig den Weg, den



Mit der Fahne in der Hand hat ein Mann einen sowjetischen Panzer erklommen. Da die USA den Einmarsch zwar kritisieren, aber nicht eingreifen, sind die Tschechoslowaken allein auf sich gestellt

wir eingeschlagen haben und den wir lebend nicht verlassen werden. Wir denken an Sie. Denken Sie an uns.“

Kohouts Appell wird in den folgenden drei Tagen von mehr als einer Million Menschen unterschrieben. Das Volk gibt Dubček einen eindeutigen Auftrag – und der Parteichef hört ihn. Vor seiner Abfahrt nach Čierna verspricht er: „Wir werden keinen Zollbreit nachgeben.“

Zur gleichen Zeit gehen Truppen des Warschauer Paktes an der Grenze zur Tschechoslowakei in Position und werden in Alarmbereitschaft versetzt.

Čierna nad Tisou, 29. Juli, 9.52 Uhr: Ein sowjetischer Sonderzug mit 15 Salonwagen rollt in den Bahnhof der Grenzstadt ein. Es ist das erste (und einzige) Mal, dass fast das gesamte Moskauer Politbüro gemeinsam ins Ausland fährt.

Kühl begrüßen die Mitglieder der Kremlführung die Prager Genossen, ehe sich alle ins nahe Kulturhaus der Eisenbahner begeben. Dort soll sich in den folgenden Stunden das Schicksal des Prager Aufbruchs entscheiden.

Obwohl das Treffen in der Tschechoslowakei stattfindet, kontrolliert der sowjetische Geheimdienst alle Ein- und Ausgänge des Tagungssaales, jede Übersetzerkabine und Telefonleitung. Dubček und seine Mitstreiter sind von der Außenwelt abgeschnitten.

Breschnew verlangt einen radikalen Kurswechsel: Die Zensur ist wieder einzuführen, dem Kreml nicht genehme Reformer sollen aus der Parteiführung ausgeschlossen werden, ein Moskautreuer General hat Chef der tschechischen Staatssicherheit zu werden. Und selbstverständlich muss Dubček fortan jegliche Kritik an den anderen kommunistischen Staaten unterbinden.

Zunächst bleibt die tschechoslowakische Delegation hart, wiederholt ihre Argumente. Doch am dritten Verhandlungstag steht Dubček Breschnew in einem Voraugengespräch allein gegenüber. Worauf die beiden sich dabei einigen, ist nicht protokolliert worden. Doch der Wortlaut späterer Telefonate legt nahe, dass Dubček schließlich doch verspricht, die sowjetischen Forderungen möglichst bald in Prag umzusetzen.

Er will nur eines: Zeit gewinnen. Er hofft, die Sache hinauszögern zu können, bis auf dem KP-Kongress im September die Reformer die Macht im Land vollständig übernehmen. Denn noch immer ist sein Kurs im ZK umstritten, wollen parteiinterne Gegner in dem Führungsgremium das Land wieder in eine pro-sowjetische Richtung lenken.

Dass die Russen sein Aktionsprogramm mit Gewalt stoppen und wie 1956 beim Aufstand in Ungarn, in die Tschechoslowakei einmarschieren, erscheint ihm weiterhin undenkbar. Die Ungarn hatten damals ihren Austritt aus dem Warschauer Pakt erklärt, doch zu dem Bündnis hat sich Dubček ja immer wieder bekannt. Er geht davon aus, dass die UdSSR eine Invasion letztlich nicht wagen wird.

Ein Student wird ZUM SYMBOL des Widerstands

Breschnew dagegen geht davon aus, dass die Tschechoslowaken seine Forderungen angenommen haben und er fortan auf ihre Erfüllung pochen kann.

Sie vereinbaren für den 3. August ein weiteres Treffen mit den fünf Regierungschefs der anderen Bruderstaaten in der slowakischen Hauptstadt Bratislava. Diese Zusammenkunft findet statt und dient nur einem einzigen Ziel: Einigkeit zu demonstrieren und eine gemeinsame Erklärung zu verabschieden.

Anfang August glauben die Prager Reformer, die drohende Eskalation mit ihren Versprechungen und Loyalitätsbekundungen abgewendet zu haben.

Dubček ahnt nicht, dass fünf seiner Genossen, darunter mehrere Mitglieder des ZK-Präsidiums, Leonid Breschnew am Rande des Gipfels von Bratislava heimlich einen Brief zugespielt haben, in dem es unter anderem heißt: „Das Wesen des Sozialismus ist in unserem Land bedroht. Nur mit Ihrer Hilfe ist es möglich, die ČSSR der drohenden Gefahr einer Konterrevolution zu entreißen.“

Für Breschnew ist diese Einladung zum militärischen Eingreifen wertvoller

als jede gemeinsame Erklärung. Sollte es doch zu einer Invasion kommen, will er den Schein der Legalität wahren: Dubček würde nicht durch die sowjetische Armee abgesetzt werden, sondern durch die eigenen Leute. Der Plan: Die Verschwörer sollen am Vorabend eines möglichen Einmarsches den Parteichef durch ein Misstrauensvotum stürzen und die Sowjetunion anschließend offiziell um Unterstützung bitten.

Dubček dagegen fühlt sich wieder etwas sicherer. Zum einen verlassen die letzten sowjetischen Truppen – die wegen der Militärübung in der ČSSR waren – endlich das Land. Zum anderen fahren Breschnew und die meisten Mitglieder der Moskauer Führungsriege nach dem Treffen in Bratislava in den Urlaub. Beruhigt begeben sich auch viele Tschechoslowaken in ihre Ferien.

Doch die Hoffnung auf eine Atempause wird sich nicht erfüllen.

Denn am 13. August ruft Breschnew von seinem Urlaubsort auf der Krim Dubček an und beschuldigt ihn (wie sich der russischen Mitschrift des Gesprächs entnehmen lässt), die Beschlüsse von Čierna zu ignorieren und Presseattacken gegen die Sowjetunion nicht zu unterbinden.

Dubček beschwichtigt, er und seine Genossen arbeiteten daran. Aber je hartnäckiger Breschnew nach genauen Terminen fragt, desto unbestimmter sind Dubčeks Antworten. Manchmal wirkt er geradezu hilflos, antwortet auf alle Versuche, ihn auf ein bestimmtes Datum festzulegen, mit der Auskunft, er könne die Forderungen nicht in zwei oder drei Tagen erfüllen und dass die verlangten Veränderungen erst vom ZK-Plenum entschieden werden müssten.

Auf Breschnews Vorwurf, Dubček halte sich nicht an die getroffenen Vereinbarungen, das sowjetische Politbüro müsse daher „neue Maßnahmen“ treffen, erwidert der trotzig: „Genosse Breschnew, treffen Sie alle Maßnahmen, die Ihr Politbüro für richtig hält.“

„Sascha, das ist eine unseriöse Äußerung“, antwortet Breschnew.

Als Dubček sich für seine Gereiztheit entschuldigt und erklärt, er überlege, seinen Posten niederzulegen, zeigt sich

Breschnew verständnisvoll, und sie verabschieden sich schließlich versöhnlich.

Es ist das letzte Mal, dass die beiden Regierungschefs vor dem Einmarsch miteinander sprechen.

Nun, am frühen Morgen des 21. August, dröhnen Panzermotoren durch Prag. Obwohl der Putsch der Moskautreuen im ZK gescheitert ist (weil sie sich nicht rechtzeitig getraut haben, einen Streit zu beginnen), obwohl sie kein Misstrauens-

die Erklärung. Nur vier Verschwörer stimmten dagegen. Der Text wurde telefonisch an den Prager Rundfunk durchgegeben und dort in den nächsten Stunden mehrfach verlesen.

Jetzt versammelt sich in der Innenstadt eine wütende Menge, um gegen die Invasoren Widerstand zu leisten. Da die Menschen annehmen, die Rundfunkanstalt sei ein wichtiges Ziel der Truppen, strömen Tausende dorthin, um das Gebäude zu verteidigen. Mit umgeworfenen Autos, Bussen und Baumaschinen blockieren sie Straßen, manche schwenken die Nationalflagge. Sie erwarten die Panzer. Und die rollen gegen 7.30 Uhr an.

Unterdessen erklingt im Radio die Nationalhymne. Im Anschluss verkündet der Sprecher, dass sie weitersenden werden, solange es möglich ist, und warnt: „Sollten Sie andere Stimmen hören als die der bisherigen Ansager, so glauben Sie ihnen nicht.“

Statt zu fliehen, zünden Studenten und junge Arbeiter nun die Barrikaden an. Auch einige Panzer gehen in Flammen auf. Die Soldaten erschießen die ersten Zivilisten. Nirgendwo wird es so viele Tote und Verletzte geben wie beim



Eine verzweifelte Frau in Prag: Mehr als 70 Tschechoslowaken kommen allein in den ersten Wochen nach der Invasion ums Leben



Nach 36 Stunden kontrollieren die Invasionstruppen das besetzte Land. Die Reformer um Dubček befürchteten weiteres Blutvergießen – und unterwerfen sich kurz darauf dem Diktat der UdSSR

votum beantragen konnten und also auch kein Hilferuf abgesetzt worden ist, verbreitet die sowjetische Nachrichtenagentur TASS kurz nach dem Einmarsch weltweit die Meldung, die Invasion erfolge auf Bitten tschechoslowakischer „Partei- und Staatsfunktionäre“.

Tatsächlich hat das KPČ-Präsidium nachts gegen 1.00 Uhr abgestimmt – und in einer Erklärung den Einmarsch der Truppen scharf verurteilt.

Dubček versicherte dabei seinen Genossen, er sei bis zuletzt von Breschnew nicht vorgewarnt worden. Die anderen Präsidiumsmitglieder reagierten empört und entsetzt. Zwei Genossen, die nach Einschätzung der Verschwörer das Misstrauensvotum gegen Dubček unterstützt hätten, votierten unter dem Schock über die Invasion mit der Mehrheit für

Verunsichert halten die Panzerfahrer vor den Barrikaden. Brüllend und pfeifend treten Jugendliche den Truppen entgegen, versuchen, ihre Jacken in die Schlitze der Kettenfahrzeuge zu stecken. Über Lautsprecher ruft der Tschechoslowakische Rundfunk die Demonstranten zur Besonnenheit auf: „Lasst euch nicht herausfordern! Bewaffnete Verteidigung kommt nicht infrage!“

Die sowjetischen Soldaten, zumeist wenig gebildete Bauernjungen, werden nervös. Sie sind überrascht von der wütenden Reaktion. Ihnen war von ihren Offizieren erklärt worden, sie würden ein Volk vor der Konterrevolution retten, ihre Panzer würden jubelnd begrüßt. Stattdessen stoßen sie auf Empörung. Schließlich kämpfen sich die Besatzer den Weg zum Rundfunkgebäude frei. Dutzende Schüsse treffen den Sender und die umliegenden Häuser.

Kampf um Rundfunk, Fernsehen und die Redaktion der Parteizeitung.

Um neun Uhr ist das Rundfunkgebäude von sowjetischen Soldaten besetzt. Draußen stehen ausgebrannte Busse und Munitionswagen.

Es sind Szenen, die sich überall im Land wiederholen. Immer wieder versuchen Unbewaffnete die Panzer aufzuhalten, manche setzen sich einfach vor ihnen auf den Boden. Tausendfach rufen die Menschen den Soldaten die Worte „Okkupanten, geht nach Hause!“ zu. Sie schreiben „Dubček“ auf die Panzer, errichten Barrikaden.

Wo immer Kampffahrzeuge halten, sind sie von Demonstranten umringt, die auf die Soldaten einreden, fragen, was sie in diesem Land wollen, und ihnen erklären, dass sie ihnen die Freiheit nehmen.

den zivilen Widerstand als sinnlos. Die Tschechoslowaken sind allein.

Da das Funkhaus in Prag besetzt wurde, versorgen vom 23. August an im ganzen Land freie Rundfunkstationen die Bevölkerung mit Informationen.

Alle zehn Minuten, wie bei einem Staffellauf, übergeben sie das Wort an einen anderen Sender, damit die kleinen Stationen nicht geortet werden können. Ununterbrochen berichten sie über Bewegungen sowjetischer Truppen, fordern zu Ruhe und Gewaltlosigkeit auf.

Um den Soldaten die Orientierung zu erschweren, werden in den folgenden Tagen überall im Land Wegweiser entfernt, überklebt und in Richtung Norden gedreht. „Moskau – 2000 km“ steht darauf. Die Menschen ändern die Namensschilder an ihren Türen. Bald heißen in

Manchen gilt Dubček nun als **VERRÄTER**

Prag die meisten Familien Dubček oder Svoboda. Und wohnen in einer Straße gleichen Namens. An Wänden, Mauern und Fenstern prangen Protestlosungen, wie „Iwan Go Home!“ oder „Sozialismus ja – Besatzung nein“.

Und doch: Nach 36 Stunden haben die Invasionstruppen das gesamte Land militärisch unter ihrer Kontrolle.

Von einer politischen Lösung aber sind Leonid Breschnew und seine Genossen weit entfernt: Den prosovjatischen Kräften innerhalb der KPČ ist es immer noch nicht gelungen, eine Moskau genehme Regierung zu etablieren.

Auch am dritten Tag der Besatzung hat die UdSSR keine glaubwürdige Erklärung dafür, wer sie angeblich um Hilfe angerufen hat und weshalb mittlerweile 500 000 fremde Soldaten in der Tschechoslowakei stehen.

Einige Mitglieder der sowjetischen Führung sind nun dafür, ein auf Gewalt gestütztes Besatzungsregime zu errichten. Aber das würde deutlich zeigen, dass der Einmarsch nichts anderes war als die Unterwerfung eines Nachbarlandes. Breschnew wählt einen anderen

Weg. Er beschließt, Dubček vorerst im Amt zu belassen. Ohne ihn würde er riskieren, dass die Tschechoslowakei in blutigen Kämpfen versinkt.

Und den Reformern nicht heimkehren zu lassen, würde ihn in den Augen seiner Landsleute erst recht zum Märtyrer machen.

Nach anderthalb Tagen Gefangenschaft in den ukrainischen Karpaten werden Alexander Dubček und seine Mitstreiter am 23. August nach Moskau geflogen, wo nun über das Schicksal der ČSSR entschieden werden soll.

Die Unterredungen dauern vier Tage an. Auch eine Abordnung aus Prag, zu der neben dem Präsidenten Svoboda einige der innerparteilichen Dubček-Gegner gehören, nimmt daran teil. Zuweilen ist Breschnew anwesend, manchmal das gesamte Politbüro, oft kommen nur einzelne Mitglieder. Echte Verhandlungen sind es nicht: Verschleppt und erniedrigt, befindet sich Dubček in einem psychisch stark angeschlagenen Zustand.

Nach einem Schwächeanfall bleibt er gar im Bett liegen und beteiligt sich nicht mehr an den Treffen. Seinen Parteikollegen bietet er den Rücktritt an, doch die lehnen ab: Sie brauchen ihn.

Am 26. August erklären sich die Tschechoslowaken schließlich bereit, Moskaus Forderungen zu akzeptieren. Dubček weigert sich lange. Erst als seine Landsleute ihn bestürmen, gibt er nach, nicht zuletzt um einen Aufstand mit vielen Toten in seiner Heimat zu verhindern. In den Nachtstunden unterzeichnet die Delegation das Diktat.

Mit ihrer erpressten Unterschrift zerstören Dubček und seine Genossen ihr eigenes Reformwerk und erklären sich mit der zeitweiligen Besetzung des Landes einverstanden. Die sowjetische Armee soll erst nach einer Stabilisierung der Lage wieder abziehen.

Im Morgengrauen des folgenden Tages landen die Anführer des Prager Frühlings wieder in ihrer Heimat. Für ihre Mitbürger sind die einstigen Helden jetzt Verräter. In Prag protestieren Tausende gegen das Moskauer Diktat. Jugendliche reißen Plakate mit den Porträts Dubčeks und Svobodas von den Wänden.

Alexander Dubček erfährt von alledem kaum etwas. Noch am Morgen des 21. August stürmen sowjetische Fallschirmjäger und Offiziere sein Büro, wo er mit anderen Reformern auf die Invasoren wartet. Alle müssen sich um einen Tisch setzen, hinter jedem wird ein Kämpfer postiert, die Waffe auf den Gefangenen gerichtet. Um 14 Uhr werden die Reformen, zum Teil gefesselt, zum Flughafen und am Abend über Polen in die ukrainischen Karpaten gebracht.

Die Welt aber sieht, was in ihrem Land geschieht. Obwohl das tschechoslowakische Fernsehen den Sendebetrieb einstellen muss, gelingt es dem ORF in Wien, Aufnahmen aus dem besetzten Land in die ganze Welt weiterzuleiten.

Die Bilder zeigen keine Regierung, die die Truppen als Befreier begrüßt, sondern Unbewaffnete, die sich den Panzern entgegenstellen.

Bereits am ersten Tag der Invasion kommen 23 Tschechoslowaken ums Leben. In den folgenden Wochen sterben mehr als 70 Menschen, viele von ihnen werden von den Fahrzeugen der Soldaten überrollt oder erschossen.

In Bratislava feuert ein russischer Soldat von einem Panzer aus in eine Gruppe aufgebrachter Studenten, die die Invasoren beschimpfen und mit Steinen bewerfen, und tötet eine 15-jährige Schwesternschülerin.

Als dennoch weiter Ziegelsteine auf die Panzer prallen, verstärken die Russen ihr Feuer. Vier Studenten sterben.

Dass es nicht viel mehr Tote gibt, ist dem weitgehend friedlichen Widerstand zu verdanken. Offenbar wird kein einziger Soldat der Invasoren von Tschechoslowaken getötet. Während des Ungarnaufstandes, als die Einheimischen den sowjetischen Soldaten mit Gewehren entgegentraten, verloren dagegen rund 2500 Menschen ihr Leben.

Schnell verurteilen die Regierungen des Westens den Einmarsch. US-Präsident Lyndon B. Johnson etwa bedauert die „tragischen Neuigkeiten“ und fordert die Sowjetunion auf, ihre Invasionstruppen zurückzuziehen. Doch zu mehr ist er nicht bereit: Die USA wollen nicht militärisch eingreifen und erachten

Doch die Stimmung wendet sich, als der KP-Chef eine Rundfunkansprache hält, der Millionen Menschen zuhören. Wichtiger als ihr Inhalt ist, wie Dubček spricht: als hätten ihn Scham und Enttäuschung gebrochen, die Stimme bebend, die Rede unterbrochen von schwer zurückgehaltenem Schluchzen und Pausen, die Minuten dauern.

„In diesen Pausen“, schreibt Milan Kundera später, „lag das Entsetzen, das sich auf das Land gelegt hatte.“

Alexander Dubček bittet das Volk, ihm zu vertrauen, und versichert, es handele sich nur um „vorübergehende Maßnahmen“. Noch immer hofft er, zumindest einen Teil seiner Reformen irgendwie retten zu können.

Es kommt anders. In der Partei übernehmen nun die „Realisten“ und Opportunisten die Führung. Dubčeks Gefolgschaft schwindet. Der bevorstehende Parteitag ist abgesagt, Presse- und Versammlungsfreiheit werden aufgehoben. Im Dezember endet mit der Wiedereinführung der Reisebeschränkungen eine weitere Reform. Zuvor sind rund 50 000 Tschechen und Slowaken vor der Repression in den Westen geflohen.

Das einzige Vorhaben der Reform, das tatsächlich Bestand hat, ist die Föderalisierung des Landes. Fortan besteht die ČSSR aus zwei gleichberechtigten Teilen: einer tschechischen und einer slowakischen Republik.

Als das neue Jahr anbricht, scheint es, als habe die Sowjetunion das Land vollständig unter Kontrolle.

Da übergießt sich am 16. Januar 1969 der 20 Jahre alte Student Jan Palach vor dem Prager Nationalmuseum mit Benzin und zündet sich an, um so gegen die sowjetische Besatzung zu demonstrieren. Brennend läuft er über den Wenzelsplatz. Er lebt noch drei Tage, ehe er seinen Verbrennungen erliegt.

Palachs Tod erschüttert die ČSSR. An seiner Beerdigung am 25. Januar nehmen Schätzungen zufolge eine halbe Million Menschen teil. Sie wird zu einem Tag nationaler Trauer.

Alexander Dubčeks politisches Ende kommt einige Wochen später. Den Anlass bietet die Eishockey-Weltmeis-

terschaft im März, bei der das tschechoslowakische Team seine beiden Spiele gegen die UdSSR gewinnt.

Bei den Siegesfeiern entlädt sich der Hass gegen die Besatzer. In Prag verwüsten Demonstranten das Büro der sowjetischen Fluggesellschaft Aeroflot – und die örtliche Polizei lässt es geschehen, ohne einzugreifen.

Für den Kreml ist dies endlich die Gelegenheit, Dubček abzusetzen. Am 17. April muss der Reformler vom Posten des Ersten Sekretärs zurücktreten.

Sein Nachfolger Gustáv Husák ist ebenfalls Slowake und galt lange Zeit als Reformler. Nun aber greift er hart durch: Bis 1970 werden rund 500 000 Menschen wegen ihres Einsatzes für die Reformen aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen, das ist mehr als ein Viertel aller Mitglieder.

Viele Intellektuelle erhalten Berufsverbot und sind gezwungen, ihren Lebensunterhalt fortan als Hilfsarbeiter zu verdienen.

Milan Kunderas Bücher werden aus den Bibliotheken entfernt und nicht mehr verlegt. 1975 geht er nach Frankreich.

Václav Havel muss für seine nicht nachlassende Kritik am Regime Husák mit Aufführungsverbot, Hausarrest und Gefängnishaft büßen.

Pavel Kohout wird aus der Partei ausgeschlossen und 1979 ausgebürgert.

Dubček muss 1970 die Kommunistische Partei verlassen und arbeitet fortan als Mechaniker am Stadtrand von Bratislava, wo er Bulldozer, Schaufellader und Kettensägen repariert.

Sein Land erstarrt nun in Resignation, in jener Hoffnungslosigkeit, gegen die Jan Palach mit seinem Tod ein Fanal hatte setzen wollen. Das Regime Husák wird bis 1989 eines der repressivsten im gesamten Ostblock sein.

Die Hoffnung, der Kommunismus sei reformierbar, er könne demokratischer und freiheitlicher sein und es sei möglich, das stalinistische Erbe ein für alle Mal zu überwinden, haben die Machthaber des Warschauer Paktes mit ihrer Invasion vom 21. August 1968 zerstört. Niemals mehr wird Moskau glaubhaft behaupten

können, seine Herrschaft über Osteuropa stehe im Einklang mit den Wünschen der Menschen.

Und so ist das Ende des Prager Frühlings nicht nur eine tschechoslowakische Tragödie, sondern auch eine Zäsur für die Kommunisten in aller Welt. Für viele bedeutet der Untergang von Dubčeks Vision eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ auch das Ende ihres Glaubens an den Kreml.

Die UdSSR hat sich einmal mehr als diktatorischer Staat entlarvt. Als Vertreter jenes imperialen Machtstrebens, das sie zu bekämpfen vorgibt.

Erst unter Michail Gorbatschow, der ab 1985 die Geschäfte in Moskau führt, wird ein fundamentaler Wandel einsetzen. Und als es 1989 zum Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen kommt, bleiben die sowjetischen Panzer diesmal in den Kasernen.

Im November jenes Epochenjahres gehen auch in Prag wieder die Bürger auf die Straße – und zwingen die Parteiführung schließlich zum Rücktritt. Einer der Anführer dieser gewaltlosen Revolution ist Václav Havel, der spätere Präsident des Landes.

Am 26. November spricht er von einem Balkon am Wenzelsplatz zu einer begeisterten Menge. Die Menschen sehen in dem Dramatiker, der sein Leben lang Distanz zur Kommunistischen Partei gehalten hat, das Symbol für einen erneuten Aufbruch.

Doch der Jubel gilt nicht nur ihm, sondern auch einem schüchtern lächelnden Mann an seiner Seite.

Alexander Dubček. ■

LITERATURTIPPS

Reinhard Vesper

»Der Prager Frühling 1968«
Sachlich, kundig, übersichtlich
(Landeszentrale für politische
Bildung Thüringen).

Stefan Karner u. a. (Hrsg.)

»Prager Frühling.
Das internationale
Krisenjahr 1968«
Gewichtige Aufsatz-
sammlung von Historikern
aus einer Vielzahl von
Ländern (Böhlau).

Ulrike Moser, Jg. 1970, lebt in Berlin.
Josef Koudelka, Jg. 1938, verließ 1970
seine Heimat und machte als Fotograf der
berühmten Agentur »Magnum« eine
Weltkarriere. Mitarbeit: Lenka Brandt
und Alice Passfeld.

ÜBER DAS JAHR HINAUS

Einem Sportler glückt ein Rekordsprung, einem Astronauten ein spektakuläres Foto – und einem Terroristen die Flucht vor der Justiz. Zudem beschließen 18 Staaten die Einführung von EC-Karten. Und in der Bundesrepublik soll erstmals Sexualkunde unterrichtet werden — Text: SVENJA BAUER-BLASCHKOWSKI

Mexiko-Stadt. Am 2. Oktober versammeln sich 10 000 Studenten. Seit Monaten schon kämpfen sie für die Durchsetzung demokratischer Rechte und die Freilassung politischer Gefangener. Proteste dieser Art sind in Mexiko neu – und je näher die Olympischen Spiele rücken, desto nervöser werden die autoritären Machthaber. Plötzlich sind an diesem Tag Maschinengewehrsalven zu hören, abgefeuert von Polizisten und

Militärs, die sich in die Menge gemischt und auf Häuserdächern postiert haben. Mindestens 300 Demonstranten sterben. Hunderte werden verletzt, mehrere Tausend verhaftet. Dennoch entscheidet das Internationale Olympische Komitee am nächsten Tag, dass die Spiele wie geplant stattfinden sollen – schließlich gebe es „absolut keine Verbindung zwischen Studentenunruhen und den Olympischen Spielen“, so der IOC-Präsident Avery Brundage. Am 12. Oktober kann der mexikanische Präsident Díaz Ordaz daher

die Wettkämpfe eröffnen. Das Motto der Spiele: „Alles ist möglich im Frieden“.

Bundesrepublik. Pünktlich zu den Olympischen Spielen vollzieht sich in zahlreichen Wohnzimmern ein Wandel: Der Absatz von Farbfernsehgeräten nimmt rasant zu, sodass nun mehr als 200 000 Haushalte über ein Heimkino mit bunten Bildern verfügen. Gefördert wird die Absatzsteigerung auch durch die Entscheidung der beiden TV-Sender, die Sendezeit in Farbe von wöchentlich acht auf insgesamt 25 Stunden zu erhöhen.

Mettlach. Die Konferenz der Kultusminister der Bundesländer empfiehlt am 3. Oktober die Einführung des Sexualkundeunterrichts an den Schulen. Neun Monate später kommt der erste staatliche Sexualkundeatlas auf den Markt. Seine Sachtexte sowie die bunten schematischen Abbildungen und die enthaltenen Fotografien sorgen bundesweit für Aufregung. So entrüstet sich die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ über „Sexualkunde in der Klempner-Sprache“.

Kiel. Der von einem Atomreaktor angetriebene Frachter „Otto Hahn“ bricht am 11. Oktober zu seiner Probefahrt auf – als weltweit drittes ziviles Schiff dieser Art. Die Ausführungen zu den Sicherheitsbestimmungen über den Dienst an Bord haben das Format eines großstädtischen Telefonbuchs. Trotzdem versprechen sich die Betreiber eine glänzende Zukunft. Doch bereits elf Jahre später wird die



Bei den Olympischen Spielen in Mexiko springt der US-Athlet Bob Beamon auch dank der dünnen Höhenluft unglaubliche 8,90 Meter weit. Sein Rekord wird 23 Jahre lang Bestand haben

„Otto Hahn“ stillgelegt: Das Schiff ist zu unrentabel, da ihm die Zufahrt zu zahlreichen Häfen sowie die Passage des Suez- und Panama-Kanals aus Sicherheitsgründen verwehrt geblieben sind.

Paris. 18 europäische Staaten einigen sich am 18. Oktober auf die Einführung einer standardisierten Scheckgarantiekarte mit einheitlichem Logo. Mithilfe der „Eurocheque“-Karte wird es erstmals möglich sein, europaweit ohne größeren Aufwand auf das eigene Girokonto zuzugreifen. Die papierene EC-Karte dient hierbei als Identifikationsmittel, um Schecks am Bankschalter einlösen und Bargeld beschaffen zu können. Bankiers loben dieses erste „Zahlungsmittel von Europäern für Europäer“.

Mexiko-Stadt. Am 18. Oktober setzt Bob Beamon im Olympiastadion zum Anlauf an. Nach kräftigem Sprint auf der neuen Tartanbahn springt der Amerikaner ab – und fliegt, durch die Höhenluft begünstigt, scheinbar endlos lange durch die Luft. Allen Beobachtern ist sofort klar: Dieser Sprung ging sehr weit. Wie weit genau, kann erst nach zehn Minuten geklärt werden, denn Beamon ist jenseits des Bereiches gelandet, den die optische Weitenmessung erfassen kann. Dann steht fest: Beamons Sprung von 8,90 Meter übertrifft den bisherigen Weltrekord um mehr als einen halben Meter. Der Rekord bleibt 23 Jahre lang bestehen.

Skorpios. Der griechische Reeder Aristoteles Onassis und die US-Präsidentenwitwe Jacqueline Kennedy heiraten am 20. Oktober auf der griechischen Insel. Ein Kommentator nennt das Ereignis

„die schwerste Beleidigung der amerikanischen Männer seit Pearl Harbor“.

Hamburg. Am 25. Oktober verlässt die „Weser Express“ den Hafen in Richtung New York. Sie vermag mehr als 700 eiserner Boxen zu transportieren, die helfen sollen, Zeit und Arbeitskraft beim Be- und Entladen zu sparen. Dank dieser neuartigen „Container“ können neun



Blauer Planet im schwarzen All: Am 24. Dezember macht der Astronaut William Anders dieses Foto, während sein Raumschiff den Mond umkreist

Arbeiter 2000 Tonnen Waren in der gleichen Zeit bewegen, die zuvor 18 Männer für 80 Tonnen Stückgut benötigt haben. Damit beginnt in Deutschland eine neue Ära: die der Vollcontainerschifffahrt.

Mexiko-Stadt. Zum Abschluss der Olympischen Spiele am 27. Oktober liegt die Equipe der DDR im Medaillenspiegel vor dem bundesdeutschen Team; erstmals ist bei Olympia keine gesamtdeutsche Mannschaft angetreten.

Frankfurt am Main. Im Prozess gegen Gudrun Ensslin, Andreas Baader, Thorwald Proll und Horst Söhnlein, die im

April in Frankfurt ein Kaufhaus angezündet haben, um so gegen den Vietnamkrieg der USA zu protestieren, kommt es bei der Urteilsverkündung am 31. Oktober zu tumultartigen Szenen: Zuschauer solidarisieren sich lautstark mit den vier, Beschuldigte springen über die Anklagebank, Rauchkerzen werden gezündet. Erst nach einstündiger Unterbrechung können die Urteile zu Ende verlesen werden. Sie lauten auf je drei

Jahre Zuchthaus. Söhnlein tritt die Haft an, die anderen Verurteilten fliehen nach Frankreich. Baader und Ensslin gehören bald darauf zu den Gründern der Terrorgruppe „Rote Armee Fraktion“.

Brenner-Pass. Am 21. und 22. Dezember geben die Behörden zwei große Abschnitte der Brenner-Autobahn für den Verkehr frei. Fortan sparen Fahrer beim Weg über die Alpen mehrere Stunden Fahrzeit.

Cape Kennedy. Am 21. Dezember hebt Apollo 8 um 7.51 Uhr Ortszeit von der Erde ab. Zum ersten Mal sollen sich Menschen

von der Anziehungskraft der Erde lösen und in die Umlaufbahn des Mondes eintreten (landen können sie dort noch nicht). 75 Stunden, 48 Minuten und 41 Sekunden nach dem Start – Apollo 8 umkreist den Mond gerade zum vierten Mal – entdeckt der Astronaut William Anders über dem Horizont des Mondes einen blau-weißen Bogen, der schnell größer wird. Er greift zur Kamera – und macht eine Aufnahme von der blauschimmernden Erde in der Schwärze des Alls. Das Foto wird binnen kürzester Zeit weltbekannt: als Symbolbild für jenen Moment, in dem die Menschheit wohl zum ersten Mal ein Verständnis für die Schönheit, Verletzlichkeit und Einsamkeit ihres Planeten entwickelt. ●

Die Sehnsucht der



Drogen, Feldarbeit und freie Liebe: Hunderttausende junger Amerikaner ziehen um 1968 aus den Städten in die Wildnis, um dort gemeinschaftlich und fern bürgerlicher Zwänge zu leben – etwa auf der »Black Bear Ranch« in den Bergen Kaliforniens — TEXT: JÖRG-UWE ALBIG

Blumenkinder



Tausende Landkommunen entstehen ab 1967 in den USA, viele Bewohner praktizieren spirituelle Tänze, etwa um Regen zu erbitten

Es ist ein Aufbruch, ein Abenteuer, eine Eroberung. Ein Schritt in die Freiheit, wie ihn einst die Pilgerväter wagten. Ein neuer Angriff auf das, was seit jeher die Obsession der Amerikaner ist: die *frontier*, die Grenze zum Unbekannten, zur Wildnis. Und kaum irgendwo scheint die Wildnis so mächtig wie hier, in den Bergen Nordkaliforniens, inmitten der 400 000 Hektar Urwald des Klamath National Forest.

In den 1860er Jahren lag hier die angeblich reichste Goldmine der ganzen Region. Jetzt ist von der Siedlung nur eine Ruine übrig geblieben, die „Black Bear Ranch“: ein verlassenes Wohnhaus, eine verfallene, 100 Jahre alte Scheune.

Vor dem Horizont stehen Gipfel, uralte Tannen, Zedern und Walnussbäume. Die nächste Stadt ist mehrere Autostunden entfernt, zum nächsten Telefon sind es 17 Kilometer. Und nur eine schlammige, steile und gewundene Piste führt noch zurück in die alte Welt.

Es sind keine verfolgten, mittellosen Puritaner aus Europa, die hier eine neue Welt suchen. Sondern zumeist Kinder der amerikanischen *middle class*. Doch auch sie sind erfüllt vom Misstrauen gegen Autoritäten. Und ihr Motto könnte auch die Planwagen-Trecks befeuert haben, die im 19. Jahrhundert gen Westen vorrückten: *Free land for free people!* Freies Land für freie Menschen!

Denn die Stadt bietet den Unzufriedenen keine Hoffnung mehr. Die Reservate der Gegenkultur, ob in San Franciscos Haight-Ashbury oder in New Yorks East Village, sind, grell ausgeleuchtet von den Suchscheinwerfern der Medien, zu Touristenattraktionen geworden, zu Sammelbecken für die Gestrandeten der Gesellschaft, zu Refugien für Obdachlose, Junkies, Kleinkriminelle.

Die Einberufung der wehrpflichtigen jungen Männer für den Vietnamkrieg dezimiert zusätzlich die Szene in den Hochburgen von *peace and love*.

Bei einem Event im Golden Gate Park am 10. Oktober 1967 haben Aktivisten der Gegenkultur nach dem Inkrafttreten eines staatlichen LSD-Verbots schon den „Death of the Hippie“ ausgerufen – unter Mitwirkung der Sängerin Janis Joplin sowie fürstlichen Mengen bewusstseinsweiternder Drogen.

Und so verlassen jetzt, da der „Summer of Love“ zum Winter erkaltet zu sein scheint, mehrere Hunderttausend junge Menschen die Städte, um im Nirgendwo ein neues Leben zu finden.

America ist ihnen fremd geworden – so fremd, dass sie es statt mit „c“ teutonisch mit „k“ schreiben, das an die Nationalsozialisten denken lässt: „Amerika“.

Sie fliehen aus diesem Amerika der Einberufungsbefehle, des manischen Konsums, der Kleinfamilien in den Vorstädten, der Dumpfheit der Nine-to-five-Jobs. „Wir sind zwar in *Amerika*“, verkündet einer der Aussteiger, „doch wir sind nicht länger Teil davon.“

Die Revolte scheint ihnen auch kein Ausweg mehr zu sein. Brutal schlägt die Staatsmacht Proteste nieder, etwa gegen den Vietnamkrieg. Die Ermordung des Guerillaführers Che Guevara am 9. Oktober 1967 in Bolivien hat auch in den USA die Hoffnung auf einen Umsturz der Verhältnisse gedämpft.

Jetzt geht es nicht mehr darum, Revolution zu *machen*, sondern sie zu *leben* – selbstbestimmt, gemeinsam und ohne Angst vor dem Risiko. Und so wachsen bis zur Mitte der 1970er Jahre Tausende von Landkommunen im weiten Hinterland der Vereinigten Staaten.

Der Gedanke, gemeinsam auf dem Land zu leben und zu schaffen, hat die Eroberung der Neuen Welt von Beginn an begleitet. 1663 gründete eine Gruppe niederländischer Mennoniten im heutigen Delaware eine Kommune namens „Plockhoy's Commonwealth“. Gut 100 Jahre später begann die religiöse Vereinigung der *shaker*, der „Zitterer“, ihre

Experimente mit ländlichem Gemeinschaftsleben. Und im 19. Jahrhundert sprossen ganze Kulturen ideell aufgeladener Wohnprojekte aus Amerikas Boden – spirituelle, sozialistische oder anarchistische Gruppen, aber auch langfristig erfolgreiche Unternehmungen wie die „Amana Colonies“ oder die „Oneida Community“.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es Visionäre wie den Schriftsteller Ken Kesey, der 1963 mit seiner Familie in das abgelegene Bergdorf La Honda zog. Ihm folgte schon bald eine Schar fröhlicher *dropouts*, machte es sich in Hütten und Baumhäusern bequem, warf Unmengen von Trips ein, bemalte Bäume mit Leuchtfarben, installierte Lautsprecher auf dem Dach, aus denen Tag und Nacht Rock 'n' Roll in die Natur dröhnte.

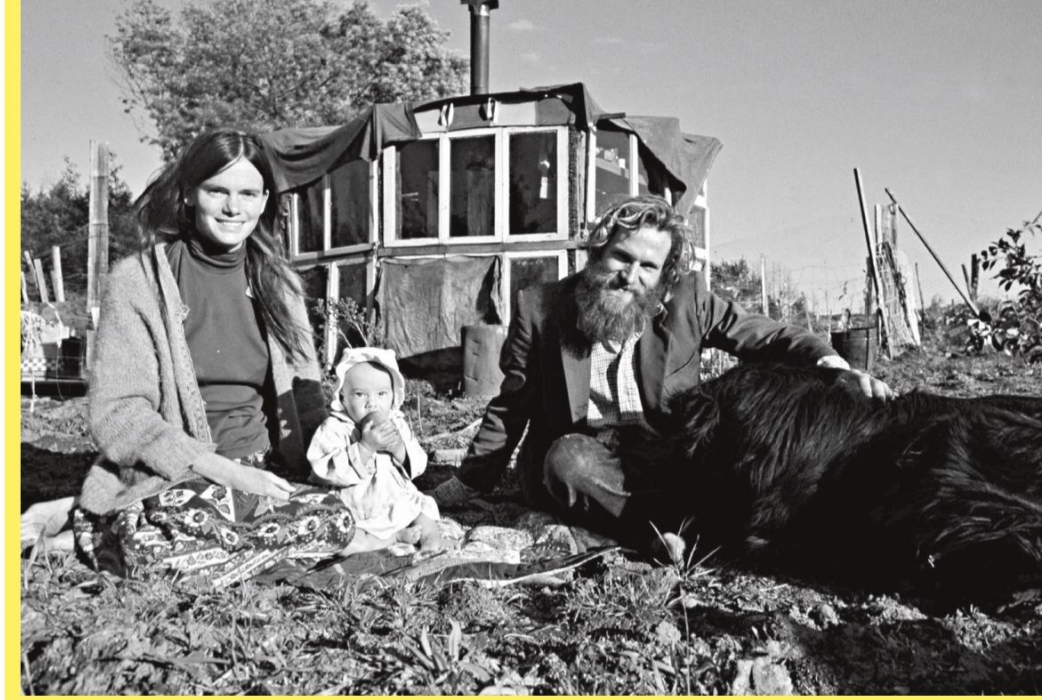
Und oberhalb der Windschutzscheibe des alten, grell bemalten Schulbusses, mit dem die Belegschaft zeitweise durch das Land tourte, stand in herrischen Großbuchstaben das Fahrtziel geschrieben, ganz im Geist jener Furchtlosen, die einst den Kontinent eroberten: **FURTHUR! WEITERRR!**

Weiter, immer weiter, über die *frontier* hinaus! So viele Grenzen gibt es ja immer noch zu überwinden. Und so viele Modelle, sie abzuschaffen: Ab 1965 entstehen erste Kreativ-Kommunen wie etwa „Drop City“ in Colorado, deren Mitglieder kuppelförmige Bauten aus Dachpappe und Autoblechen in die Landschaft stellen.

Es finden sich spirituelle Gemeinschaften wie die „Morning Star Ranch“ in Sonoma County, deren Gründer noch das „Scheißen in den Garten“ als sakralen Dienst an Mutter Natur versteht.

Es blühen Utopien wie die „Twin Oaks Community“ in Virginia, die getreu den Lehren des Psychologen B. F. Skinner das menschliche Verhalten als Mechanik aus Belohnung und Strafe versteht und deren Anhänger sich gemeinsam umprogrammieren wollen.

Es gibt Kommunen, die auch die Liebe vergesellschaften und Sexpartner nach dem Rotationsprinzip zuteilen. Es gibt schwule und lesbische, ökologisch



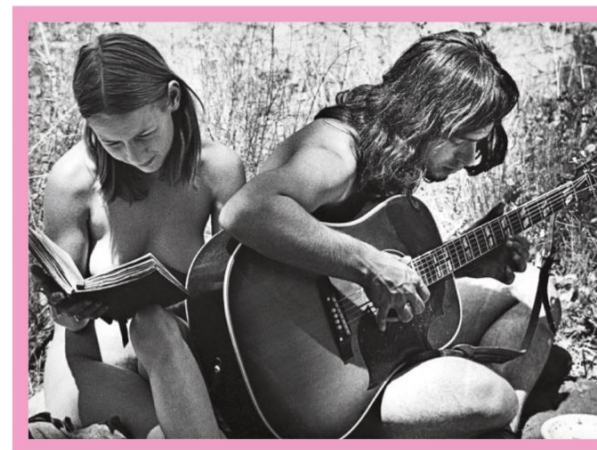
Kinder sollen in den Kommunen von Beginn an ohne Autoritäten aufwachsen – und keinem Erwachsenen Gehorsam schuldig sein

oder gesundheitlich orientierte Kommunen. Es gibt religiöse Kommunen für Jesus Freaks, Hare-Krishna-Anhänger, Zen-Buddhisten, Sufis und Juden.

Und selbst die Gemeinschaften, die sich nicht über eine Glaubenslehre definieren, mühen sich oft, ganz Kinder von *God's Own Country*, um Spiritualität – probieren im Monatsrhythmus neue Credos aus, pflegen ihr Karma oder rufen vor dem Essen das Universum mit Gebeten, Segenssprüchen und „Om“-Gesängen an. Beschwören es mit rituellen Reigen und Regentänzen – oder lassen feierlich die Marihuanapfeife kreisen.

Auch Richard Marley, ein Hafenarbeiter und Gewerkschafter in San Francisco, ist überzeugt: „Die Stadt ist ein Todestrip.“ Im Frühjahr 1968 stößt seine Lebensgefährtin, die Performancekünstlerin Elsa, bei einem Ausflug in die Berge auf ein Maklerbüro mit dem verheißungsvollen Namen „Big Sky“ – und dort auf die „Black Bear Ranch“:

Das gut 30 Hektar große Gelände kostet freilich 22 000 Dollar, fast das vierfache Jahreseinkommen eines US-Bürgers. Auch *free land for free people* gibt es eben nicht umsonst.



Paarbildung auf kurze Zeit: Ein Mann und eine Frau dürfen – so legt es eine Kommune fest – nicht mehr als zwei Nächte in Folge miteinander verbringen

Doch umgehend machen sich Marley und ein paar Mitstreiter daran, das Geld zusammenzukratzen. Ein Teil der Summe kommt aus dem Erlös eines vorteilhaften Drogendeals, ein anderer aus Spenden von Freunden. Jemand hat die Idee, jene Prominenten, die mit der Gegenkultur sympathisieren, um einen Beitrag zu bitten – und tatsächlich tragen Kreative wie der Regisseur Michelangelo Antonioni, der Schauspieler Steve McQueen und der Rockmusiker Frank Zappa ihr Scherflein bei.

Die Kommunarden träumen von Freiheit – und entwickeln doch eigene Zwänge: Bereits der Wunsch, allein zu sein, gilt mitunter als Verrat an der Gruppe



Zunächst planen Richard und Elsa, nur mit einer auserlesenen Schar Visionäre der Wildnis zu Leibe zu rücken. Doch ehe sie es sich versehen, rücken Dutzende stadtmüde Hippies aus San Francisco an, lassen sich nicht abwimmeln, nisten sich in dem alten Farmhaus ein, bauen allmählich ein paar Hütten, ein Baumhaus und einige Zelte hinzu.

Das Überleben im Nirgendwo wird dadurch nicht leichter. Was die Siedler essen, versuchen sie selbst zu züchten und anzubauen. Sie ziehen Gemüse, pflanzen Bäume, hegen Ziegen, Hühner und Schweine. Und machen sich sogar an das grausame Geschäft des Schlachtens – das in einer zur Hälfte vegetarischen Gemeinschaft wie der Black Bear Ranch selbstverständlich nur unter Trostgesängen für das Opfer geschehen darf: „Denk an dein Schicksal nach der Wiedergeburt / du könntest ein Hund werden, eine Kuh oder ein Elch ...“

Wie auf anderen Hippie-Farmen auch reichen die Erträge der Landwirtschaft aber nicht aus, die unerfahrenen Neubauern zu ernähren. So müssen sich die stolzen Siedler nebenbei als Feuerwehrleute bei der Bekämpfung von Wald-

bränden verdingen. Und obwohl großzügige Drogenhändler aus San Francisco bisweilen mit Spenden einspringen, bleibt das Budget knapp: Die Kommunarden müssen mit 20 Dollar pro Kopf im Monat auskommen. Das reicht meist für nicht viel mehr als Sojabohnen, Reis, manchmal auch etwas Gemüse.

Als eines Tages jemand eine Wagenladung Walffleisch von einer Fangstation in Point Richmond anschleppt, ernährt sich die Kommune in den Monaten darauf fast ausschließlich von dem kalorienreichen Glibber – wahlweise gekocht, gegrillt, gedämpft, geräuchert oder in der Sonne getrocknet.

Doch der Lohn der Askese ist die Freiheit. Ein Leben nahe an der Autarkie – jenem Wert, der schon den Auswanderern des 18. Jahrhunderts teuer war.

Es gibt keinen Strom auf der Ranch, das Wasser kommt aus dem Bach und die Dienstleistungen aus den eigenen Händen: Die Leute von Black Bear schneiden Holz im eigenen Sägewerk, halten Kettensägen und Fuhrpark in stand, kurieren mit Hausmitteln, Medi-

kamenten und angelesenem Know-how Hepatitis, Staphylokokken-Infektionen und Tripper. Auch den vielen Kindern der Kommune helfen die Kommunarden selbst auf die Welt – und bringen ihnen später dann im alten Lagerhaus der Goldmine Lesen und Rechnen bei.

Anstelle von Nachbarn haben sie nur noch die Wildnis, und die ist nicht immer freundlich. Regelmäßig müssen die Rancher ausschwärmen, um Pumas und andere Raubtiere des Nationalparks mit Geschrei zu vergrämen.

Bisweilen traut sich trotzdem ein Schwarzbär zu ihren Hütten, macht sich über die kostbaren Essensvorräte her, vertilgt Schokoladenkekse, Butter, Käse, Mehl und sogar das Kaffèepulver.

Manchmal machen 40 Tage Dauerregen einen Bach zum reißenden Strom, der die einzige Brücke zur Außenwelt mit sich reißt. Manchmal schneidet brusthoher Schnee die Ranch von der Außenwelt ab.

Bereits im ersten Winter werden die Lebensmittel knapp. Schließlich gehen ihnen auch noch Petroleum und Streichhölzer aus. Die Ranch erstarrt im Frost; schon treten die Frauen, empört über die Unfähigkeit der Männer, in den Sexstreik. Da ermannt sich einer der Kommunarden, stapft auf selbst gebastelten Schneeschuhen zum 17 Kilometer entfernten Laden und kommt schließlich verfroren, aber mit Streichhölzern und 75 Litern Brennstoff zurück.

Die *frontier* liegt aber nicht nur in der rauen Umwelt – sie steckt auch im Inneren des Menschen: in den Wüsteneien der Kleinfamilien-Erziehung, dem undurchdringlichen Unterholz des Privaten, den mächtigen Strömen bürgerlichen Besitzdenkens. Und so muss nicht nur die Grenze zur Terra incognita überschritten werden, sondern auch die zwischen Mensch und Mensch.

Um etwa den Fetisch Eigentum zu überwinden, sammeln die Kommunarden alle Kleidung in einem Lager, an dem sich morgens jeder bedient. Und ein Ranchbewohner, der eines Tages sein verliehenes Werkzeug von anderen zurückerfordert, wird nach strengen Debatten aus der Gemeinschaft komplimentiert.

Das Private ist politisch? Vor allem ist es überflüssig – ein unnötiger Ballast

aus der Zeit der Vereinzelung. Um ihn loszuwerden, laufen die Hippies nackt umher, wann immer es geht, bei der Arbeit wie bei ihren wogenden Tänzen.

Eines Winters beschließen sie sogar, von nun an alle gemeinsam im Haupthaus zu übernachten: Fast 50 Menschen drängen sich auf eng gelegten Matratzen, schlaflos vom Geschrei der Kinder und den Lustseufzern der Liebespaare. Nach einigen Wochen geben die Erschöpften das Experiment allerdings auf und kehren in ihre Behausungen auf dem Gelände zurück: Fortan finden sie sich nur noch zum Essen und Reden im Haupthaus zusammen.

Doch noch immer ist es auf der Black Bear Ranch tabu, allein zu sein. Wie einer höheren Pflicht gehorchend, versammeln die Hippies sich Tag und Nacht um den riesigen Küchenherd. Sie mischen ihren Geruch nach Schweiß und billigem Tabak in die Düfte von gebackenem Brot, gebratenen Zwiebeln und Kaffee. Erfüllen von früh bis spät die Luft mit dem Lärm von Gesprächen, von Töpfen und Pfannen, von schreienden Babys und trappelnden Kindern.

Isolation ist Desertion: Einer der Kommunarden, der sich nachmittags mit einem Buch in seine Hütte zurückziehen will, wird rasch belehrt, dass ein solches individualistisches Verhalten unerwünscht ist. Nicht einmal auf dem Klo ist man für sich: Es gibt nur eine Gemeinschaftslatrine.

Denn nicht nur Dinge dürfen niemandem gehören, sondern auch Menschen: Partnertausch ist ausdrücklich erwünscht. Und eine Zeit lang tritt sogar eine Regel in Kraft, nach der niemand zwei Nächte hintereinander mit der gleichen Person schlafen darf – um „Paarbildung“ zu vermeiden.

Es sind vor allem die Männer, die sich derartige Gesetze ausdenken. Denn so eifrig sie sich dem *furthur* auch verpflichtet fühlen – die Geschlechterrollen in den neuen Kommunen sind kaum moderner als in den Gründertagen der Nation.

Wie den Wildwestpatriarchen der Pionierzeit gelten den Hippie-Männern Frauen eher als gefälligste verfügbare Objekte. Sie nennen sie *chicks*, „Küken“, oder



Viele Hippies leben wie die Pioniere des 19. Jahrhunderts: Sie bestellen Felder mit einfachen Geräten wie dieser Radhacke, haben weder fließendes Wasser noch Elektrizität

bestenfalls, sofern sie zu einem Mann gehören, *old ladies*. Und während im übrigen Amerika Frauen schon mit Macht auf den Arbeitsmarkt drängen, bleiben ihnen an der *frontier* der Landkommunen meist traditionelle Aufgaben wie Haushalt, Kinderversorgung und Feldarbeit vorbehalten.

So fügen sich auch auf der Black Bear Ranch die Frauen zunächst willig ins Rollenspiel patriarchaler Tradition.

Sie tragen sogar, ganz wie im Wildwestfilm, lange Röcke. Und ergeben sich der vermeintlich freien Liebe – auch wenn einige von ihnen die sexuelle Rotation weniger als Freiheit empfinden denn als „sozialen Druck“, wie es eine von ihnen beschreibt: als Pflicht, die „von mir als Mitglied des Stammes erwartet“ wird.

Doch irgendwann haben einige Frauen genug von dem Macho-Zirkus und sondern sich in einem separaten Gebäude vom Rest der Kommune ab.

Die Männer verstehen die ganze Aufregung nicht. Sie sind nun mal keine gezähmten *suburb*-Daddys, sondern Cowboys an der *frontier* der eigenen Wildnis. „Jeder Mann trug ein Bowiemesser“,

erinnert sich eine Kommunardin. „Alle hatten diese Western-Attitüde.“

Die Generation, die bislang gegen den Krieg in Vietnam demonstriert hat, schmückt sich hier, ganz wie John Wayne, ungeniert mit Waffen. Schwenkt stolz ihre Winchesters aus der Zeit des Goldrauschs, ihre deutschen Mauser-Gewehre, die Smith-&-Wesson-Revolver und ihre Jagdbüchsen.

Denn auch wenn ein starker Wunsch nach Verschmelzung die Kommunarden beseelt: Nicht weniger stark ist ihr uramerikanischer Wille, sich nicht anzupassen. „Do your own thing“ lautet ein grundlegender Wahlspruch der Hippies. Ob du gut bist oder böse, auf Tantra-Sex stehst oder auf schwere Motorräder – mach dein Ding!

Vor dieser anarchischen Haltung wird jeder Ruf nach Disziplin zur Farce. Als Richard Marley im ersten Sommer, eine alte Uniform anzieht und eine Schultafel aufstellt, um Mitbewohnern die Grundregeln des Zusammenlebens auf einer Ranch zu vermitteln, wird er schlicht ignoriert (und muss kurz darauf feststellen, dass Tafel, Zeigestock und Militärkostüm verschwunden sind).

Denn bei allem Kollektivegeist ist Gehorchen fast so verwerflich wie Eigenbrötelei.

Auch die Kinder – versorgt nicht nur von den eigenen Eltern, sondern der

ganzen Gemeinschaft – genießen eine Freiheit, die kaum ein Spross einer Kleinfamilie erfährt. Ohne Aufsicht dürfen sie herumtoben, auf Pappdeckeln Hügel und Dächer hinabrutschen, im Wald Verstecken spielen, auf Bäume klettern und libellenumschwirrt im Teich planschen. Sie schließen sich zu einem Rudel zusammen, das keine Mütter und Väter mehr braucht. Und mancher ist später stolz darauf, den Respekt vor den Erwachsenen nie gelernt zu haben.

Doch wie an jeder *frontier* leben auch in Nordkalifornien Eingeborene, die den Neuankömmlingen mit Miss- trauen begegnen. Es sind allerdings nicht die Indianer, die den Siedlern Probleme bereiten – die Leute vom benachbarten Stamm der Karuk laden die Sippe der Black Bear Ranch vielmehr großmütig zum Hirsch-Barbecue ein, und die Kommunarden revanchieren sich bei deren Besuch mit selbst gemachtem Wein aus grünem Pfirsich.

Feindselig sind vielmehr die Wei- ßen. Sie haben all die Geschichten im Kopf, die ihnen die Medien über die Hippies erzählen – fantastische Märchen von Sex, Drogen, Arbeitsscheu und nach- lässiger Körperpflege.

Feindselig sind auch die Agenten des FBI, die den Kindern der Black Bear Ranch auflauern und Eis schenken, um ihnen Informationen über Gesuchte zu entlocken. Feindselig ist schließlich die Polizei, die eines Tages mit sechs Streifenwagen an der Ranch vorfährt, um ein paar Marihuanapflanzen zu konfiszieren – die sich bei näherem Betrachten allerdings als Babytomaten entpuppen.

Zwar ist auch auf der Black Bear Ranch der Drogenrausch ein Men- schenrecht – Teil des *pursuit of happiness*, des Stre- bens nach Glück, wie es die Gründer der Nation in die Unabhängigkeits- erklärung geschrieben haben. Dennoch werden die Fahnder bei ihren Razzien selten fündig: „Drogen wurden so schnell

verbraucht“, wird sich ein Kommunarde erinnern, „dass normalerweise keine her- umlagen.“

Doch wie die Eroberung des Kon- tinentes bleibt auch das soziale Exper- iment der Landkommunen ein fast exklu- siv weißes Projekt. Schwarze bleiben nur selten hängen auf diesem Trip: Das ein- fache Leben hat offenbar wenig Anzie- hungskraft für Menschen, von denen viele schon immer mit dem Minimum auskommen mussten.

Da für ziehen die Kommunen, ganz wie früher die Pionier- städte des Wilden Westens, eine große Schar schräger Vögel an, die in keine Art von Gesell- schaft passen: Widerstandslos strömen, *free land for free people*, auch Kriminelle in die zahllosen Kommunen, Kleptoma- nen, Pädophile sowie Psychopathen, die dann eines Tages aus heiterem Himmel mit Gewehren um sich feuern.

Auch auf der Black Bear Ranch fin- den sich Tagediebe ein, die wochenlang Comics lesen und nichts tun, als zu war- ten, bis es wieder Essen gibt. Und eines Tages sitzen die Mitglieder einer obsku- ren Sekte namens Shiva Lila, gekleidet in Armeedecken und dunkle Gewänder, in der Küche und gehen nicht mehr.

Es gelingt ihnen in den folgenden Wochen sogar, mehrere Mitglieder der Kommune zu bekehren und andere ein- zuschüchtern – bis eine der Konvertiten eine schwangere Kritikerin mit einer Axt bedroht. Da erst holt der Rest der Beleg- schaft Verstärkung aus der Stadt, und die Eiferer wer- den hinausgeworfen.

Doch während die Kommunarden lernen, sich vor der Außenwelt zu schützen, weicht die Ab- wehr der bürgerlichen Ge- sellschaft gegen die neuen Ideen allmählich auf. An der naturbelassenen Nah- rung und den alternativen Heilmethoden etwa, die bei den Hippies gepflegt werden, findet nach und nach auch Amerikas main-

stream Geschmack. Eine Begeisterung, die stetig wächst – obwohl noch im Lauf der 1970er Jahre die große Zeit der Kom- munen zu Ende geht.

Denn statt Gemeinschaft propa- giert der amerikanische Zeitgeist jetzt vor allem den Aufstieg auf eigene Rech- nung und um jeden Preis. Sogar Hohe- priester der Gegenkultur wie der *furthur-* Pionier Ken Kesey machen sich schon über die „Kommunen-Lüge“ lustig. Und als 1975 der Vietnamkrieg beendet ist, gibt es auch keinen Bedarf mehr an Schlupflöchern für Männer, die sich vor der Einberufung verstecken wollen.

Viele verlassen jetzt die *frontier* und kehren zurück nach *Amerika*. Auch auf der Black Bear Ranch bricht mancher auf, um eine neue Existenz außerhalb der Kommune zu finden, macht sich als Hebamme selbstständig, als Akupunk- teur, als Rechtsanwalt oder Arzt.

Andere aber halten die Stellung. Sie ziehen neue Generationen heran, locken auch frische Aussteiger aus den Städ- ten, die ihre Wagenburg in der Wildnis bevölkern.

Und so ist noch im 3. Jahrtausend die *frontier* nicht verlassen: Noch heute halten ein paar Tausend Kommunen den kollektiven Aufbruch in Gang – auch wenn in vielen von ihnen die Selbstver- wirklichung des Einzelnen mittlerweile mehr zählt als das Aufgehen in der selbst gewählten Großfamilie.

Und im Jahr 1987 unterzeichnen auch die Bewohner der Black Bear Ranch einen Vertrag, der der ganzen Gruppe das Eigentum an dem Gelände für alle Zeit garantiert. Bei der Feier auf der Ranch tauschen sie Küsse, blasen Flöten, Kinder schlagen den Gong.

Anschließend stellen sich alle im Kreis auf, kauern am Boden, stehen mit verschränkten Armen. Und einer von ihnen tritt in die Mitte, steckt die Hände in die Hosentaschen und beginnt einen heulenden Gesang. „Ich bin die Frei- heit“, tönt er. „Ich bin das Unendliche in meiner Seele. Ich kann keinen Anfang finden und kein Ende.“ ●

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, ist Autor im Team von GEOEPOCHE und Schriftsteller. Gerade ist seine neue Novelle „Eine Liebe in der Steppe“ im Verlag Klett-Cotta erschienen.

LITERATURTIPPS

Don Monkerud u. a. (Hrsg.)
»Free Land: Free Love – Tales
of a Wilderness Commune«
Lebhaft schildern Kom-
munarden ihre Erfahrungen
(Black Bear Publishing).

Timothy Miller
»The 60s Communes –
Hippies and Beyond«
Interessante Studie über das
Phänomen Kommune (Syracuse
University Press).

Eine MASCHINE für die ZUKUNFT



Speichereinheit eines IBM-Rechners, 1964. Viele Computer liefern Ergebnisse nur als Ausdruck. Der Elektronikpionier Douglas Engelbart setzt dagegen auf einen Bildschirm, der Daten leicht verständlich wiedergibt

Am 9. Dezember 1968 stellt der US-Computerexperte Douglas Engelbart ein Gerät vor, das die Welt mehr verändern wird als jeder rebellische Protest. Beflügelt von der Vision, allen Menschen die Nutzung von Rechnern zu ermöglichen, führt er ein System vor, das sich per Mausklick bedienen und mit anderen Geräten vernetzen lässt. Mit der Erfindung beginnt eine neue Ära – die des Personal Computers — Text: MARTIN PFAFFENZELLER

Das Jahr 1968 ist das Jahr der Revolte. Weltweit gehen junge Menschen auf die Straße, um für eine bessere Gesellschaft zu kämpfen. Doch unter all diesen Rebellionen erregt die mit Abstand folgenreichste Revolution dieser Monate kaum Aufmerksamkeit. Sie beginnt am 9. Dezember in einem unterirdischen Auditorium in San Francisco, abseits des aufständischen Getöses.

Ihr Anführer trägt nicht die martialische Montur der Straßenkämpfer, sondern ein weißes Hemd mit gestärktem Kragen. Sein grau meliertes Haar hat er sorgfältig nach hinten gekämmt.

Und statt zu einer aufgepeitschten Menge spricht er vor einem Fachpublikum. Er sitzt an einem Schreibtisch auf einer Bühne, über sich eine Leinwand, vor sich eine Tastatur, die mit einem Computer verbunden ist.

Douglas Engelbart heißt dieser Rebell. Und sein revolutionärer Akt besteht darin, dass er eine Einkaufsliste für den Supermarkt zusammenstellt, deren einzelne Warenbezeichnungen auf einem Bildschirm erscheinen und dessen Oberfläche auf eine große Leinwand projiziert wird. „Ich ordne Karotten unter ‚Obst und Gemüse‘ ein“, erklärt Engelbart, „dann packe ich Bananen dazu, Äpfel und Orangen.“

Die rund 800 Zuschauer hören ihm gebannt zu. Denn der 43-Jährige benutzt einen neuartigen Apparat für seine Liste: Um die Wörter auf dem Bildschirm zu verschieben, bewegt er mit seiner rechten Hand eine kleine Kiste über den Tisch – eine frühe Computermouse.

Sie ist das wichtigste Werkzeug Engelbarts, der ein radikales Ziel verfolgt: Der Ingenieur will den Militärs, den US-Forschungsinstitutionen und der Industrie die Macht über die Computer entreißen und die Rechner allen Bürgern zur Verfügung stellen. Es ist sein Kreuzzug für eine bessere Welt.

Jahrelang hat der Amerikaner daher an der perfekten Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine getüftelt – an einem Gerät, das auch Laien bedienen

können. An diesem Tag präsentiert er seine Forschungsergebnisse auf der „Fall Joint Computer Conference“, einem Treffen von Computerwissenschaftlern und Industriellen.

In seinem Vortrag breitet Engelbart eine Vision aus: vom Zeitalter des Personal Computers und vom Aufstieg einer wichtigen Zukunftstechnik. Und tatsächlich wird die Popularisierung des Rechners die Welt wohl tiefer erschüttern, als es je ein Protestzug getan hat.

Den ersten Schritt auf dem Weg zur Computerrevolution macht Engelbart im Herbst 1945 in einer Bambushütte auf den Philippinen. Er ist 20 Jahre



Bei seinem Vortrag verschiebt Douglas Engelbart als Erster per Computermouse Daten und Wörter auf einem Bildschirm

alt – und gelangweilt. Die US Navy hat ihn als Radartechniker in den Pazifik geschickt, doch kaum ist er dort eingetroffen, fallen die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Japan kapituliert, der Zweite Weltkrieg ist beendet.

Während er auf das Schiff wartet, das ihn wieder heimbringen soll, durchstöbert Engelbart die Bibliothek seiner Basis. Dabei stößt er auf einen Aufsatz mit dem Titel „Wie wir denken könnten“ des US-Ingenieurs Vannevar Bush, eines der Väter der Atombombe.

Darin entwirft Bush eine Maschine, die das menschliche Gedächtnis erweitern soll. Von außen sieht das Gerät, das er „Memex“ nennt (wahrscheinlich

für *memory index*) aus wie ein Tisch mit Tastatur, zwei Bildschirmen und ein paar Knöpfen. Im Inneren befinden sich Walzen, in die Mikrofilme eingespannt sind. Sie dienen als Informationsträger. Eine Million Bücher könnten auf diese Weise gespeichert werden.

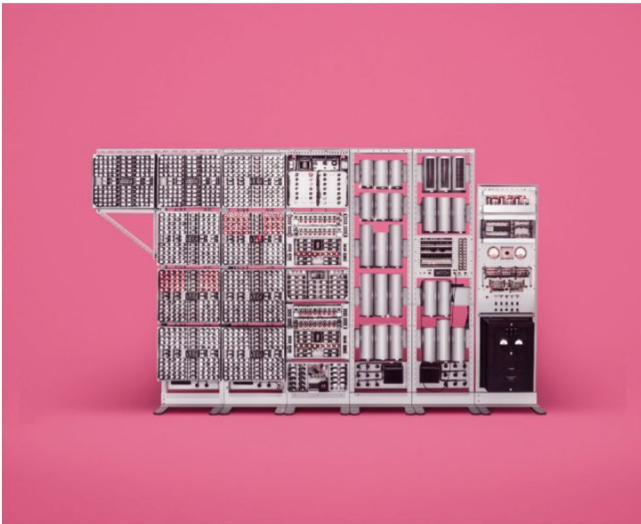
Die Nutzer, so die Vision des Amerikaners, könnten Informationen aus Nachschlagewerken und Fachbüchern, Zeichnungen und eigene Notizen auf den Bildschirmen lesen und miteinander assoziativ verknüpfen. Das Konzept, das Bush hier beschreibt, wird wenige Jahre später „Hypertext“ heißen – und ein Grundprinzip des heutigen World Wide Web werden.

Die Memex-Maschine wird zwar nie gebaut, doch Engelbart ist von der Vision beeindruckt. Jahre später, er arbeitet mittlerweile als Ingenieur bei der US-Raumfahrtbehörde, nimmt er die Idee wieder auf. Er denkt an einen Apparat, der den menschlichen Intellekt unterstützt. Er soll es dem Nutzer ermöglichen, schneller und kreativer zu werden. Der Unterschied zum Memex: Engelbart plant, seine Erfindung nicht mit einem fotografischen, sondern mit einem digitalen Speicher auszustatten.

Zielgerichtet verfolgt er seine Vision. Er promoviert zum Thema und erhält Ende der 1950er Jahre eine Stelle am Stanford Research Institute, einem unabhängigen Forschungszentrum an der Bucht von San Francisco, das eng mit Industrie, Militär und anderen Regierungsorganisationen zusammenarbeitet.

Fast alle Rechner dort sind auf dem damaligen Stand der Technik – also groß, unpraktisch und unfassbar teuer. Mitte der 1960er Jahre kosten Hochleistungsrechner etwa so viel wie 250 VW Käfer und sind mitunter wuchtiger als der Kleinwagen.

Die Nutzer sitzen oft vor Terminals, die aussehen wie der Gefechtsstand eines Atom-U-Boots: ein riesiger Metallschrank mit eingebauter Tastatur. Viele Computer werden noch mit Lochkarten programmiert; Fachleute stanzen mit Schreibmaschinenartigen Geräten Löcher in Pappkarten. Anschließend speisen sie die Karten in den Computer ein. Fotozellen in der Maschine erkennen, wo



Als Engelbart um 1959 mit seinen Forschungen beginnt, sind Rechner wie dieses britische Modell noch sperrig und unfassbar teuer



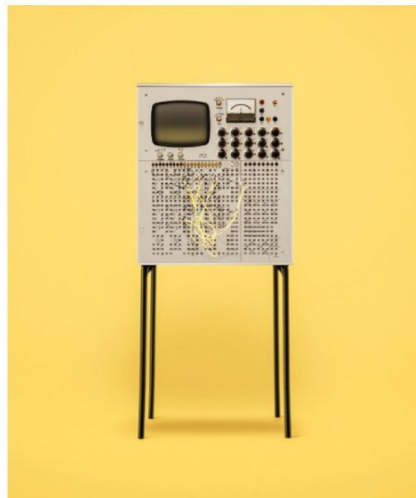
1965 kommt in den USA ein neuer Hochleistungsrechner auf den Markt. Der damals schnellste Computer der Welt kostet sieben Millionen Dollar

Löcher gestanzt sind und wo nicht, und verwandeln diese Information in Befehle oder Daten. Größere Programme bestehen aus bis zu 8000 Karten und wiegen zuweilen 18 Kilogramm.

Ergebnisse liefern die Rechner meist als Ausdruck – nur wenige Geräte verfügen bereits über einen Bildschirm.

Noch sind diese Maschinen nicht viel mehr als leistungsfähige Rechenschieber: extrem komplizierte, teure Kalkulatoren, von Nutzen etwa für die Streitkräfte, um Flugbahnen von Interkontinentalraketen zu berechnen und Verschlüsselungen zu knacken, gut auch für Banken und Börsen, um Kundennummern und Aktienkurse zu verarbeiten. Und für das Raumfahrtprogramm.

Aber sie sind nicht geeignet für Privatpersonen und Kleinunternehmer, für Autoren und Tüftler, wie Engelbart es sich erträumt. Um den Nutzen des Computers zu demokratisieren, müssen ihn auch Laien bedienen können. Der Amerikaner arbeitet daher an Geräten, die jeder ganz einfach benutzen kann: Der Rechner soll verstehen, wenn der Anwender ihm mit einer Handbewegung oder der Tastatur einen Befehl gibt, und sofort reagieren.



Engelbart will Computer schaffen, die jeder Bürger nutzen kann. Nur noch fernsehergroß ist dieser Rechner, der nach 1970 in Dresden entwickelt wird

Der Nutzer soll ganz einfach von Textstelle zu Textstelle, von Seite zu Seite hüpfen können. Dazu will Engelbart einzelne Informationen durch Hyperlinks verknüpfen – Mitte der 1960er Jahre eine wahnwitzige Vision.

Seine Kollegen tuscheln schon bald über diesen Einzelgänger, der „seltsame Dinge tut“. Doch der Computerpionier forscht unbeeinträchtigt weiter. Nebenbei besucht er Philosophieseminare – und taucht ein in die kalifornische Gegenkultur. Engelbart besucht Hippiekommunen, probiert das Rauschmittel LSD aus. An seinem Institut sammelt er Querköpfe um sich, hin

und wieder zieht der Geruch von Cannabis durch die Gänge. Sein Team baut ein Computerterminal, das im Yogasitz zu bedienen ist.

Der Ingenieur profitiert davon, dass die Grundlagenforschung in diesen Jahren geradezu mit Geld überschwemmt wird. 1957 hat die Sowjetunion den ersten Satelliten ins All geschickt und die USA damit schockiert. Angst macht sich breit, dass die UdSSR den Westen auch in der Waffentechnologie übertreffen könnte.

Daher pumpt das US-Verteidigungsministerium nun immense Summen in jedes Projekt, das auch nur indirekt einen militärischen Nutzen verspricht – unter anderem in das Rechnernetz „Arpanet“,

den Vorläufer des Internets. Und in Engelbarts Vision.

Der Pionier legt sich schnell fest, dass nur eine Form der Darstellung in der Lage ist, die Daten des Computers leicht verständlich auszugeben und eine effektive Eingabekontrolle zu ermöglichen: der Bildschirm.

Die Suche nach der perfekten Eingabetechnik ist dagegen schwieriger. Lochkarten hält Engelbart für absolut ungeeignet. Auch eine Tastatur allein erlaubt keine komfortable Bedienung. Der Ingenieur will die Bewegungen der Hand direkt in Maschinensprache übersetzen: Ein Nutzer

soll dem Computer mit einem Fingerzeig Befehle geben können, den Informationsraum mit Handbewegungen durchschreiten.

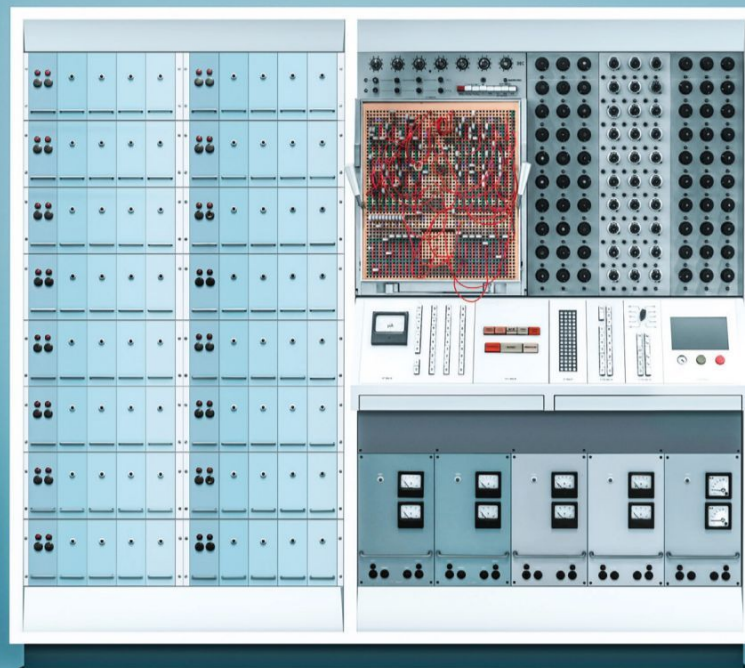
Zu diesem Zweck testet Engelbart unter anderem einen Lichtgriffel, eine Art Stift mit einem Sensor in der Spitze, den auch ein Laie über den Bildschirm führen kann. Doch dessen Bedienung, so die Erkenntnis, ist auf die Dauer zu anstrengend für den Arm des Nutzers.

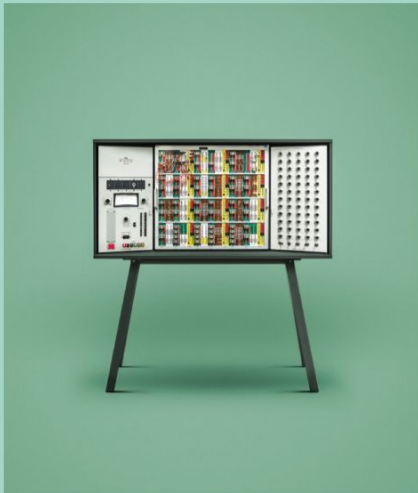
Engelbarts Idee, Daten per Tastatur und Maus einzugeben, ist revolutionär: Dieses Modell wird noch mittels Steckern programmiert, andere mit Lochkarten

Auch ein Eingabegerät für das Knie unter der Schreibtischplatte schließt Engelbart aus, weil es nicht nutzerfreundlich ist. Nach zahlreichen Tests kommen der Ingenieur und sein Team gegen Mitte der 1960er Jahre zu einer simplen, aber genialen Lösung: einer kleinen Kiste mit zwei Rädern und einer Taste, die der Nutzer über den Tisch schiebt.

Diese Kiste bleibt dort stehen, wo man sie stehen lässt. Der Nutzer kann seine Hand darauf abstützen und den Arm entspannen. So kann er sie viel bequemer als jedes andere Gerät bedienen.

Einer aus dem Erfinderteam gibt dem „X-Y-Positionsindikator für ein Bildschirmsystem“ schnell einen Spitz-





Einer der ersten Rechner, die auf einen Schreibtisch passen: Der EAI Pace wird im Apollo-Mondprogramm der USA eingesetzt

namen: „Mouse“. Und der Cursor, der Punkt, der ihre Bewegungen auf dem Bildschirm wiedergibt, heißt bald nur noch „Bug“, Käfer.

Als Engelbart das Gerät konstruiert und die Software programmiert hat, die er braucht, um einen Computer auch für Nicht-Fachleute anwendbar zu machen, meldet er seinen Vortrag auf der Konferenz in San Francisco an.

Diese Präsentation muss unbedingt ein Erfolg werden: Denn Engelbart hat dafür Gelder seiner Sponsoren ohne deren Erlaubnis verwendet.

Wochenlang planen er und sein Team den Auftritt. Sie verbinden einen

In den Staaten des Ostblocks sind bis weit in die 1970er Jahre analoge Rechner ohne Bildschirm verbreitet (Tschechoslowakei, um 1970)



Rechner in Stanford über Telefonleitungen und Richtfunk mit Engelbarts Workstation im rund 50 Kilometer entfernten Tagungsort, an die Maus, Tastatur und Bildschirm angeschlossen sind.

Von der NASA leihen sie sich einen Projektor aus – den einzigen an der Westküste, der stark genug für den Saal ist. Am 9. Dezember 1968 ist endlich alles bereit für die digitale Revolution.

Schon der Vortrag an sich ist ein technisches Meisterstück: Engelbart wird von mehreren Kameras gefilmt, eine ist von vorn auf seinen Kopf gerichtet, die andere über die Schulter auf seine Hände, Maus und die Tastaturen. Auf der Leinwand wird mal der Bildschirminhalt gezeigt, mal erscheinen Engelbarts Hände, mal sein Gesicht – oft zwei Motive gleichzeitig im Splitscreen oder überblendet, alles live.

Der Ingenieur trägt ein Headset, damit er beide Hände frei hat. Seine scheinbar spielerisch wirkende Präsentation folgt einem genauen Drehbuch, das er zuvor weitgehend auswendig gelernt hat. Dennoch ist er nervös und verhaspelt sich gleich zu Anfang, während er sich und sein Projekt vorstellt.

Als er sein Textverarbeitungsprogramm vorführt, gewinnt er endlich langsam an Sicherheit. Er tippt die Begriffe „Wort, Wort, Wort“ ein, und sie erscheinen direkt auf der Leinwand. Anschließend markiert er einen dieser Begriffe mit seinem Cursor und fügt ihn mithilfe der Maus am Ende des Textes ein.

Danach öffnet Engelbart eine Datei mit einer ungeordneten Einkaufsliste, auf der Suppe direkt über Aspirin und Zeitung steht – unpraktisch, weil sie in unterschiedlichen Läden zu kaufen sind.

Er ordnet die Liste und schafft Oberbegriffe wie „Obst und Gemüse“, erfindet zum Spaß die „schalenlose Banane“. Anschließend öffnet er eine Datei, die einen Lageplan der verschiedenen Geschäfte enthält, die Engelbart auf seinem Heimweg besuchen will. Wenn er auf die Namen der Läden klickt, erscheinen die jeweiligen Einkaufszettel – Äpfel bei Markt, Aspirin bei Apotheke.

Zum ersten Mal in der Geschichte sehen die Zuschauer bei dieser Präsen-

tation auf einem Monitor eine Vorform moderner grafischer Benutzeroberflächen.

Schließlich schaltet Engelbart seine Kollegen aus Stanford mit auf den Bildschirm und arbeitet gleichzeitig mit ihnen an einem Dokument.

Zwei Cursor huschen nun über den Bildschirm und jagen sich gegenseitig. „Bug Fight“ nennt das der Mann an der Konsole und zeigt den verblüfften Zuschauern auf diese Weise, wie er sich vernetztes Arbeiten vorstellt.

Die größte Umwälzung von allen aber versteckt Engelbart in einer Randbemerkung – vielleicht, weil selbst ein Visionär wie er ihre Bedeutung nicht erfassen kann: Denn der Rechner seines Instituts soll Teil des Arpanet werden, des vom Pentagon vor einiger Zeit initiierten Computernetzes.

Die Idee eines Rechnernetzes passt zu Engelbarts demokratischer Denkweise. Er will eine Community der Computernutzer schaffen, eine Gemeinschaft, die ihr Wissen austauscht und gemeinsam mehr.

Am Ende der Präsentation stehen die Zuschauer auf und klatschen. „Die Leute waren verzaubert. Niemand hatte so etwas jemals zuvor gesehen“, erinnert sich ein Teilnehmer. „Dies ist das nächste große Ding nach LSD“, kommentiert ein Schriftsteller.

Manche Experten hingegen misstrauen dem Ingenieur aus Kalifornien. Ein Kritiker, der während der Präsentation zugegen war, wirft ihm vor, die Wundermaschine nur für diesen einen Vortrag zusammengebaut zu haben. Der Zweifler lässt sich erst durch einen Besuch an Engelbarts Institut von dessen Projekt überzeugen (und wird später Professor für Computerwissenschaften).

Die Fachpresse hingegen schreibt begeisterte Rezensionen über die „Mensch-Computer-Partnerschaft“ und über die

kommende „Lichtgeschwindigkeitsgesellschaft“.

Doch die Euphorie verpufft schnell. Denn weder wissenschaftliche Institute noch Unternehmen oder das Pentagon erteilen Engelbart einen Auftrag, seine Vision auch tatsächlich zu realisieren. Vertreter der NASA etwa bemängeln, dass sich die Maus nicht in der Schwerelosigkeit nutzen lasse.

Der geniale Erfinder ist leider ein miserabler Verkäufer seiner Idee. Selbst enge Mitarbeiter kann er nicht halten. Anfang der 1970er Jahre wandern sie zum Technologiekonzern Xerox ab, der im nahen Palo Alto ein Forschungszentrum betreibt. Dort entwickeln sie jene Ideen weiter, die ihr Ex-Chef in seiner Präsentation skizziert hat.

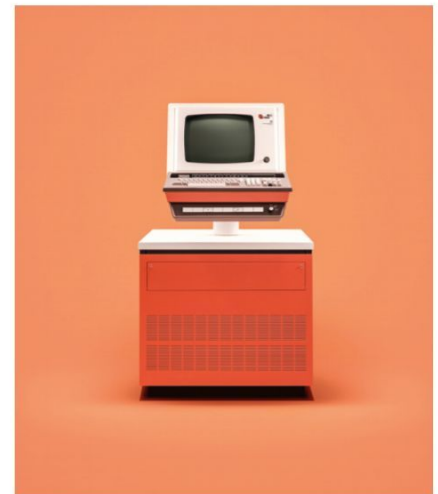
1973 stellt Xerox einen Computer namens „Alto“ vor, der in vielen Punkten bereits einem modernen PC ähnelt. Für den Rechner entwickeln Ingenieure eine grafische Benutzeroberfläche sowie darauf abgestimmte Anwendungen, darunter ein E-Mail-Programm.

Etwa 2000 Exemplare werden von dem Gerät gebaut, doch Xerox glaubt nicht an die Verkäuflichkeit des Rechners und bringt ihn nie auf den Markt.

Währenddessen verliert Douglas Engelbart einen Großteil seiner finanziellen Förderung. Sein Institut wird an eine Technologiefirma verkauft, bei der der Computerpionier als *Senior Scientist* jahrelang zum Nichtstun verdammt ist. Seine Vorführung gerät in Vergessenheit. „Mich haben sie nach Sibirien geschickt“, wird er später nur halb scherzhaft sagen.

Doch seine Ideen sind längst in der Welt – und befeuern den Aufstieg der Städte um San Francisco zum Silicon Valley, wie die Region 1971 erstmals genannt wird (nach dem Silizium in den Mikrochips, die dort gefertigt werden). Immer mehr Computerfirmen siedeln sich an, etwa der Chiphersteller Intel.

Mitarbeiter von Engelbart entwickeln dessen Ideen weiter. Bald stehen in Büros Computer, die bereits modernen PCs ähneln (Großbritannien, um 1975)



Die wahren Erben von Engelbart aber sind zwei junge Bastler, die 1976 in einer Garage eine eigene Computerfirma gründen: Apple. Steve Jobs und Steve Wozniak werden die Branche revolutionieren (auch weil sie sich von Xerox inspirieren lassen). 1980 schließen sie mit Engelbart einen Lizenzvertrag über das Patent für die Maus ab, der ihm 40 000 Dollar einbringt. Vier Jahre später stellt Apple einen PC namens „Macintosh“ vor, der auf den wichtigsten Ideen Engelbarts von 1968 basiert: Maus und grafische Benutzeroberfläche.

Und dank neuer, kleiner und billiger Halbleiter-Chips taugen Computer mittlerweile auch zur Massenware.

Erst in den 1990er Jahren entdeckt die Branche jenen Mann wieder, dem sie ihre Existenz verdankt, und die Eliteuniversität MIT verleiht ihm einen mit 500 000 Dollar dotierten Erfinderpreis.

Als der Pionier, dessen Vision eines Computers für jedermann längst Wirklichkeit geworden ist, 2013 stirbt, huldigt ihm Apple-Gründer Wozniak mit den Worten: „Für mich ist er ein Gott. Alles geht auf seine Gedanken zurück.“

Martin Pfaffen-zeller, Jg. 1989, ist Absolvent der Henri-Nannen-Schule.

LITERATURTIPPS

Michael Friedewald

»Der Computer als
Werkzeug und Medium«
*Unterhaltsame Studie über die
technischen und geistigen
Wurzeln des Personal
Computers (GNT-Verlag).*

Vannevar Bush

»As We May Think«
*Essay über das Konzept der
Wissensmaschine Memex
(www.theatlantic.com/
magazine/archive/1945/07/
as-we-may-think/303881/)*

GEOEPOCHE KOLLEKTION

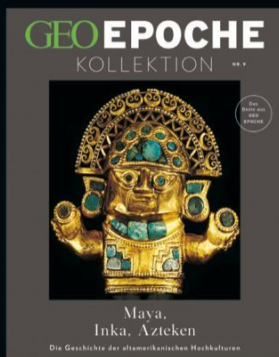


Die Pracht der Maya: Wandgemälde in Bonampak

MAYA, INKA, AZTEKEN

Die Geschichte der
altamerikanischen Hochkulturen

Die Indianer Mittel- und Südamerikas schufen einen faszinierenden Kosmos: Sie errichteten Pyramiden, so mächtig wie jene Ägyptens, und Metropolen, so prachtvoll wie Rom. Sie eroberten gewaltige Imperien, gestalteten Kunstwerke von meisterhafter Schönheit, erdachten höchst komplexe Schrift- und Kalendersysteme. Doch diese Hochkulturen hatten keine Chance gegen die militärisch überlegenen Europäer, die ab 1492 in die Neue Welt kamen. Die Konquistadoren unterwarfen rasch weite Teile Altamerikas, plünderten, mordeten, versklavten ganze Völkerschaften. Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION beschreibt diese Beutezüge – vor allem aber berichtet sie von der versunkenen Welt der Indianer Altamerikas.



GEOEPOCHE KOLLEKTION »Maya, Inka, Azteken« hat 188 Seiten Umfang und kostet 12,50 Euro. Einige Themen: Das Geheimnis der Mochica / Chichén Itzá – Pracht im Urwald / Karriere eines Killers: Der Aufstieg von Acht Hirsch Jaguar-kralle / Das Imperium der Inka / Francisco Pizarros Raubzug

GEO WISSEN

GELIEBTE GEFÄHRTEN

Wie wir unsere Haustiere
besser verstehen

Katzen, Hunde, Meerschweinchen, Kaninchen: 30 Millionen Tiere leben in deutschen Haushalten. Wie beeinflussen sie unser Fühlen und Verhalten – und wie können wir sie besser verstehen? Die neue Ausgabe von GEO WISSEN gibt Antworten.



GEO WISSEN »Geliebte Gefährten« hat 156 Seiten (mit 40 Seiten Extra-Heft »Welche Hunderasse passt zu mir?«) und kostet 10 Euro; mit DVD (»Die Instinkte unserer Haustiere.«) 16,50 Euro. Einige Themen: Wie Hunde uns »lesen« / Haben Tiere eine Seele? / Die Sprache der Katzen / Ein Pferd als Freund

GEO WISSEN GESUNDHEIT

UNSERE HAUT

So bleibt sie ein Leben lang
gesund und schön



GEO WISSEN GESUNDHEIT »Unsere Haut« ist 172 Seiten stark und kostet 11,50 Euro, mit DVD (»Das Richtige für eine gesunde Haut«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Die beste Pflege / Was Anti-Aging-Cremes wirklich bringen / Was tun bei Cellulite?

DIE INQUISITION

Vom Mittelalter an sorgt eine Institution für Pein und Furcht in Europa: Die Häscher der katholischen Kirche jagen Menschen, weil sie das Falsche glauben



Vor dem Tribunal: Mit bürokratischer Akribie prüft die Inquisition die Beschuldigten

Die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHE** handelt von der Gewalt im Namen Gottes. Sie erzählt von Ermittlern, Folterknechten und Verrätern. Von religiösen Rebellen und machtbewussten Kirchenfürsten, von Tribunalen und Scheiterhaufen, gnadenloser Bürokratie und geschickten Verhören. Und damit von einer Institution, die über Jahr-

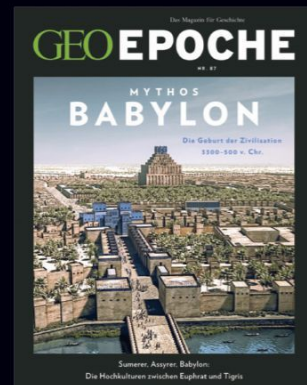
hunderte hinweg Menschen verfolgt, peinigt und ins Feuer schickt, allein weil sie anders glauben und leben, als es die Dogmen vorsehen. Einer Einrichtung, die Abweichler mit Akribie und Härte jagt und dabei in ihrer Form paradoxerweise zugleich fortschrittlich ist: der Inquisition.

Um das Jahr 1200 sendet der Papst erstmals seine Häscher aus, damit sie Ketzer aufspüren. Bald

bedienen sich mächtige Herrscher der Inquisitoren, um unliebsame Gegner zu beseitigen; später werden Forscher wie Galileo Galilei drangsaliert und Frauen als vermeintliche Hexen verbrannt. In Spanien gründen die Könige sogar eine eigene Staatsbehörde für die Inquisition.

Ein Heft über den Kampf um die Einheit des Glaubens, der zu Verfolgung, Folter und Tod führte.

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE